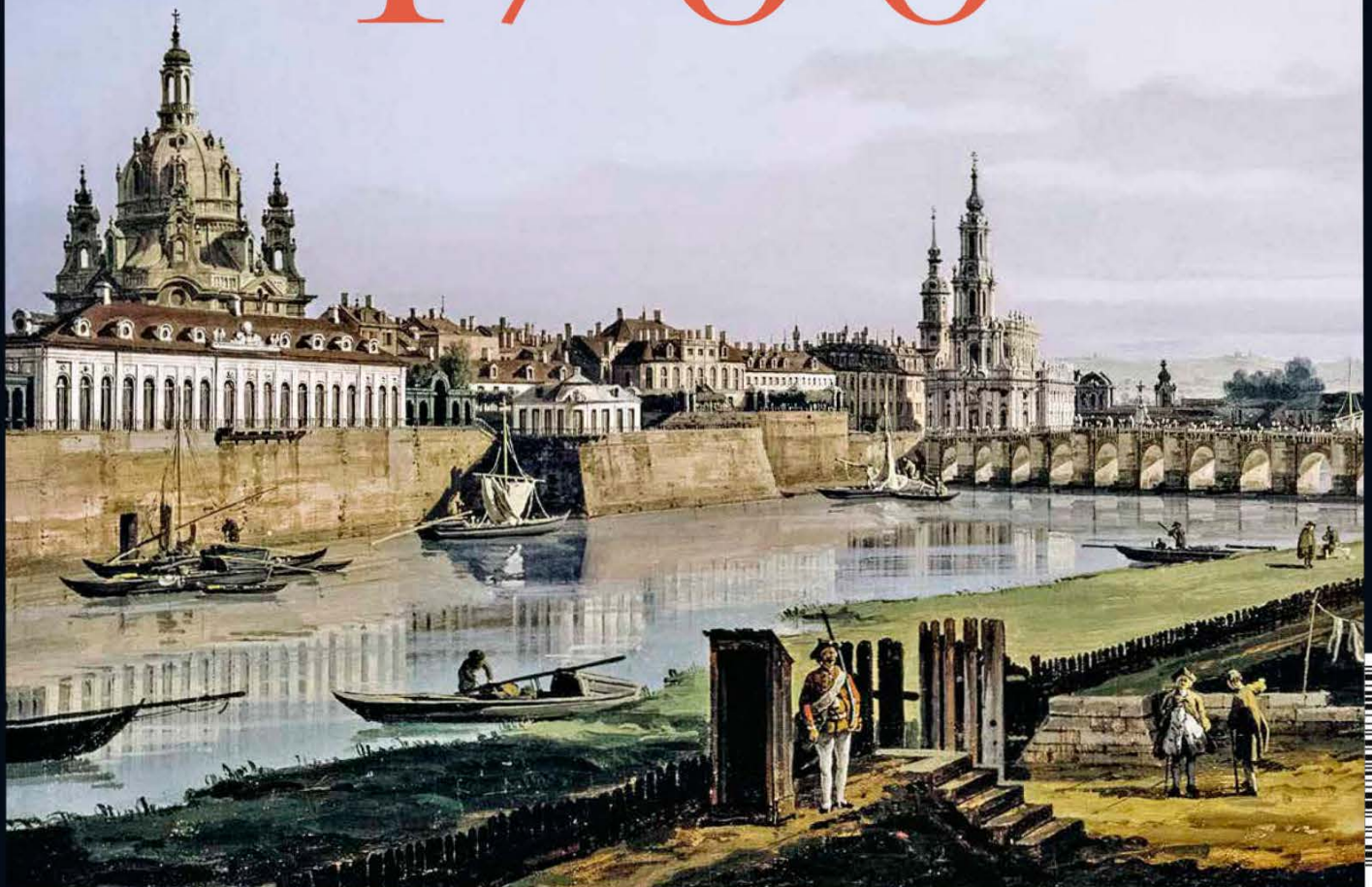


Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 98

DEUTSCHLAND *um* 1700



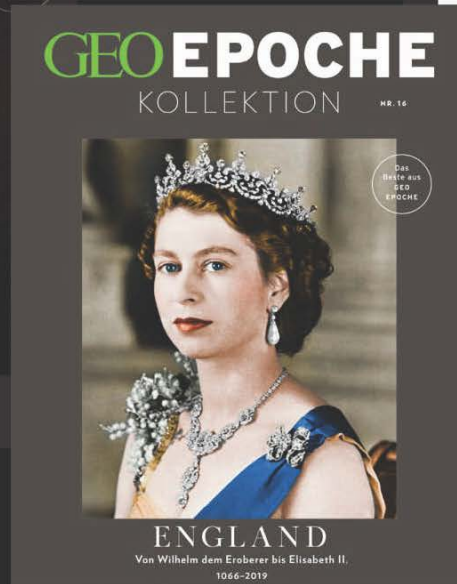
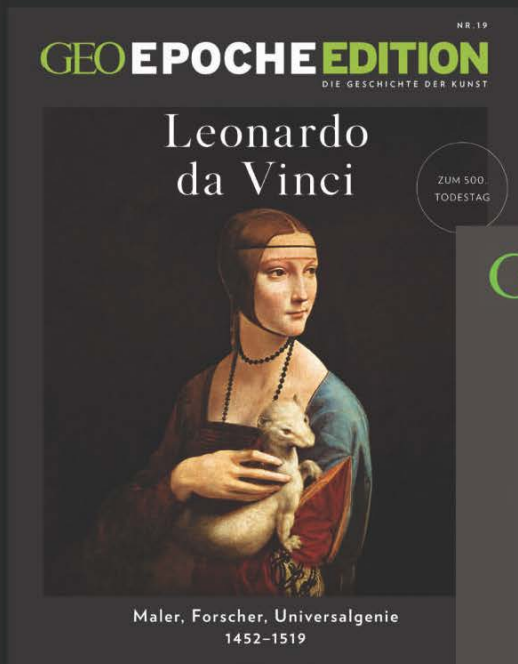
Deutschland € 12,00 · Schweiz 19,00 sfr · Österreich € 13,50
Benelux € 14,00 · Dänemark dkr 135,- · Italien € 16,00



9 783652 008525

Sachsen im Glanz des Barock / Das letzte Universalgenie / Messestadt Frankfurt / Der Furor des Soldatenkönigs
Die Mordweihnacht von München / Ein Kantor namens Bach / Preußens Kolonie in Afrika / Wien: Eine Stadt als Bühne

Magazine, die Geschichte schreiben.



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90
oder auf www.geoshop.de. Nur solange der Vorrat reicht.

GEO EPOCHE

Liebe Leserin, lieber Leser

Man könnte die deutschen Fürsten, die um das Jahr 1700 herrschen, allesamt für pompöse Blender halten. Oder schlicht für größenwahnsinnig. Männer wie Eberhard Ludwig, der ab 1693 das kleine, arme, kriegszerstörte Württemberg regiert – und der sich dennoch sein eigenes Versailles mitten in die Wildnis stellen lässt: Schloss Ludwigsburg, einen Palast mit mehr als 400 Räumen, zwei Kapellen und eigenem Theater. Und weil der Herzog nicht zum Regieren in die ungeliebte Kapitale Stuttgart reisen will, ordnet er kurzerhand auch noch den Bau einer neuen Hauptstadt neben dem Schloss an.

Oder Friedrich Wilhelm I., seit 1713 König in Preußen, dessen Spleen die Sammlung besonders groß gewachsener Soldaten ist, die der Monarch mit Gewalt, Tricks und viel Geld aus ganz Europa nach Potsdam holen lässt. Für den 2,17 Meter großen Iren James Kirkland zahlt der Soldatenkönig den Werbern 7161 Reichstaler und acht Groschen; für 55 russische Grenadiere tritt er dem Zaren ein sonnenfarbenes Meisterwerk ab: das Bernsteinzimmer. Dabei ist die Leibgarde der „Langen Kerls“ nur eine Paradiertuppe: Für den Einsatz im Gefecht taugen die Hünen kaum – etliche leiden offenbar an pathologischem Riesenzwuch und sind körperlich wenig belastbar.

Oder August der Starke, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, der 1719 eines der glanzvollsten Feste des Jahrhunderts feiert. Einen Monat lang dauern die Lustbarkeiten zur Hochzeit seines ältesten Sohnes, zu denen Tausende Edelleute aus dem Heiligen Römischen Reich und Polen geladen sind: Bälle und Festessen, Jagdausflüge und Tierhatzen, italienische Opern und französische Komödien, simulierte Seeschlachten und aufwendige Feuerwerke. Sechs Millionen Taler soll das Spektakel gekostet haben – mehr als der sächsische Staat in manchem Jahr an Gesamteinnahmen hatte.

Das alles könnte man für sinnlose Prasserei halten – und würde mit diesem Urteil doch in Teilen danebenliegen. Denn die deutschen Fürsten betreiben mit ihrem barocken Gehabe Machtpolitik, so wie ihr Vorbild Ludwig XIV. Der französische Monarch und seine Epigonen in Deutschland wissen, dass die Stärke eines Herrschers zu jener Zeit nicht allein auf der Zahl seiner Soldaten beruht. Sondern dass es entscheidend auch auf die Kraft



der von ihm produzierten Bilder ankommt. So wie Ludwig XIV. sich als Sonne darstellen lässt, als alles überstrahlendes Zentrum des Universums – und damit seine Rolle als Mittelpunkt Frankreichs meint, als Lebensquell und Erhalter des Staates.

Solche Bilder sollen zum einen den Anspruch der Regenten legitimieren, von Gottes Gnaden zu herrschen. Deshalb lässt der württembergische Herzog Palast und Residenzstadt in einer schwer zugänglichen Gegend errichten, die eigentlich für einen solchen Bau völlig ungeeignet ist: um seinen Untertanen zu demonstrieren, dass er, weil Gott ihn zum Herrscher auserwählt habe, sogar die widerspenstige Natur unterwerfen könne.

Und die verschwenderischen Festivitäten Augusts des Starken von 1719? Da geht es ebenfalls um ein politisches Spiel – mit dem höchsten Siegespreis. Denn die Braut des Thronfolgers ist eine Habsburgerprinzessin: die Nichte des amtierenden Kaisers, des ranghöchsten Souveräns Europas. Und all der Aufwand bei der Hochzeit ist wie eine öffentliche Bewerbung der sächsischen Dynastie auf

die Kaiserkrone.

Mit eindrucksvollen Bildern Politik zu machen – diese Form der Staatskunst ist auch 300 Jahre später immer noch für viele Politiker das Mittel der Wahl.

Im Dezember 2019 feiert GEOEPOCHE seinen 20. Geburtstag und die 100. Ausgabe. Lassen Sie sich überraschen.

Herzlich Ihr

Michael Schaper
MICHAEL SCHAPER



GEOEPOCHE FEIERT

seinen 20. Geburtstag: Mit dem Heft über »Das Millennium« fing 1999 alles an. Im Dezember 2019 wird nun die Jubiläumsausgabe erscheinen – die Nr. 100



BAROCKE PRACHT

Die Fürstenhöfe wie hier in Wien sind die Fixpunkte der deutschen Lande um 1700: Dort bündeln sich mehr denn je Prunk und Macht.

SEITE 6



AUGUST DER STARKE

Kein deutscher Potentat protzt so hemmungslos mit seinem Luxus wie der Sachsenherrscher. SEITE 22



PREUSSEN IN AFRIKA

Es ist ein aberwitziger Plan: Der Kurfürst in Berlin will sein Land zur Kolonialmacht erheben. SEITE 62

MÄTRESSE

Als die Geliebte des Herzogs von Württemberg den bereits verheirateten Regenten zur Ehe drängt, entbrennt ein ungeheurer Skandal.

SEITE 72



PEST

1708 sucht die Seuche Preußen heim – und fordert unter der von Hunger und Armut geschwächten Landbevölkerung fürchterliche Opfer.

SEITE 74

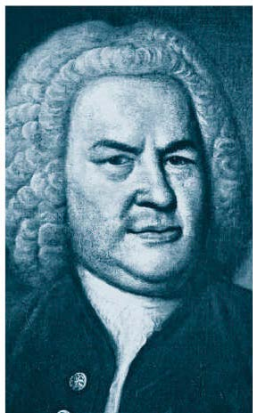
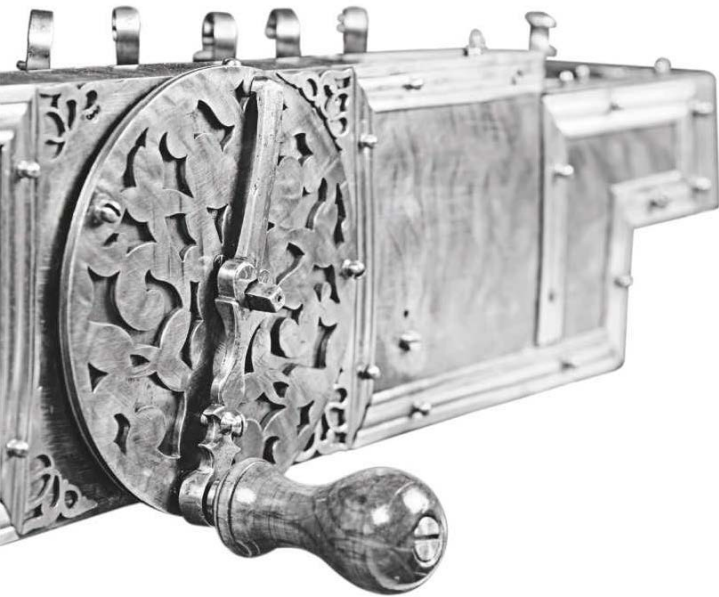
SOLDATENKÖNIG

Friedrich Wilhelm I. ist ein Militarist und Grobian. Und ein kluger Reformier, der das Fundament legt für den Aufstieg Preußens zur Großmacht.

SEITE 86

**UNIVERSALGELEHRTER**

Die Erkenntnisse von Gottfried Wilhelm Leibniz prägen die Welt bis heute. So entwickelt er eine Rechenmaschine (unten) und die theoretischen Grundlagen des Computers. SEITE 116

**GENIE DER MUSIK**

Keiner erforscht die Regeln der Musik und deren Wirkung auf das menschliche Gemüt so genau wie der 1685 geborene Johann Sebastian Bach.

SEITE 126

- ♦ *Die mit diesem Symbol versehenen Beiträge finden Sie links bebildert.*
- ♦ **PANORAMA** **Deutschland im Barock**
Ein Land zwischen herrschaftlicher Pracht und drückendem Elend ... 6
- DIE DEUTSCHEN LANDE** **Ein Volk, viele Staaten**
Die politische Lage Ende des 17. Jahrhunderts ist hochkomplex ... 20
- ♦ **AUGUST DER STARKE** **Fürst der Verschwendung**
1719 lädt der Herrscher zu einem grandiosen Fest nach Dresden ... 22
- FRANKFURT AM MAIN** **In der Metropole des Geldes**
Nirgends kann man besser Geschäfte machen als in der Messestadt ... 38
- ESTHER LIEBMANN** **Die Hofjüdin**
Zu den bedeutendsten Finanzexperten um 1700 zählt eine Frau ... 52
- BAUERNAUFSTAND** **Blutige Weihnachten**
Eine Rebellion bayerischer Freiheitskämpfer endet im Massaker ... 54
- PREUSSISCHE KOLONIE** **Festung der Gier**
♦ Auch der Hohenzollernfürst will ein Reich in Übersee ... 62
- ♦ **CHRISTINA WILHELMINA VON GRÄVENITZ** **Die Macht der Geliebten**
♦ In Württemberg regiert die Mätresse des Herzogs mit ... 72
- ♦ **PEST** **Das große Sterben**
♦ Im Sommer 1708 bricht eine Katastrophe über Preußen herein ... 74
- ♦ **FRIEDRICH WILHELM I. Der Soldatenkönig**
♦ Preußens Monarch ist ein Wüterich – und ein fähiger Reformier ... 86
- JOHANN CHRISTIAN GÜNTHER** **Meister der Verse**
Der begabteste Dichter seiner Zeit scheitert im wirklichen Leben ... 98
- ZEITTADEL** **Daten und Fakten** ... 103
- ♦ **GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ** **Das letzte Universalgenie**
♦ Ein unbeholfener Einzelgänger ist der klügste Geist der Epoche ... 116
- ♦ **JOHANN SEBASTIAN BACH** **Musik als Wissenschaft**
♦ Wie besessen ergründet der Komponist die Gesetze des Klangs ... 126
- ARCHITEKTUR** **Das schwäbische Versailles**
In der Provinz entsteht eines der größten Barockschlösser Europas ... 140
- WIEN** **Eine Stadt als Bühne**
Feudal feiert die Kapitale 1736 die Hochzeit der Kaisertochter ... 150
- Die Welt von GEO** ... 102
- Mitarbeiter** ... 115
- Impressum, Bildnachweise** ... 115
- Vorschau »Das Alte Persien«** ... 166

um 1700
Ein Panorama in Gemälden

Die Fürstenhöfe sind die Fixpunkte der deutschen Lande um 1700: Wie nie zuvor bündeln sich dort in jener Epoche Prunk und Macht. Doch die große Mehrheit der Bevölkerung lebt abseits allen herrschaftlichen Glanzes – bedroht durch Ausbeutung und verheerende Kriege

Im Deutschland

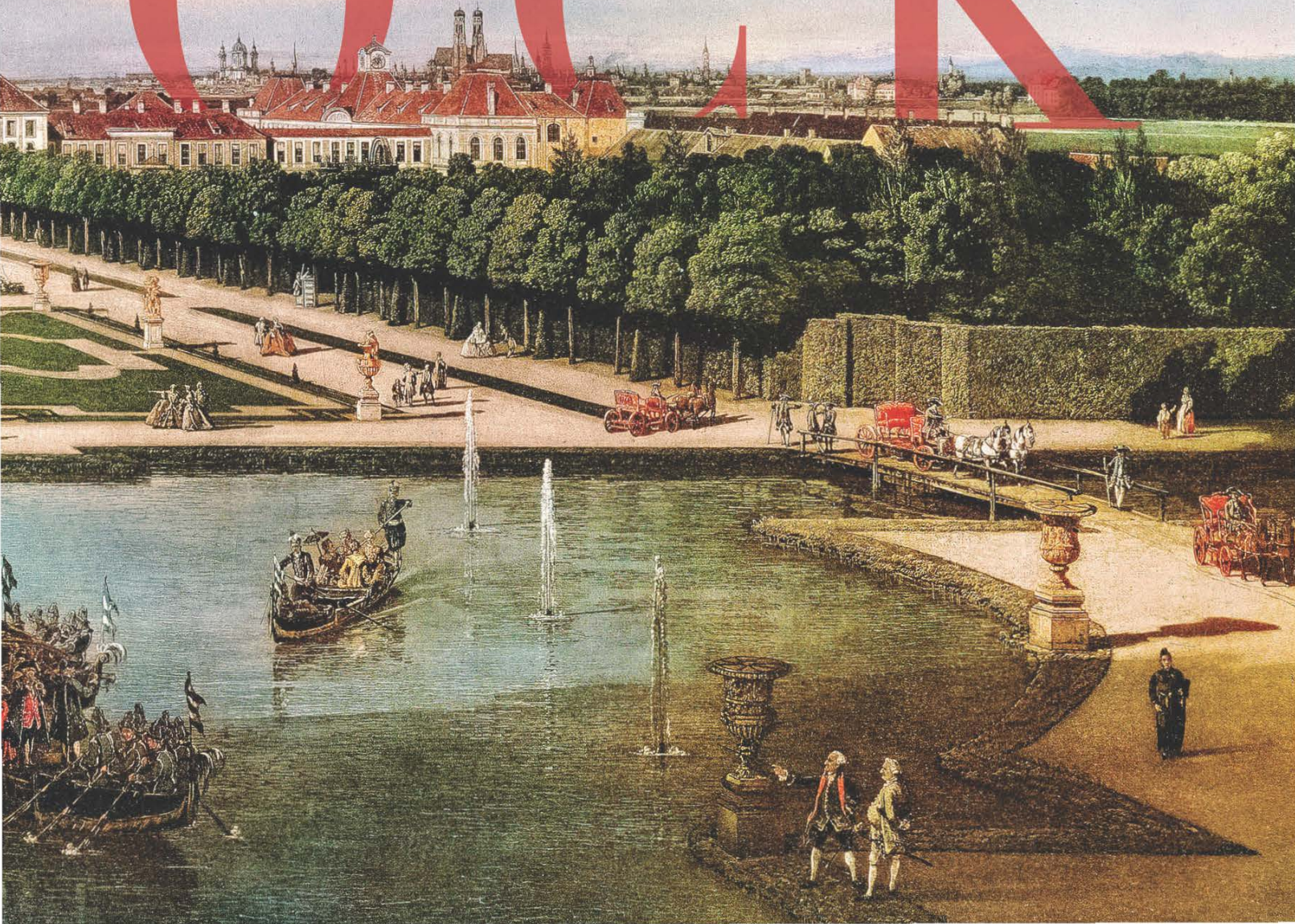
BAR



VIELERORTS entstehen
ab dem späten 17. Jahrhundert
prunkvolle Barockresidenzen
wie Schloss Nymphenburg bei
München. Bayerns Kurfürst
Max Emanuel lässt sogar das
Wasser eines Flusses um-
leiten, damit Boote vor dem
Palast einen künstlichen
See befahren können

des

BAROCK



Im Schatten der SCHLÖSSER

Die meisten der 15 Millionen Deutschen leben fern der Paläste und Metropolen in kleinen Städten, vor allem aber auf dem Land. Dort ist der Alltag hart. So müssen die Bauern Abgaben an ihre Grundherren leisten. Und besonders in den ostelbischen Gebieten sind viele Menschen de facto Leibeigene der Junker, die die Felder besitzen, Recht sprechen und über Ehen entscheiden



AUF DEM LAND und in den Kleinstädten hat sich der Alltag der Deutschen seit dem Mittelalter kaum verändert. Handwerker gehorchen den Regeln der Zünfte, Bauern denen ihrer Grundherren – und der Fürst ist weit weg



DER ALTMARKT zu Dresden,
im Hintergrund die Kreuzkirche.
Repräsentative Bürgerhäuser
umrahmen den zentralen Platz
der sächsischen Metropole; hinter
den schmuckvollen Fassaden
liegen Wohn-, Geschäfts- und
Lagerräume (um 1750)



Stätten des BÜRGERSTOLZES

Nicht nur die Fürsten lassen sich Prachtbauten errichten: Die Häuser des Bürgertums, mit Barockfassaden versehen, zeugen vom wachsendem Wohlstand des dritten Standes. Dessen Sparsamkeit zeigt sich an den Hinterseiten der Bauwerke – die oft deutlich schlichter gehalten sind



Mit der Kraft der SCHÖNHEIT

Im Zeitalter des Barock gilt nur sichtbare Macht als wirkliche Macht. Und so zeigen die Fürsten ihre Bedeutung durch immer neue Prunkbauten. Ihre Schlösser und Paläste sollen den Betrachter überwältigen und von der Rechtmäßigkeit der geltenden Verhältnisse überzeugen – als steinerne Manifestationen der gottgewollten Herrschaft des Adels



AUCH WEITLÄUFIGE Gartenanlagen
(hier der Park des Schlosses Belvedere
in Wien) gehören zur Herrschafts-
architektur des Barock. Die Natur wird
in strenge symmetrische Formen
gezwungen – und so zur Dekoration
der fürstlichen Erhabenheit



PIRNA IN SACHSEN ist eine von rund 4000 Kleinstädten, die charakteristisch sind für Deutschland um 1700: im Mittelalter gegründet, von einer mittlerweile nutzlos gewordenen Mauer umgrenzt, bewohnt von einigen Hundert bis wenigen Tausend Menschen – so wie 95 Prozent aller deutschen Städte



Nation im STILLSTAND

Europas bedeutendste Staaten werden zentral regiert, wie Frankreich – militärische Vormacht, Schrittmacher absolutistischer Herrschaft – und England, das sich anschickt, ein Empire zu erobern. Dagegen verharren die Deutschen, in Hunderte Territorien zersplittert und erst viel später zu einem Nationalstaat vereint, im toten Winkel der Geschichte



Land ohne FRIEDEN

Die Hoffnung auf Ruhe nach
den Verheerungen des Dreißigjährigen
Krieges trägt: Auch nach 1648
kämpfen fremde Invasoren, aber ebenso
einheimische Fürsten um Ruhm
und Territorialgewinne: an der Ostsee,
in der Pfalz, in Württemberg
und Bayern, in Österreich und
mehrmals in Sachsen



WÄHREND DES SIEBENJÄHRIGEN KRIEGES
unter anderem zwischen Berlin und Wien greift
Preußens Armee das den Habsburgern
nahestehende Sachsen an. Bei der Beschießung
Dresdens wird die Stadt, hier die zerstörte
Kreuzkirche, schwer beschädigt



Das Zentrum der MACHT

Der Kaiser in Wien ist der höchste aller Herrscher im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation. Seit Generationen tragen die Oberhäupter des Hauses Habsburg diesen Titel. Doch ab dem 17. Jahrhundert gewinnen die traditionell starken Fürsten weiter an Einfluss, und so kommt es zwischen manchen von ihnen und dem Kaiser immer wieder zu Machtkämpfen – bisweilen gar zu offenem Krieg



DAS WESTLICH VON WIEN
gelegene Schloss Schönbrunn dient
der Habsburgerin Maria Theresia
ab 1740 als Sommerresidenz. Sie lässt
den Bau erweitern und mit zusätz-
lichen Stuckdekors und Verzierungen
versehen – und schafft so ein Mo-
nument des Rokoko, der vielen als
Vollendung des Barock gilt ◇



EIN VOLK, VIELE STAATEN

Deutschland besteht im Zeitalter des Barock aus Hunderten weitgehend autonomen Einzelstaaten. Die meisten gehören zum vom Kaiser geführten Heiligen Römischen Reich, andere aber nicht. Viele Landesherren streben danach, ihre Macht noch auszubauen – und zu absolutistischen Fürsten zu werden

TEXT: Frank Otto KARTE: Stefanie Peters

Was macht um 1700 Deutschland aus? Es ist kompliziert. Denn ein Nationalstaat existiert nicht. Es gibt das Heilige Römische Reich, das den Zusatz „deutscher Nation“ trägt, aber in Wirklichkeit ein Konglomerat zahlloser Territorien ist, von denen viele eine nichtdeutsche Bevölkerung haben. So leben in zum Reich gehörenden Ländern wie Böhmen vor allem Tschechen, in den balkanischen Gebieten vorwiegend Slowenen.

Und es gibt auch Regionen, die überwiegend von Deutschen besiedelt sind, aber nicht zum Heiligen Römischen Reich gehören: Preußen etwa, das Land an der Ostsee, im Besitz der Hohenzollerndynastie, aufgrund einer höchst verwickelten Vorgeschichte aber nicht Teil des Reichs. Oder der Süden Schlesiens, das dem König von Dänemark untersteht, genauso wie Holstein – das aber wiederum Teil des Reichs ist. Es ist kompliziert.

„Deutschland“ im Singular also existiert um 1700 nicht – sondern es gibt nur die „deutschen Lande“ im Plural: jene Gebiete, deren rund 15 Millionen Bewohner Deutsch sprechen. Dennoch: Die meisten Deutschen leben in dieser Zeit im Heiligen Römischen Reich – einem aus dem Mittelalter stammenden Gebilde ohne geschlossenes Territorium, feste Grenzen, einheitliches Recht.

Es ist ein politischer Flickenteppich, über den formal zwar der römisch-deutsche Kaiser gebietet, dessen Einzel-

teile tatsächlich aber von ihren jeweiligen Herren regiert werden. Unter ihnen sind Mächtige wie der Kurfürst von Sachsen – aber auch Ritter, die nur über einige Bauernhöfe befehligen. Dazu kommen noch einmal rund 50 Reichsstädte.

Sie alle sind innenpolitisch fast vollständig und in ihrer Außenpolitik weitgehend autonom, dürfen Bündnisse mit fremden Herrschern schließen.

Denn anders als etwa den Königen Frankreichs oder Englands ist es den Kaisern als Oberhäuptern des Reichs über Jahrhunderte nicht gelungen, die wichtigsten Herrschaftsrechte der lokalen Adeligen auf sich zu vereinen und einen Zentralstaat zu begründen.

Vor allem die Kurfürsten, die den römisch-deutschen König wählen und damit zum Kaiser bestimmen, forderten im Lauf der Zeit als Preis für ihre Gunst immer größere Eigenständigkeit – und wurden so de facto zu souveränen Herrschern. (Um der Furcht vor einer Hegemonie ihrer Dynastie entgegenzuwirken, gestehen die Habsburger-Kaiser diese faktische Autonomie später auch den kleineren Fürstentümern zu.)

Während des Dreißigjährigen Krieges drohte das Heilige Römische Reich überdies an den tiefen Gräben zwischen den Konfessionen zu zerbrechen.

Nur mühsam konnten sich die Kontrahenten 1648 auf einen Frieden einigen – doch wirkliche Ruhe fanden die deutschen Lande auch in den Jahrzehnten danach nicht. Wieder und wieder wurden sie zum Kampfschauplatz

oder Durchzugsgebiet fremder Truppen, beispielsweise in den Feldzügen um die Vorherrschaft im Ostseeraum.

Im Südosten des Reichs belagerten die Osmanen 1683 Wien und konnten nur unter größten Opfern zurückgeschlagen werden. Den Südwesten trafen die Angriffe des französischen Königs Ludwig XIV., dessen Truppen ab 1688 systematisch die Pfalz verwüsteten und unter anderem Heidelberg, Mannheim, Worms, Speyer niederbrannten.

Und doch wird Frankreichs Monarch um 1700 für die deutschen Fürsten zum Vorbild: als absolutistischer Herrscher, der den Einfluss des Hochadels zurückdrängt und auf diese Weise immer größere Befehlsgewalt in seiner Person bündelt. Und als Bauherr, dessen Macht sich unter anderem in der barocken Pracht seines Versailler Hofes manifestiert. Diesem Prunk (wie auch Ludwigs Machtanspruch) eifern die deutschen Aristokraten nach, errichten wie er pompöse Schlösser – und betreiben einen derartigen Aufwand, dass mancher Herr eines Kleinststaates bald bankrott ist.

Begehrtestes Symbol absolutistischer Macht indessen ist die Königskrone. Weil aber der Kaiser im Reich eine solche Rangerhöhung nicht zulassen würde, versuchen ambitionierte deutsche Landesherren, etwa der sächsische Kurfürst, sich einen ausländischen Thron zu erkaufen (in diesem Fall den polnischen) – und machen die deutsche Staatenlandschaft um 1700 damit noch ein wenig komplizierter. ◇

DEUTSCHLAND UM 1700



DIE MEISTEN Deutsch sprechenden Menschen leben um 1700 in einem der Staaten, die das Heilige Römische Reich bilden – aber viele auch außerhalb der Reichsgrenzen, etwa in Preußen oder dem Herzogtum Schleswig. Umgekehrt sind auch Tschechen, Slowenen und Italiener Untertanen des Kaisers – ein deutscher Nationalstaat existiert zu dieser Zeit noch nicht

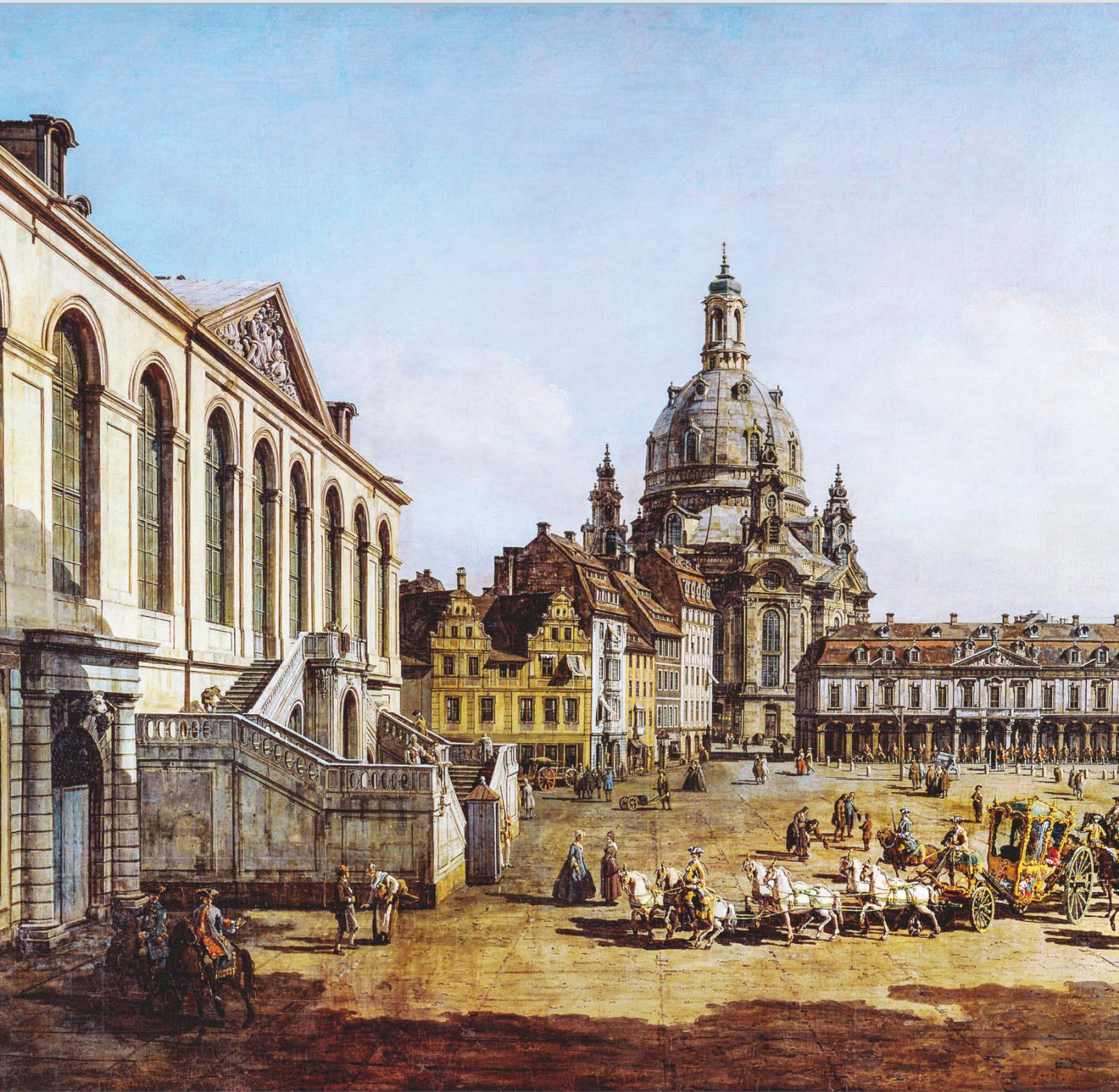
TEXT: *Matthias Mesenhöller*

FÜRST DER VERSCHWENDUNG

Ein Barockherrscher muss mit Luxus protzen, um seine Macht zu zeigen, und das tut kein deutscher Fürst so hemmungslos wie Sachsens Friedrich August I.: Er füllt Schlösser mit Kunst, lässt Prachtbauten errichten, verwandelt Dresden in eine glanzvolle Metropole. Und lädt schließlich zu einem Fest, das Wochen dauern wird – und alles in den Schatten stellt



39 JAHRE LANG regiert
Friedrich August I., den man
später den »Starken« nennt,
weil er mit bloßen Händen etwa
Eisenrohre verwinden konnte



DRESDEN ist das Machtzentrum des Kurfürstentums Sachsen. Dort überragt die Kuppel der Frauenkirche den Neumarkt – deren Bau zur Zeit



Friedrich Augusts beginnt (Bernardo Bellotto, genannt Canaletto, 1749)

Dresden, an einem Frühjahrstag des Jahres 1700. In der Küche des Residenzschlosses zieht ein gewaltiger Kamin den meisten Rauch ab, die Schwaden von verbranntem Fett, den Dunst würziger Saucen. Dennoch bedeckt öliger, schwarzer Ruß das Mauerwerk.

In der Hitze hantieren die Köche und Küchenjungen mit Messern und Quirlen, Fleischbeilen, Mörsern, dem Bratspieß; ein Holzträger schürt die Feuer. Durch das Geschwätz der Leute, das Klappern der Töpfe und Pfannen schallen Anweisungen der Küchenmeister. Und von fern Trompeten und Pauken: Hofmusikanten künden den Gästen des Kurfürsten jedes neue Gericht an.

Diener schleppen Platten und Schüsseln mit Speisen aus der Küche. Karpfenfilets in Honigsauce, gebratene Fasane, denen ein Koch zum Schmuck wieder ihr Federkleid angelegt hat, einen gesottenen Wildschweinkopf, einen im Ganzen gegrillten Frischling. Vor dem Speisezimmer übergeben sie ihre Last an die vornehmeren Lakaien, die den versammelten Herrschaften auftragen.

Vor allem dem Herrn des Hauses: Friedrich August I. von Sachsen. Denn der Kurfürst aus der Dynastie der Wettiner isst und trinkt mit Hingabe. Als Appetitanreger vielleicht ein zartes Huhn sowie zwei Dutzend geröstete Weinbergschnecken. Anschließend mager eine Leberpastete zu sich nehmen, ein fettes Stück Aal, einen speckgespickten Rehrücken, süßsaures Lammkotelett mit Rosinen, die Keule eines gut abgehangenen Hasen, gebeizte Austern. Und als Nachtisch ein paar Esskastanien, Marzipan, Feigen oder Granatäpfel. Dazu trinkt er ungarischen Tokajer oder französischen Burgunder, von denen er an einem Abend mehrere Flaschen verträgt. Schließlich noch Eierkuchen gefüllt mit Parmesan.

Friedrich August ist groß, kräftig und überaus robust, und er vermag riesige Mengen schwerer Kost zu verschlingen. Er braucht dazu nicht einmal einen besonderen Anlass; fast täglich nutzt der Monarch die Geselligkeit seiner Tafel zur verschwenderischen Völlerei.

Zwar hat der 26-Jährige noch nicht den tonnenartigen Bauchumfang späterer Jahre, das imposante Doppelkinn. Doch ist er bereits jetzt so schwer, dass die Ärzte dringend zu Mäßigung und Diät raten.

Vergebens. Ihr Herr isst und trinkt wie ein Berserker. Und er ist stolz darauf. Denn dick zu sein – das muss man

sich erst einmal leisten können. Wer ungehemmt in sich hineinstopft, hat für alle sichtbar die Mittel und das Recht dazu. Er protzt mit Geld, Macht und einer gesunden Rossnatur. Daher sind dicke Menschen attraktiv, erotisch.

Und daher ist dieses Zeitalter eine strotzende, prunkende, verschwenderische Epoche: nicht allein, weil es einigen genussüchtigen Aristokraten so gefällt – sondern auch, weil nur als reich (und kreditwürdig) gilt, wer sein Vermögen zeigt. Mächtige Verbündete gewinnt am leichtesten, wer selbst potent erscheint. Bescheidenheit mag eine Tugend sein – doch riecht sie nach Armut und Ohnmacht, niederem Stand. Ein Fürst mehrt seinen Ruhm, je üppiger er schwelgt, je weniger Grenzen er seinen Gelüsten auferlegt, je weiter er die Prasserei treibt.

Wenige Monarchen aber treiben dies so weit wie Friedrich August von Sachsen (den spätere Generationen „den Starken“ nennen werden).

Er jagt, zecht und verführt die Frauen, dass es Besuchern die Sprache verschlägt. Er lässt sich bezaubernd schöne Schlösser herrichten und füllt sie mit den Erzeugnissen seiner Juweliere und Kunsthandwerker, mit Tonnen prächtigsten Porzellans. Seine perlenbesetzten Röcke und gerüschten Hemden wirken zuweilen wie nicht von dieser Welt. Und immer wieder führt er seine Schätze vor: bei hingebungsvoll choreografierten Festen vor allem, die zuweilen gleich über mehrere Wochen Vergnügen bieten, Wettspiele, Spektakel, Tanz und Amouren, opulente Tafeln.

Als würde da ein großer Junge zeigen wollen, was er alles hat. Ein Lebenswütiger. Ein wollüstiger, raffinierter, nach Abwechslung hungernder, übersatter Knecht seiner eigenen Machtfülle.

Ein Barockfürst par excellence.

Dabei beginnt dieses Leben eher bescheiden: Als am 12. Mai 1670 Kirchengeläut und Salutschüsse den Dresdenern verkünden, dass Kurprinzessin Anna Sophie einen gesunden Jungen zur Welt gebracht hat, ihren zweiten Sohn, ist der Jubel bei Weitem nicht so groß wie bei der Geburt des Thronfolgers anderthalb Jahre zuvor, der denn auch den kurfürstlichen Traditionsnamen Johann



CHRISTIANE EBERHARDINE
ist die Frau des Fürsten,
doch der vergnügt sich lieber
mit Konkubinen

Georg trägt. Den nun hinzugekommenen Knaben taufen die Eltern Friedrich August.

Die Ordnung der Welt, in welcher der Junge aufwächst, ist hierarchisch und starr. Was einer wird im Leben, steht oft schon bei seinem ersten Atemzug fest. Adelige erben den väterlichen Stand, Bauern bleiben Bauern, Bürger in der Stadt – und einen zweitgeborenen Prinzen erwartet ein komfortables Schattendasein, vielleicht militärischer Ruhm. Aber nicht der Thron.

Und doch ist es zugleich auch eine überaus unsichere Welt. Krankheiten und Tod kommen plötzlich; Pest, Cholera oder die Pocken achten weder Ständegrenzen noch frommen Lebenswandel. Die starren Normen täuschen kaum darüber hinweg, dass die Wirklichkeit in unberechenbarer

Bewegung ist: Hohe wie Niedere eifern nach Vermögen und Ansehen, nicht selten mit List oder Gewalt. Persönlicher Ehrgeiz hält die Welt in fortwährender Unruhe, vergiftet sie mit Intrigen, stürzt sie in Kriege.

Deutschland, das ist in den Jahrzehnten um 1700 ein buntscheckiges, politisch und konfessionell zerklüftetes Gebilde. Zwar steht formal über allem der Kaiser in Wien – oberster Herrscher über das Heilige Römische Reich deutscher Nation. Darunter jedoch gibt es viele Hundert kleine und große Territorien, weltliche wie geistliche, mächtige Bischöfe, verarmte Ritter auf zerfallenden Burgen, vermögende Reichsstädte und kleine Weiler, die nur dem Kaiser untertan sind.

Insbesondere die großen Herren wie die Kurfürsten von Brandenburg, Bayern oder Sachsen beanspruchen längst weitgehende Freiheiten und Privilegien sowohl zulasten des jeweiligen Landesadels als auch des Kaisers – und konkurrieren um die glänzendste Hofhaltung.

Denn ein Hof von Rang ist mehr als bloßer Luxus. Er ist ein Machtinstrument.

Prächtige Bauten, erlesene Kunst, Sänger und Tänzer, die Förderung der Wissenschaften durch den Herrscher zeugen vom Geschmack und Vermögen eines Fürsten; ihm zu dienen ist nicht nur ein Vergnügen, sondern eine Ehre.

Der Aufwand soll vor allem den Adel an den Hof binden: Zum einen streben die Fürsten nach beinahe absoluter Macht, auch über die Edelleute – und sind die in ihrer



**MARIA AURORA GRÄFIN
VON KÖNIGSMARCK**
wird 1694 Augusts erste
offizielle Mätresse

Nähe, können die Regenten sie besser kontrollieren. Zum anderen dienen luxuriöse Genüsse und das auf sein Umfeld abstrahlende Prestige eines prunkenden Herrschers dazu, den Noblen ihre wachsende Abhängigkeit erträglich zu machen.

Niemand verkörpert diese Politik strahlender als König Ludwig XIV. von Frankreich. In Versailles errichtet der Monarch ab 1661 eine Schlossanlage, deren Eleganz und Größe alles in Europa übertrifft. Seine Feste sind legendär, seine Mittel gewaltig, sein Majestätsbewusstsein grenzt an Wahn.

Ludwig XIV. bleibt unerreicht. Doch allenthalben ahmen die Potentaten des Kontinents sein Vorbild nach.

Darunter der Kurfürst von Sachsen.

Johann Georg und Friedrich August, die zwei Prinzen, wachsen heran zwischen Festbanketten, Jagdvergnügen, Opern- und Ballettaufführungen. Sie erleben, wie Arbeiter den Turm des Residenzschlosses auf fast 100 Meter erhöhen und im Großen Garten ein Sommerpalais für die fürstliche Familie errichten, das geometrisches Ebenmaß mit lebendigen Reliefs und Statuen verbindet: Dresdens erster Barockbau.

Der Vater ist ein Haudegen, Jäger und Trinker, die Mutter eine fromme, hochgebildete Frau. Sie sorgt dafür, dass ihre Söhne früh in Italienisch, Französisch und Spanisch unterwiesen werden, in Mathematik und Zeichnen, in Religion natürlich, in der Musik, aber auch einem Handwerk. Friedrich August wählt Kunstschnitzerei.

Johann Georg, der Erstgeborene, bleibt auch als Heranwachsender von fragiler Statur, wissbegierig und ernst, bisweilen melancholisch. Friedrich August dagegen ist kraftstrotzend, voller Temperament, ohne Interesse für Buchwissen. Bitter neidet er dem Älteren, Schwächeren den Vorzug der Geburt und piesackt ihn nach Kräften; später wird er ihre permanenten Streitereien einen „Krieg“ nennen.

Schließlich erhalten sie getrennten Unterricht – der Thronerbe als künftiger Regent, Friedrich August zur Vorbereitung auf das Soldatentum: Artilleriewesen und Festungsbau, Fechten sowie halsbrecherische Geländeritte.



DIE GRÄFIN VON COSEL,
ab 1705 Friedrich Augusts
Geliebte, gebiert dem
Fürsten drei Kinder

Auf der unter hohen Aristokraten üblichen „Kavalierstour“ durch Europa erlebt Friedrich August Versailles und den Pomp des Sonnenkönigs, bewundert in Spanien den gewaltigen Renaissancepalast Escorial.

Zum Karneval 1689 erreicht sein kleiner Tross Venedig. Der Prinz verschwindet unauffindbar in den Feiern und kehrt erst nach Tagen mittellos und erschöpft zu den Begleitern zurück.

Er prahlt vor Publikum mit seiner großen Kraft, rollt silberne Teller zusammen, verwindet von Hand ein Eisenrohr.

Zwei Jahre lang ist er unterwegs. Dann geht es zurück in die Heimat, und schon bald zieht er mit der sächsischen Armee in einen Krieg des römisch-deutschen Reichs gegen die in der Pfalz eingefallenen Fran-

zosen. Vor Mainz erhält er einen Streifschuss am Kopf; eine explodierende Flinte reißt ihm einen Teil des linken Daumens ab. Zwischen den Gefechten zecht und hurt er mit anderen Offizieren. Der jüngste Spross des Hauses Wettin erwirbt den Ruf eines tollkühnen Wüstlings.

Als 1691 der Vater an einer Seuche stirbt, muss August seinem verachteten Bruder als Johann Georg IV. huldigen. Gemeinsam mit der Mutter beschließt der neue Kurfürst, den Jüngeren zur Raison zu bringen: Er soll heiraten. Als Braut wählen sie die nachdenkliche, fromme Christiane Eberhardine von Brandenburg-Bayreuth.

Deren Eltern zögern zwar angesichts des katastrophalen Leumunds des Bewerbers, willigen aber mangels besserer Partien ein. Zum Unglück ihrer Tochter. Denn August behandelt sie nicht besser als der eigene Vater die Mutter – oder der Bruder seine Frau.

Johann Georg IV. hat aus rein dynastischen Erwägungen geheiratet; einem Diener erklärt er rundheraus, ihm werde im Bett mit der Gemahlin übel.

Er hält sich eine Mätresse, die dem Fürsten große Summen Bargeld abschwatz, Landgüter, einen Grafentitel. Das kostspielige Verhältnis macht bereits Skandal, als die junge Frau an den Pocken erkrankt.

Und Johann Georg steckt sich bei ihr an – angeblich als er die Geliebte auf dem Sterbebett ein letztes Mal küsst.

Empfindet Friedrich August da Mitleid, oder keimt in ihm eine dunkle Hoffnung? Er selbst hat die Krankheit einst im



MIT SEINER TOCHTER
Anna Orzelska hat der
Herrscher angeblich eine
inestuöse Affäre

Feldlager überlebt. Johann Georg hat diese Konstitution nicht. Am 27. April 1694 ereilt ihn das Ende.

Und da der Tote keinen Sohn hinterlässt, tritt das von Friedrich August jahrelang eifersüchtig und aussichtslos Ersehnte, doch kaum zu Denkende ein.

Er, der Jüngere, wird Kurfürst.



Das Land, über das er nun herrscht, ist der viertgrößte unter den deutschen Staaten, mit 1,4 Millionen Einwohnern gut besiedelt; fast jeder zehnte Deutsche lebt hier. Die Ebenen sind vielerorts fruchtbar; die Gruben des Erzgebirges liefern Kobalt und Edelmetalle wie Silber. Das Gewerbe blüht; in der Buchdrucker- und Messestadt Leipzig werden Vermögen verdient. Sachsen ist reich.

Allerdings findet der neue Herrscher, dass von diesem Reichtum zu wenig in die fürstliche Schatulle fließt. Zum einen bewilligt der Landtag aus Vertretern der Städte, des Klerus und der Adeligen, dessen Zustimmung seit dem Mittelalter erforderlich ist, nur ungern Steuern. Zum anderen sind die Amtsträger derart korrupt, dass sie wohl gut ein Drittel der Abgaben unterschlagen.

Friedrich August I. beginnt beinahe umgehend, mit dem Landtag über höhere Steuern und eine besser geordnete Erhebung zu verhandeln. Diese Forderungen sind der Auftakt zu einem jahrzehntelangen Ringen, an dessen Ende eine gestärkte Monarchie, höhere Staatseinnahmen und eine modernisierte Verwaltung stehen werden.

Zunächst jedoch sucht sich sein fürstliches Selbstbewusstsein einen anderen, persönlicheren Ausdruck.

Im August 1694 ist mit der Kutschpost eine attraktive Adelige von 32 Jahren in Dresden angekommen: Maria Aurora Gräfin von Königsmarck – eloquent, gebildet, weltläufig. Ihr Bruder, ein früherer Gefährte des neuen Kurfürsten, ist bei einer Intrige am Hof von Hannover spurlos verschwunden; Gerüchten zufolge wurde er ermordet. Sie sucht Beistand.

Friedrich August scheut diplomatische Verwicklungen und will ihr nicht helfen, beginnt aber, die erfahrene, unverheiratete Frau zu umwerben: ein Diner im Jagdschloss, eine Gondelfahrt zu einer malerischen Insel, ein kostbares Kleid zum Tanz mit dem fürstlichen Verehrer. Am Ende gibt sie nach und wird seine Geliebte.



AN KARNEVAL 1722 reiten Friedrich August und adelige Gäste einen



Parcours um die Wette. Die Feste des Kurfürsten sind opulent – und teuer: Die Hochzeit seines Sohnes kostet rund sechs Millionen Taler

Zum Karneval 1695 feiert der junge Fürst in Dresden seinen ersten großen, vierwöchigen Festreigen. Motivwagen ziehen durch die Stadt, antiken Gottheiten gewidmet. Friedrich August erscheint als Götterbote Merkur. Die Königsmarck geht im Einklang mit ihrem Vornamen als Aurora, Göttin der Morgenröte. Kaum je weicht er von ihrer Seite.

Im Oktober 1696 bringen Kurfürstin und Mätresse im Abstand von nur elf Tagen jeweils einen Sohn zur Welt. Derweil hält sich der Vater beider Knaben in Wien auf – und beginnt dort eine Affäre mit einer Gräfin. Im Bett von deren Gatten ertappt, bedroht er den gehörnten Ehemann mit dem Degen.

Anschließend jedoch schlägt er eine gütliche Einigung vor: Gegen eine stattliche Jahresrente tritt der Graf dem Kurfürsten seine ehelichen Rechte ab, wird aber eventuell aus der Liaison hervorgehende Kinder als die eigenen anerkennen.

Begleitet von der neuen Favoritin, reist Friedrich August Ende November zurück nach Dresden. Dort begegnet die Königsmarck ihrer Nachfolgerin mit ausgesuchter Höflichkeit. Ihr Lohn ist eine freundschaftliche Trennung.

Christiane Eberhardine hingegen will die neuerliche Kränkung nicht mit ansehen. Verbittert siedelt sie nach Schloss Pretzsch über, rund 100 Kilometer elbabwärts. Den kleinen Sohn und Thronfolger muss sie bei der Schwiegermutter lassen.

Mehr als alles andere erhnt der Kurfürst Macht und Ansehen, einen hohen Rang. Nun sieht er seine Gelegenheit: In Polen steht der Adel vor der Wahl eines neuen Königs. Die Mehrheit gilt als käuflich, und da viele Edelleute einen starken, einheimischen Monarchen als Gefahr für ihre Freiheit empfinden, sind sie bereit, das Amt an einen Ausländer ohne eigene Machtbasis an der Weichsel zu vergeben.

Den Sachsen wiederum würde eine Königskrone weit über die anderen Fürsten des Reiches erheben.

Also bietet er auf, was er an freien Mitteln zur Verfügung hat, um die polnischen Aristokraten mit Geldgeschenken auf seine Seite zu ziehen. Überdies verpfändet er die herrschaftlichen Juwelen, verkauft eine Anwartschaft seines Hauses auf ein Herzogtum, veräußert vier sächsische Landkreise an die Nachbarn und fordert seinen Städten Zwangsanleihen ab. Die immer noch fehlenden Millionen leiht er über einen Bankier.

Und: Friedrich August nimmt (anfangs im Geheimen) das für einen polnischen König verbindliche katholische Bekenntnis an. Die Bekanntgabe wird bei den Glaubensgenossen, seinen Untertanen und seiner Frau Entsetzen auslösen. Der Kurfürst wagt einen halbsbrecherischen Einsatz – und setzt so seinen Sieg durch. Im Juni 1697 wird er bei Warschau als gewählter König ausgerufen und bald darauf als August II. in Krakau gekrönt.

Der ungestüme jüngere Bruder, der nicht einmal hätte herrschen sollen, ist nun sogar König. Ein souveräner Monarch gleich Ludwig XIV. von Frankreich. Unter den deutschen Fürsten genießt diesen Rang bislang außer ihm nur einer: der König von Böhmen – und das ist der Kaiser selbst.

Was Friedrich August jetzt noch fehlt, ist kriegerischer Ruhm. Und so greift er rund zwei Jahre nach der Krönung im Bund mit Dänemark und Russland von Polen aus den schwedischen Besitz im Baltikum an.

Doch diesmal verliert er das Hasardspiel. Die Schweden schlagen ihn zurück, jagen seine Armee durch Polen, nehmen gar Sachsen ein. 1706 muss er eine demütigende Kapitulation unterschreiben, auf Polen verzichten; immerhin darf er im unbesetzten Dresden frei residieren, während die Sieger das Land auspressen. Erst nach einem Jahr marschieren sie ab, um sich gegen Sachsens Bundesgenossen Russland zu wenden. Dort aber gehen sie unter, und so ermöglicht der Zar 1710 Friedrich August die Rückkehr auf den polnischen Thron.

Allerdings sorgen weitere Gefechte, Unruhen und zähes Taktieren dafür, dass der leichtfertig entfesselte Waffengang erst ein Jahrzehnt später endgültig erlischt.

Gewonnen hat Friedrich August bei dem blutigen Abenteuer nichts. Nie wieder wird er für kriegerische Ehren die Existenz seines Landes aufs Spiel setzen.

Vielmehr entfaltet der Herrscher wie zum Ausgleich in den Jahren nach seiner Rettung einen außergewöhnlichen höfischen Prunk – jenen Glanz, der seinen wahren Ruhm begründen wird.

Die Grundlage dafür bietet Sachsens bald wieder aufblühende Wirtschaft. Friedrich August legt ein Netz standardisierter Landstraßen an, richtet ein effizientes Postwesen ein; als einer der ersten europäischen Herrscher lässt er sein Territorium vermessen und kartieren. Der Handel profitiert, mit ihm der Fiskus.

Gezielt fördert der Monarch den Warenaustausch zwischen Polen und Sachsen, zum Vorteil beider Seiten.

**FÜR
RUHM
WAGT ER
ALLES**

Er vermag dem Landtag höhere Steuern abzurufen, und er genießt einen wachsenden Kredit: Wer hat, dem wird gegeben. Und einen erheblichen Teil der Mittel nutzt Friedrich August zum Bauen.

Bereits seit 1705 entsteht ein stattliches Palais für seine aktuelle Mätresse direkt neben dem Dresdener Residenzschloss am Taschenberg. 1709 lässt der Herrscher auf einer Bastion der Stadtmauer unmittelbar westlich des Schlosses eine Orangerie erbauen, ein prächtiges Winterhaus für exotische Pflanzen, die er so liebt. Im Lauf der Jahre kommen weitere Galerien hinzu, wird auch der Bereich zwischen der äußeren und inneren Wehrmauer einbezogen – der Zwinger.

Sodann befiehlt er, das seit einem Feuer 1701 beschädigte Residenzschloss wiederherzustellen und darin eine Flucht von Prunksälen anzulegen, in belgischem Marmor und Versailler Tafelparkett, mit Wandbespannungen aus golddurchwirkter Seide, Kronleuchtern und Spiegeln sowie dramatischen Deckengemälden.

Seine Leute schaffen Gobelins an, Silbermöbel, Bronzestatuetten aus Paris. Einen fast zwei Meter hohen, vergoldeten und mit rotem Samt bezogenen Audienzstuhl. Ein riesiges, von einem Baldachin überwölbtes Paradebett, in dem der Monarch nach Versailler Vorbild huldreich Audienz hält.

Dresdens neues Opernhaus zählt mit 2000 Plätzen auf drei Rängen zu den größten Europas – und dank zweier italienischer Innenarchitekten zu den schönsten. An die Stelle der mittelalterlichen Elbbrücke tritt gegen Ende seiner Regentschaft eine breitere, von elegantem Schwung, mit Aussichtsplattformen auf den tragenden Pfeilern. Außerdem unterstützt der Herrscher die Dresdener Bürgerschaft beim Bau der neuen, von einer grandiosen, das Stadtbild prägenden Kuppel gekrönten Frauenkirche.

Viele Ideen stammen vom Monarchen persönlich, denn Architektur zählte zu den wenigen Fächern, für die seine Lehrer ihn begeistern konnten. Nun zeichnet er gewandt Skizzen, kann sich versiert mit den Baumeistern besprechen. Und wird einer der Väter eines städtebaulichen Neubeginns.

Friedrich August rückt die Bebauung näher ans Wasser heran, lässt Störendes abreißen, öffnet Dresden zum Fluss. Mit den Schlössern Übigau und Pillnitz am Elbufer schafft er zudem Wegmarken für jeden, der sich der Kapitale per Boot oder Schiff nähert: Einstimmungen

auf eine Residenzstadt, die wie kaum eine zweite mit ihrer Lage am Wasser spielt.

Überdies fördert der Monarch großzügig den Bau von Bürgerhäusern und Adelspalästen und treibt auf dem nördlichen Elbufer den Neubau des 1685 abgebrannten Stadtteils Altendresden voran. Als Teil dieser entstehenden Neustadt lässt er ein elegantes Anwesen in Elbnähe errichten, das spätere Japanische Palais.

Dort stellt er bald eine Sammlung aus, auf die er besonders stolz ist: sein Porzellan. Dieser betörend glatte, ungewöhnlich harte und feine, fast beliebig formbare und bunt zu bemalende Werkstoff wird an den europäischen Höfen zeitweilig so teuer gehandelt wie Gold.

Denn die Renommierobjekte müssen aus Asien importiert werden. Niemand in Europa kennt das Geheimnis ihrer Herstellung – bis es nach jahrelangen Experimenten einem Gelehrten sowie einem Apothekergesellen in Friedrich Augusts Diensten gelingt, das Rätsel zu lösen.

Fast glücklicher noch: Der wichtigste Rohstoff, ein weißes Gestein namens Kaolin, kommt in großen Mengen nahe dem erzgebirgischen Aue vor. 1710 nimmt in Meißen Europas erste Porzellanmanufaktur den Betrieb auf, aus Furcht vor Spionen hinter den Mauern einer Wehrburg. Seither exportiert Sachsen edles Geschirr, Vasen, Schmuckfiguren, markiert durch zwei blaue, gekreuzte Schwerter, die aus dem Wappen der Wettiner stammen und nun den Ruhm des Kurfürstentums mehren.

Die Meißner Manufaktur ist nicht die einzige Neuerung, die das Land dem Luxuskonsum des Hofes verdankt. Friedrich August siedelt auch eine Glasfabrik an, eine Spiegelschleiferei, eine Teppichwirkerei, ein Tapetenwerk, eine Poliermühle für einheimische Edelsteine.

Seine Sammelleidenschaft wird mit den Jahren immer obsessiver; er selbst spricht von seiner *maladie de porcelaine*, der „Porzellankrankheit“. Zehntausende Stücke trägt er schließlich zusammen. Für ein paar hohe chinesische Vasen tritt er dem preußischen König 600 Dragoner aus der sächsischen Armee ab.

Hohe Summen gibt er auch für die Malerei aus. Hunderte Bilder füllen die Wände im Residenzschloss. Insgesamt umfasst seine Sammlung am Ende Tausende Arbeiten, darunter Werke von Peter Paul Rubens und Rembrandt, die ihm Agenten europaweit beschaffen.

In Dresden selbst beschäftigt Friedrich August Künstler von internationalem Rang wie den Franzosen





DER ZWINGER (o.) zählt zu den größten Barockbauten Dresdens – obwohl die Pläne nie vollendet werden: Ursprünglich hätte das weitläufige



Gebäudeensemble den Vorhof eines neuen Schlosses einfassen sollen

Louis de Silvestre. Von ihm lässt er sich lebensgroß im Stil Ludwigs XIV. malen: als stolzer Recke im schimmernden Harnisch, umwallt vom Hermelinmantel der Herrschenden; zur einen Seite der Thronsessel, zur anderen das sächsische Kurschwert sowie der Reichsapfel und die Krone Polens. Das Gemälde ist auch Kunst-Propaganda, denn es wird vielfach kopiert, variiert, verbreitet.



Spitzenverdiener im Heer der Dresdener Künstler und Kunsthandwerker ist ein pausbäckiger, gelehrter Schwabe: der Hofjuwelier Johann Melchior Dinglinger.

Für seinen Herrn fertigt er Meisterwerke wie den Tischaufsatz „Der Hofstaat zu Delhi am Geburtstag des Großmoguls Aureng-Zeb“ – eine glitzernde, exotische Puppenstube aus Gold, Silber, einigen Tausend Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen mit 132 bunt emaillierten menschlichen Figuren, dazu Geschenke, Dromedare, Elefanten. Knapp 60 000 Taler stellt Dinglinger für die gut 1,5 Quadratmeter große Arbeit in Rechnung (ein ausgebildeter Maurer verdient einen Taler pro Woche).

Dass es sich um einen Tafelschmuck handelt, ist kein Zufall. Prunkende, glänzende Geselligkeiten bei Tisch sind ein zentraler Bestandteil des Lebens am Hof.

Friedrich August verfügt über viele wertvolle Geschirre, meist silbern, teils funkelnd vergoldet. Neben Tellern und Schüsseln gehören Spieße für gebratene Lerchen dazu, Zitronendrücker, Salzfüßchen. Kostbar geschliffene Schalen, bauchige Flaschen aus hellrotem Glas.

Und auch Besteck. Denn in einem geht es in Dresden vornehmer zu als in Versailles: Während sich der Sonnenkönig die Speisen nach altem Brauch mit den Fingern in den Mund schiebt, speist Friedrich August mit der neumodischen Gabel mit zwei Zinken.

Als Vorratskammer dienen dem Hof das Umland und seine Märkte. Flüsse und Teiche bieten Fisch und Krebse zur Fülle, die Bauern ziehen Rinder und Schweine, Schafe, Hühner, Gänse; auf den Elbhängen werden Weinbergschnecken gemästet.

Sachsens Kaufleute importieren aus Asien teure Gewürze sowie Vogelnester: delikate Gebilde aus dem Speichel eines Verwandten der Mauersegler. Donnerstags und sonntags rollt aus Leipzig die Küchenkutsche nach

Dresden und liefert frischen Meeresfisch, zwischen September und April fässerweise lebende Austern. Pirschmeister liefern den täglichen Bedarf an Wildbret, eigens bestellte Jäger fette Biberschwänze zum Röstten und Aufbrühen in einem Erbsensud.

Friedrich August liebt die Jagd – sowohl die gefährliche Hatz zu Fuß mit dem Hirschfänger als auch zu Pferd hinter der Hundemeute. Er ist ein sicherer Schütze, dank seiner Kraft ein gefeierter Kämpfer mit dem zweischneidigen Messer gegen angreifende Wildschweine.

Nach langem Pirschen und Ansitzen aber steht ihm nicht der Sinn. Dutzende Helfer treiben ihm und den anderen Adeligen das Wild zu, sodass deren Aufgabe sich auf den direkten Kampf, öfter auf Zielen, Schießen, Treffen beschränkt. Im Lauf der Jahre bringt Friedrich August allein weit über 1000 Hirsche zur Strecke; einmal schießt er an einem einzigen Tag 260 Hasen.

Das Aufbrechen und Zerlegen der Tiere erledigen andere: Auch die Jagd soll ein Fest sein, ein Schwelgen im Kitzel des Übermaßes – nicht mühseliges Waidwerk.

Anschließend wird gefeiert, im örtlichen Jagdschloss oder direkt unter dem Grün des Waldes. Vor allem die geschossenen Schnepfen werden oft sofort mit Speck umwickelt und im Ganzen gegrillt; als besondere Delikatesse gilt der würzige, geschmolzene Kot, der aus dem Darm direkt auf etwas Röstbrot tropft.

Nach einer Wildschweinjagd zielt oft ein Keilerkopfsamt Hauern die Tafel, den die Küchenmeister gehäutet, in Essig, Nelken und Pfeffer gekocht und anschließend wieder mit seiner Haut überzogen haben, um ihn dann pompös zu servieren und kunstvoll zu tranchieren. Dazu Musik, vielleicht Späße des verwachsenen Hofnarren, stets Wein und Bier.

Der Monarch trinkt viel: zu jeder Tageszeit ein Glas des eben in Mode kommenden, prickelnden Champagners, gegen den im Alter zunehmenden Gliederschmerz betäubenden Brantwein. Und manchen Abend säuft er so ordinär, als sei er immer noch ein Offizier im Feldlager.

Weniger robuste Höflinge fürchten diese Exzesse. Das Übermaß, den Kater. Die zuweilen unkontrollierten Ausbrüche



DER KURFÜRST als Merkur.
Bei Festen verkleidet sich
Friedrich August oft – hier
als Götterbote

ihres betrunkenen Herrschers. Einmal soll er um ein Haar seinen Leitenden Minister niedergestochen haben.

Ein anderes Mal schlägt er wie von Sinnen seiner Mätresse den Kopfputz herunter, reißt ihr Oberkleid herab, zerrt brüllend an Mieder und Unterrock, bis sie nackt in der Gesellschaft steht. Und wankt, von sich selbst beschämt, aus dem Saal.

Doch auch nach wüsten Gelagen, wenn die Gäste noch elend im Bett liegen, steht Friedrich August eisern bei Tagesanbruch auf und verbringt den Vormittag mit Regierungsgeschäften.

Jeden Morgen beginnt in seiner Residenz aufs Neue der Kampf seiner Bediensteten gegen Schmutz und Verfall. Auskehrer, Scheuerfrauen und Bohner halten die

Böden sauber und intakt. Die Bestallten der Silberkammer bringen das angelaufene Edelmetall zum Glänzen.

Wäscherinnen reinigen Tisch- und Betttücher sowie besudelte Servietten und jene Lappen, die anstelle von Klopapier verwendet werden. Diener schaffen den Inhalt der Nachttöpfe nach draußen. Der Rattenfänger versucht, einer Plage Herr zu werden, die nie auszurotten ist.

Regelmäßig müssen die hohen Fenster und Spiegel blank geputzt, die rußigen Kamine und Schornsteine gefegt werden. Immerzu sind Anzündreisig, Holz oder Kohle anzuliefern, zu verstauen, auszuteilen. Alles ist mühevoller Handarbeit mit einfachen Hilfsmitteln, schweißtreibend, Tag für Tag.

Derweil leben die Privilegierten im Schloss luxuriös, aber nicht sehr bequem. Wo die Fenster der hohen Räume unzulänglich schließen, zieht es elendig. Immer wieder qualmen Kamine nach innen.

Vermutlich stinkt es ähnlich wie in Versailles, wo Stühle mit eingehängten Nachttöpfen in den „Garderoben“ stehen und sich Höflinge zudem mehr oder weniger schamlos in den Ecken erleichtern. Und auch in Dresden wird aller Puder die Läuse und Flöhe nicht aus den langen Perücken, den Matratzen treiben.

Immerhin spenden reichlich teure Wachskerzen in den fürstlichen Gemächern sowie bei Festen und Empfängen Licht und Wärme. Schilde aus poliertem Kupfer oder Silber, auch kostbare Spiegel hinter den Wandleuchtern steigern ihren



FRIEDRICH AUGUST tritt
auch als afrikanischer
Häuptling auf – mit dunkel
geschminkter Haut

flackernden Schein. Anders ist es dagegen in den Gesindestuben, wo es mit dem Abend auch drinnen dunkel wird, oft billige, übel riechende Rinder- oder Schafalglichter ein wenig Helligkeit spenden.

Dafür muss auch hier zumindest niemand hungern – selbst nicht nach Missernten wie 1719 und 1720, als die weniger Wohlhabenden sogar im reichen Sachsen „Sachen essen, die kein Vieh fressen würde“, wie ein Zeitgenosse entsetzt notiert. An der Hofküche ziehen solche Krisen weitgehend unbemerkt vorbei.

Und da sich die fürstliche Tafel nie leer schlemmen lässt, gehen stets Reste zurück in die rußigen Küchenräume. Von dort aus treiben die Köche zwar einen einträglichen Handel mit den übriggebliebenen Delikatessen. Dennoch reichen die üppigen Überbleibsel meist für alle, bis zu den niedrigsten Rängen des zeitweilig rund 700 Menschen umfassenden Hofstaats.

Entsprechend begehrt sind die Arbeitsstellen in diesem Reich des Überflusses – und braucht jeder Bewerber einen tadellosen Leumund, um im Schloss angenommen zu werden: Denn zu groß wäre die Versuchung angesichts der wie achtlos ausgestellten Schätze, der täglich konsumierten Werte.

Friedrich Augusts Zeremonienmeister rechtfertigt die Verschwendung seines Herrn: Als Statthalter Gottes in seinen Landen müsse der Fürst nun einmal strahlen, um den Respekt der Untertanen zu gewinnen und auf diese Weise deren Gehorsam zu sichern. Aber auch, um das Ausland zu beeindrucken, die wirtschaftliche Macht Sachsen-Polens vorzuführen, den Rang und Anspruch seines Herrn.

Dazu aber reicht es nicht, dass einige Auserwählte die Kleinodien und Kunst, die reichen Tafeln genießen. Vielmehr muss der Prunk auf die Straßen und Plätze: Das ist der Sinn der öffentlichen Feste, die schon frühere Sachsenherrscher zur Selbstdarstellung genutzt haben. Deshalb feiert Friedrich August seit seinem ersten Karneval häufiger, großzügiger und fantasievoller als alle vor ihm.

Meist kümmert er sich persönlich um die Details, um Kulissen, Abläufe, die Kleiderordnung. Und sorgt dafür, dass



DIE KOSTÜME – hier Sachsens Herrscher als Alexander der Große – sind wenig authentisch

die Prachtentfaltung von Künstlern festgehalten wird: Ein atemraubendes, weithin publiziertes Fest verleiht kaum weniger Respekt als eine gewonnene Schlacht.

Da wird noch üppiger als sonst geschmaust und gezecht. Da werden Feuerwerke abgebrannt, zu Wasser Flotten illuminiert, die Initialen der Ehrengäste mit Flammen in den Nachthimmel geschrieben. Da werden Wunder vorgeführt wie ein mit 20 Zentnern Mehl und 3600 Eiern gebackener Dresdener Stollen, den acht Pferde herbeiziehen müssen. Ganze Zeltstädte werden errichtet, fantastische Kleider entworfen, Ballettaufführungen einstudiert.

Von 1717 an aber beginnt der Kurfürst ein Fest vorzubereiten, das alle anderen in den Schatten stellen wird. Im Mai jenes

Jahres willigt Kaiser Karl VI. ein, die älteste Tochter seines verstorbenen Bruders mit Friedrich Augusts Sohn zu verheiraten. Eine Verbindung, die dem Haus Wettin enormes Prestige eintragen wird – sowie eine vage Aussicht auf die höchste aller Würden: die Kaiserkrone.

Denn Karl VI. hat keinen Sohn; mit einigen Kunstgriffen könnte sich ein Anspruch der Nichte auf sein Erbe konstruieren lassen (tatsächlich wird Friedrich Augusts Sohn dies später versuchen, aber scheitern).

Zunächst stellt bereits die Hochzeit des sächsischen Thronfolgers mit einer Habsburger-Prinzessin eine Aufwertung dar – und den willkommenen Anlass, den eigenen Untertanen sowie Tausenden von Gästen zu zeigen, dass der Hof zu Dresden der nach Versailles galanteste Europas ist.

Friedrich August plant zu der Vermählung eine Demonstration von Reichtum und Macht, wie sie das Reich noch nicht erlebt hat. Einen Monat lang wird das Spektakel am Ende dauern – und zu einem Höhepunkt seiner Prunk- und Prachtliebe, seiner Genußsucht, Verschwendungsfreude und fantastischen Maßlosigkeit werden.

Dafür braucht er als Erstes: grandiose Kulissen. Insbesondere soll der Zwinger mitsamt Orangerie rechtzeitig fertig werden. Bald arbeiten Hunderte Zimmerleute, Maurer, Steinmetze, Tischler auf der Baustelle, auch den Winter über, trotz Dunkelheit, Schnee und Glatteis.

Mehrere der rastlos hastenden Männer kommen bei Unfällen ums Leben, werden



AUCH EINEN SCHÄFER mimt der Kurfürst: Der Adelschlüpft gern in die Rollen niederer Untertanen

zu Krüppeln. Erschöpft und erbittert legen die Maurer die Arbeit nieder. Friedrich August will sie wutentbrannt bestrafen. Sein Architekt aber überzeugt ihn, stattdessen die Löhne zu erhöhen. Es geht weiter.

Als abzusehen ist, dass die Zeit trotz allem nicht reicht, werden Teile der Anlage aus Holz gefertigt, um sie erst später in Stein zu ersetzen. Endlich liegt da ein in reich verzierte Balustraden, Galerien, Pavillons eingefasster Festplatz. Eine beinahe theaterhafte, jedoch dauerhafte Dekoration. Ein Werk von vollendeter Harmonie.

Am 2. September 1719 ist es so weit. Das von der kirchlichen Trauung in Wien her anreisende Brautpaar geht bei Pirna an Bord eines vergoldeten, von 20 Rudern getriebenen Lustschiffes. Ihr Geleit die Elbe hinab besteht aus 15 holländischen Yachten mit weiß und rosafarben gekleideten Schiffen, außerdem rund 100 reich verzierten venezianischen Gondeln.

Kurz vor Dresden empfangen Salutschüsse die Flottille. Friedrich August erwartet seinen Sohn und dessen Braut unter einem Baldachin aus gelbem Samt, angetan mit einem purpurroten Hofkleid und einer funkelnden Juwelengarnitur. Er lädt zum Willkommensschmaus unter Zelten.

Anschließend zieht das Paar in die Stadt. Fürsten und Edelleute des Reichs, Magnaten aus Polen, Dresdener und Warschauer Hofadel, sächsische und polnische Regimenter sowie 1200 Mann Bürgergarde marschieren voran oder stehen Spalier für die achtspännige Prunkkarosse der Braut, der Thronerbe mit Gefolge zu Pferd voraus. Danach folgen Tage der Erholung von der Reise. Ein Tierkampf mehrerer Ochsen und Bären, zweier Löwen, eines Panthers und eines Pavians verläuft enttäuschend; doch immerhin schießt die Braut drei der als Raubtier-Beute vorgesehenen Schweine, der Bräutigam einen der Bären.

Dann beginnen die eigentlichen Feiern, eröffnet von einem Feuerwerk über der Elbe mit Kanonendonner und Raketen, flammenspeienden Drachen und Delfinen. Zwei Tage später tritt der Adel zwischen Ehrenlogen und Tribünen zu Ritterspielen an. Die Kämpfer tragen historische Harnische aus der Dresdener Rüstkammer; manche Helmzier aus Federbüschen ist mannshoch.

Es gibt ein Geschicklichkeitsreiten und Pferdeballett, eine mehrstündige Wasserjagd vom Ufer und einer Gondel aus auf Hunderte in die Elbe getriebene Hirsche.

Einen Luxus-Jahrmarkt des sächsischen Kunsthandwerks, zu dem die Gäste verkleidet als Spanier, Ungarn,

Perser, Chinesen, Moskowiter oder Indianer erscheinen. Eine Seiltänzerin, Marionettentheater, eine Lotterie, ein Heckenlabyrinth, Spaßmacher, glitzernde Wasserkaskaden, sich vermeintlich selbst bewegende Maschinen.

300 Infanteristen mit Schnauzbart treten als türkische Janitscharen auf. Eine Truppe venezianischer Akrobaten in bunten Hemden bildet eine Pyramide, gekrönt von einem Knaben, der auf dem Haupt des ganz oben balancierenden Mannes einen Kopfstand macht.

An den Abenden werden ausgewählte Gebäude und Straßen oder der Fluss mit Fackeln, Laternen und Wachlichtern erleuchtet, finden Opern-, Ballett- und Theateraufführungen vor 2000 festlich gekleideten Zuschauern

statt. Bälle, bei denen die Tänze streng reglementiert, Tanzpaare vorher festgelegt sind. Und immer wieder gibt es Schaulust.

Ein solches öffentliches Bankett ist eine exakt choreografierte Feier höfischer Hierarchien. Penibel ist festgelegt, wer wo sitzt, welche Dame neben welchem Herrn, welche adeligen Bedienten den Wein herbeiholen und ihn wem genau einzugießen haben. Ebenfalls hochgeboren und von besten Manieren sind die Tranchiermeister, die am königlichen Tisch die Braten zerteilen und vorlegen.

Das Auf- und Abtragen soll einen graziösen Reigen ergeben, ein kulinarisches Ballett. Es geht um harmonische Muster und Ordnungen, die unterhalten und überraschen. Deshalb hat man selbst die Standorte der einzelnen Terrinen und Etagieren,

der Salznapfe und Gewürzfässchen vorab auf Skizzen festgelegt. Ab und zu wird zwischen den Dutzende von Speisen umfassenden Gängen die Tischwäsche ausgetauscht und den Tafelnden ein neues Service präsentiert.

Festgelegt ist auch, welche Zeichner die grandiosen Momente aus welchen Perspektiven festzuhalten haben, um sie später der Mit- und Nachwelt kundzutun.

Im Mittelpunkt des Spektakels steht zwar die Braut – mehr noch aber Friedrich August selbst, der in seinem viele Kilogramm schweren Rock voller Juwelen nur mit Mühe Luft bekommt und unter der mächtigen, von Locken gewellten Allonge-Perücke entsetzlich schwitzt.

Doch mit seinem Einsatz zeigt er, dass er eines der aufwendigsten Feste des Zeitalters auszurichten vermag, und erwirbt dadurch als Festherr von europäischem Rang für sich, sein Haus und Sachsen unauslöschlichen Ruhm.

Schätzungen zufolge gibt er für die Hochzeit sagenhafte sechs Millionen Taler aus, macht abermals gewaltige

ES IST DAS FEST DER FESTE

Schulden, die auf dem Land lasten. Er selbst indes begreift die Prasserei nicht zuletzt als Investition.

Dem Kurfürsten von Brandenburg, selbst inzwischen Königin Preußen, sagt er: „Wenn Eure Majestät einen Dukaten einnehmen, so legen Sie ihn zu Ihrem Schatz. Ich aber gebe ihn aus, so kehrt er dreimal zu mir zurück.“

Eine volkswirtschaftliche Illusion – freilich eine schöne, die zudem Dresdens Bauleute, Schneider, Fleischermeister teilen. Sie sehen ihre Aufträge, nicht steigende Steuern und Schulden.



Nach diesem Fest der Feste regiert Friedrich August Sachsen noch gut 13 Jahre lang. Nicht alle ehrgeizigen Bauvorhaben schließt er ab; so wird der Zwinger nie vollendet, erst recht nicht das gewaltige Schloss errichtet, dessen Vorhof er einmal einrahmen sollte.

Eine offizielle Mätresse hat der Herrscher nach 1724 nicht mehr. Doch tritt nicht etwa die schmollend aufihrem Landsitz residierende Kurfürstin wieder an seine Seite, sondern die bildschöne, geistreiche Anna Karolina Orzelska – Friedrich Augusts per Dekret zur Gräfin erhobene Lieblingstochter aus der Liaison mit einer jungen Französin, deren Vater in Warschau Wein ausschenkt. Die Orzelska reitet und schießt wie ein Prinz, tanzt und repräsentiert formvollendet.

Bald wird Vater und Tochter ein inzestuöses Verhältnis nachgesagt, aber das ist vermutlich nichts als Hofklatsch – ähnlich wie das Raunen über die mehr als 350 Kinder, die dem Wettiner später angedichtet werden (offiziell anerkannt hat er acht).

Mit 50 Jahren plagt sich Friedrich August bei Wetterumschwüngen zunehmend mit Schmerzen in den vernarbten Wunden aus Feldzügen und höfischen Wettkämpfen.

Er schläft schlecht, hat chronisch Durst, verliert Gewicht, wenn er auch mit knapp 100 Kilogramm stattlich bleibt. Schwächeanfälle, Unwohlsein, offene Geschwüre: Offenbar ist der Monarch nach Jahrzehnten der Völlerei jetzt

LITERATURTIPPS

KATJA DOUBEK

»August der Starke«

Kleine, feine biografische Einführung (rororo).

MARIO SÜSSENGUTH

»Der kulinarische König«

Leipziger Lerchen, Ochsenchwanz in Petersilie: pralle Küchen- und Kulturgeschichte – mit Rezepten (Koehler & Amelang)

zuckerkrank – ein Leiden, von dem die Ärzte zu jener Zeit noch nichts wissen. Er selbst meint, reichlich mit schwerem Wein getränktes Brot würde helfen.

Ein entzündeter Zeh des linken Fußes wird vom Wundbrand befallen und droht, den ganzen Körper zu vergiften. Der Leibbarbier amputiert den Zeh, nur langsam verheilt die Wunde.

1727 stirbt seine Gemahlin Christiane Eberhardine. Weder ihr Mann noch der Sohn reisen zur Beerdigung an.

Weil er nicht mehr sicher steht, lässt sich Friedrich August zur Jagd nun bisweilen einen Stuhl ins Revier tragen. In immer kürzeren Abständen quälen Nieren- und Nervenschmerzen, Fieberschübe den Monarchen. Dennoch macht er sich Anfang 1733 noch einmal auf die Reise nach Warschau. Als die Kutsche vor dem dortigen Königsschloss hält, liegt er in einer tiefen Ohnmacht. Er kommt zwar wieder zu sich, kann jedoch das Bett nicht mehr verlassen.

Zwei Wochen später, am 1. Februar um vier Uhr früh, setzt er sich noch ein letztes Mal auf, fällt dann zurück auf sein Lager und legt sich eine Hand auf die Augen.

Der Atem erlischt.

Und so endet eine Herrschaft, die an Genüssen und Ausschweifungen, Lust und Prunk reich war wie wenige. Ein in vollen Zügen ausgelebtes Leben, das Pracht und Macht vereinte, wie es vielleicht nur einem Fürsten des Barock möglich war. Der eine Krone gewann, militärische Katastrophen überstand, seine Länder ausbaute – und am Ende zwei hohe Fürstentitel dem eigenen Sohn weiterreichen konnte: einem weniger ausschweifenden, aber dafür nochmals kunstsinnigeren Monarchen, Friedrich August II. von Sachsen (als August III. König von Polen).

Der Ruhm, der ihm so viel bedeutete, überdauert Friedrich Augusts Tod. In Erinnerungen und Legenden. In Folianten voller Bilder, die jene vergänglichen Gesamtkunstwerke seiner grandiosen Feste dem Staunen der Nachwelt erhalten.

Vor allem aber in der Residenzstadt Dresden, deren Schönheit mit dem königlich-kurfürstlichen Namen verknüpft bleibt. Ihre Kunstsammlungen, die der Herrscher selbst bereits in je eigenen Museen herzuzeigen begonnen hat, sind einmalig.

Und noch immer umweht der von Venedig inspirierte Zauber die Elbe, den Friedrich August seiner Metropole einst verliehen hat. ◇

IN KÜRZE

Prunk und Verschwendung dienen im Barock nicht nur dem Genuss der Fürsten, sondern sind auch ein politisches Instrument: Denn als reich und mächtig gilt allein, wer sein Vermögen vorzeigt. Besonders glanzvoll ist um 1700 der Hof Friedrich Augusts I., der ab 1694 Sachsen als Kurfürst regiert – und zudem 1697 zum König von Polen gewählt wird. Unter seiner Herrschaft entstehen in Dresden Bauten wie ein riesiges Opernhaus, der Zwinger und die Frauenkirche.

1704

Frankfurt am Main

IN DER METROPOLE DES *GELDES*

In dieser Stadt decken sich Könige und Fürsten mit Kapital ein, in ihren Kaufmannshäusern stapeln sich Bücher, Tuche und Luxuswaren: Frankfurt, Krönungsort der römisch-deutschen Kaiser, hat sich ganz dem Geschäft verschrieben. Zweimal im Jahr locken Messen am Main Kaufleute aus halb Europa an – so auch im Frühjahr 1704

TEXT: *Constanze Kindel*





ANK (hier die Mainbrücke nach Sachsenhausen) liegt am Knotenpunkt eines weitverzweigten Netzes von Fernwegen. Im 17. Jahrhundert haben vor allem auswärtige Kaufleute, darunter Glaubensflüchtlinge aus Frankreich, die Stadt dank ihrer guten Kontakte zu einem großen Handelsplatz gemacht

F

Es ist leicht, sich auf den ersten Blick täuschen zu lassen. Die Stadt zu unterschätzen, wie sie sich da so präsentiert: fast ein wenig zu klein für eine Metropole, halbversteckt, wie weggeduckt hinter überbreiten Mauern. Ein Fleck auf flachem Land am Fluss, keine Vorstädte, nichts von Weltstadtweite.

Aber dieser Ort lässt sich ohnehin nicht allein an der Zahl seiner Häuser, Straßen, Menschen messen. Hier versammeln sich die Mächtigsten der deutschen Lande, hier ballt sich viel Geld. Und daher gehört Frankfurt am Main zu den wichtigsten Städten im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation.

Eine Reichsstadt ist diese Metropole, frei und selbstbestimmt, von keinem Fürsten, keinem Bischof abhängig, allein dem Kaiser untertan. Seit einem halben Jahrtausend der Ort, an dem ebendieser römisch-deutsche Kaiser gewählt wird von den höchsten weltlichen und geistlichen Adeligen des Reichs.

Und zweimal im Jahr wird die Stadt zum Kaufhaus des Reichs: im Frühling zur Fastenmesse, die am dritten Sonntag vor Ostern beginnt, und im Spätsommer zur Herbstmesse zwischen den Feiertagen Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt. Diese Treffen ziehen Kaufleute und Fürsten aus halb Europa an.

Auch jetzt, in den ersten Märztagen des Jahres 1704, ist Frankfurt Mittelpunkt des Reichs. Die Messe am Main ist berühmt für ihren Buchmarkt, auf

dem Verleger ihre Werke dem Publikum vorstellen. Und für ihre Luxuswaren wie Gold, Diamanten, Seidenstoffe.

Weit draußen vor den Toren empfangen Frankfurter Reiter an den Tagen zuvor die Kaufmannszüge aus Nürnberg, Augsburg oder Köln mit einem Willkommenstrunk und geben den Messe Gästen das Geleit in die Stadt.

Frankfurt verschanzt sich hinter einem meterdicken steinernen Wall mit

WÄHREND DER MESSEN ist das Viertel um den Römerberg, dem von prächtigen Bürgerhäusern gesäumten Rathausplatz, voller Buden: Dann werden in der Stadt nicht nur Waren, sondern auch Nachrichten und Ideen ausgetauscht



Bastionen, einem breiten Wassergraben und 60 Türmen. Die Tore, tagsüber bewacht, werden bei Dunkelheit geschlossen. Wer sie in den Nachtstunden passieren will, muss Sperrgeld zahlen und ist gehalten, das Öffnen rechtzeitig schriftlich zu beantragen. Der Torwächter holt den Schlüssel dann bei einem der beiden Bürgermeister ab.

Tagsüber strömen die Messebesucher aus allen Richtungen in den Ort –



etwa durch das Galgentor im Westen, vor dem eine Hinrichtungsstätte liegt. Oder durch das südliche Fahrtor am Fluss, wo eine steinerne Brücke Frankfurt mit dem Stadtteil Sachsenhausen am anderen Mainufer verbindet.

Oder durch das Neue Friedberger Tor, wo die Via Regia die Stadt streift, die alte Handelsstraße, die von Frankfurt über Leipzig bis nach Breslau und Krakau führt, Teil eines Netzes von

Kaufmannswegen, das von Spanien und Frankreich bis nach Russland reicht.

Hinter den Stadttoren stehen dicht an dicht die Häuser, hoch und schmal, gebaut aus Holz oder rotem Stein, die Dächer schiefergedeckt. In den Gassen der Gestank von Schmutzwasser, Fäkalien und Abfällen, die über Rinnen und Gräben zum Fluss gespült werden. Zäher Morast klebt an Pflastersteinen, obwohl alle Hausbewohner einmal pro

Woche die Straßen säubern müssen, die Christen am Samstag, die Juden freitags.

Aber jetzt, zur Messezeit, herrscht ohnehin Ausnahmezustand. Zu den kaum 30 000 Einwohnern gesellen sich mindestens 20 000 Besucher, und die Stadt birzt vor Menschen und Waren. Sie liegt wie im Fieber, getrieben von großen Erwartungen auf gute Geschäfte, vom Glanz und Spektakel des Neuen, Fremden, Außergewöhnlichen, das die



AUF DEM LIEBFRAUENBERG wechseln vor allem Haushaltswaren den Besitzer. Zu Messezeiten gelten in der Stadt andere Regeln als im Rest des Jahres: Auch die Bewohner des jüdischen Ghettos, die nur über verminderte Rechte verfügen, dürfen dann uneingeschränkt Geschäfte machen

Messe mit sich bringt. Für drei kurze Markt Wochen ist alles dem Kommerz untergeordnet. Es ist die wichtigste Zeit des Jahres für eine Stadt, die ihr Schicksal an den Handel geknüpft hat, an die Ströme von Waren und Geld.

ZWEI FAKTOREN HAT Frankfurt seinen Aufstieg zu verdanken: zum einen der Lage am Main sowie am Kreuzungspunkt großer Fernstraßen, die norddeutsche Hansestädte mit Süddeutschland,

Italien und dem Balkan verbinden; zum anderen Zehntausenden Zuwanderern aus fremden Ländern.

Über Jahrhunderte war Frankfurt nicht mehr als eine mittelgroße Stadt, in der auswärtige Kaufleute Handel trieben. Zweimal im Jahr kamen sie mit ihren Waren hierher: zu den Messen, entstanden als Märkte zu kirchlichen Festen. Die allen bekannten Termine der christlichen Feiertage ermöglichten es Händlern, ihre Reisen langfristig zu pla-

nen; zudem brachten die Kirchenfeste Scharen von Menschen in die Stadt und sicherten guten Absatz.

Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts begannen Kaufleute, die aus Frankreich und den Spanischen Niederlanden eingewandert waren, Frankfurt zu einem führenden Handelsplatz auszubauen. Als protestantische Vertriebene waren sie in die Stadt gekommen, geflohen vor Verfolgung und Unterdrückung, den Versuchen der spanischen und französi-

schen Monarchen, sie mit Gewalt wieder zum katholischen Glauben zu bekehren.

Frankfurt gehörte zu den Orten, die den Fremden dauerhaftes Bleiberecht gewährten – auch weil die Ratsregierung auf einen wirtschaftlichen Aufschwung hoffte. Die Niederländer brachten Handelsbeziehungen in alle Welt mit, die Franzosen gründeten Manufakturen. Und auch italienische Kaufleute ließen sich in der Stadt nieder.

Die weitreichenden Verbindungen der Einwanderer machten aus der kleinen Messestadt binnen weniger Jahrzehnte eine vermögende Metropole.

Zugezogene, die sich zu den Lehren Luthers bekennen, die Geld mitbringen, Wissen, Fähigkeiten (und womöglich die Witwe oder Tochter eines Frankfurter Bürgers heiraten), dürfen wenige Monate nach Ankunft einen Antrag auf Aufnahme in die Bürgerschaft stellen.

Eingewanderte Katholiken, Juden und Calvinisten (zu denen die meisten Glaubensflüchtlinge aus Frankreich und den Niederlanden zählen) können hingegen nicht vollwertige Bürger werden. Die Stadtregierung erkennt sie bloß als schlechter gestellte „Beisassen“ an, gegen Gebühr – und auch nur, wenn sie ein entsprechendes Vermögen nachweisen.

Sie sind von politischen Entscheidungen ausgeschlossen, dürfen keine offenen Läden betreiben, allein im Großhandel aktiv sein. Überdies wird ihnen der Status einzig auf Lebenszeit verliehen; so bleiben ihre Familien abhängig von der Gnade des Stadtrats.

Zu den lutherischen Einwanderern, denen die Aufnahme in die Bürgerschaft gelingt, gehören Männer wie der aus Friedberg stammende Stadtarzt Johann Hartmann Senckenberg und der verwitwete Schneidermeister Friedrich Georg Göthé: geboren in einer thüringischen Kleinstadt als Sohn eines Hufschmieds, nach langen Wanderjahren als Geselle nach Frankfurt gezogen. Kurz nach sei-

AUSKOMMEN FÜR JEDEN

**Städte wie Frankfurt bieten viele
Verdienstmöglichkeiten – und
fördern das Spezialistentum**



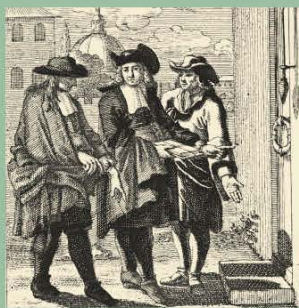
BEAMTE

Die städtischen Bediensteten überwachen den Handel, die Betriebe – und die strenge Kleiderordnung



ANWÄLTE

Die Rechtsberater des Frankfurter Stadtrats zählen zum innersten Zirkel der Macht



NOTARE

Diese Bürger befassen sich vor allem mit der Beurkundung von Rechtsgeschäften

ner Ankunft 1686 hat der Rat seinem Antrag auf Aufnahme in die Bürgerschaft stattgegeben.

Inzwischen zählt er zu den wohlhabenderen Bürgern der Stadt; doch als Göthé vor einigen Jahren gegen die Familie eines prominenten Rechtsberaters der Stadtregierung wegen unbezahlter Rechnungen vor Gericht zog, erlebte er, wie eng Frankfurts Elite zusammenhält: Die Stadtregierung weigerte sich, gegen den Schuldner aus den eigenen Reihen vorzugehen, und entschied, den Fall von auswärtigen Juristen klären zu lassen. Die Klage wurde abgewiesen, ein späteres Verfahren schließlich eingestellt. Der Schneider ging leer aus.

Als Handwerker kann Meister Göthé ohnehin nicht in die Oberschicht aufsteigen, allem Erfolg zum Trotz. Erst seinen Söhnen wird es gelingen, in diese Kreise vorzustoßen.

IN FÜNF STÄNDE teilt sich die Stadtbevölkerung auf. Ganz unten stehen die Kutscher, Fuhrleute, Tagelöhner und Dienstboten; dann kommen die Handwerker und kleineren Krämer. Die dritte Gruppe bilden die Soldaten des städtischen Militärs sowie Künstler und größere Händler. Darüber stehen Großkaufleute und vornehmere Bürger – und ganz oben schließlich die Akademiker, höchste Amtsträger sowie der Adel.

Eine Gruppe aber bewegt sich außerhalb dieser Ordnung: Den Juden hat der Stadtrat einen Platz am Rand der Gesellschaft zugewiesen. Sie wohnen in einer schmalen Gasse, die vom östlichen Ende der Zeil, Frankfurts breitester Straße, zum Main verläuft, mit hohen Mauern abgegrenzt, 330 Meter lang.

Als der Rat im Jahr 1462 die damals kaum 200 Juden zwang, in diesen Bezirk umzuziehen, entstand hier das erste Ghetto Europas. Inzwischen lebt in den 214 Häusern des Viertels die größte jüdische Gemeinde des römisch-deutschen Reichs: mehr als 2400 Menschen, die sich nirgendwo anders in der Stadt an-

AM MAINUFER,
wo während der zwei
jährlichen Messen
ein Weinmarkt öff-
net, machen häufig
Lastkähne mit Waren
aus den Nieder-
landen fest



siedeln dürfen. Viele Religionsgelehrte haben sich in dem Quartier niedergelassen, die Studenten von weither anziehen.

Immer wieder sind die schmalen, hohen Häuser geteilt, erweitert, umgebaut worden, um mehr Menschen Platz zu bieten – auch weil das Wohnrecht in der Judengasse an den Besitz oder Mitbesitz eines Gebäudes gebunden ist: Wer kein Eigentum nachweisen kann, muss ständig fürchten, vom Rat aus der Stadt verwiesen zu werden. Manchmal teilen sich vier Familien die wenigen Räume

eines Hauses. Im Winter sind die Wohnungen kalt und klamm, im Sommer feucht und fliegenverseucht und dunkel das ganze Jahr über. Nachts sowie sonntags und während der christlichen Feiertage bleiben die Tore der Gasse verschlossen, ihre Bewohner eingesperrt.

Die meisten Frankfurter Juden sind eher arm, nur wenige haben es zu Vermögen gebracht. Strenge Verordnungen regeln ihr Verhältnis zur christlichen Stadtbevölkerung. Ein Handwerk dürfen sie nicht ausüben, und nur einge-

schränkt Handel treiben: damit sie nicht zur Konkurrenz werden für christliche Krämer, Kaufleute und Handwerker.

Dennoch ist der Handel mit Waren oder Geld die wichtigste Einnahmequelle für die Bewohner der Judengasse. Sie verkaufen alte Kleidung sowie Pferde, Pelze und Felle, aber auch Gewürze und Öle, vermitteln überdies Geldgeschäfte. Etliche arbeiten als Wechsler: tauschen gegen Gebühr die vielen unterschiedlichen Münzsorten um, die im Reich kursieren, und beschaffen oft auch Kredite.

Zu diesen Wechslern gehört Kalman Rothschild, der im Haus Hinterpfann wohnt. Den Namen trägt seine Familie nach dem Haus zum Rothen Schild am Südende der Judengasse, in dem Joseph Rothschild, ein entfernter Verwandter des Wechslers Kalman, hebräische Bücher verkauft.

Die Vermittlung von Krediten zählt auch zu den wichtigsten Aufgaben der „Hofjuden“, die trotz ihres Wohnsitzes in der Judengasse als Berater an manchen Fürstenhöfen wirken (siehe Seite 52). Sie beliefern die Adelsresidenzen unter anderem mit Luxuswaren und versorgen ganze Heere mit Ausrüstung, Kleidung, Waffen.

Vor allem aber beschaffen sie Geld, oft dank ihrer familiären Verbindungen in ganz Europa. Nicht selten handelt es sich dabei um enorme Summen, die die Fürsten etwa für einen Krieg brauchen.

Es ist ein risikoreiches Geschäft, stets abhängig von der Gunst des Herrschers und dessen Möglichkeiten, das Geld zurückzuzahlen. Aber da sich auf diese Art eine seltene Chance auf Privilegien und gute Verdienste bietet, sind die Hofjuden bereit, Risiken einzugehen. Sie dürfen das Ghetto auch an Sonn- und Feiertagen verlassen.

Den übrigen Bewohnern der Gasse gewährt der Stadtrat nur zweimal im Jahr Sonderrechte: während der Messen. Dann sind für die Juden alle Handelsbeschränkungen aufgehoben.

Der Markt breitet sich an den Messetagen über die halbe Stadt aus. Die Straßen hinauf zum Römerberg, dem Platz vor dem Rathaus, sind voller Buden. Auch in den umliegenden Häusern werden die Räume im Erdgeschoss vorübergehend zu Läden. Die Verkaufsstände in den Hallen unter dem Rathaus sind den teuersten Waren vorbehalten: Juwelen, Edelsteinen, Goldschmiedearbeiten.

Neben Schmuck zählen Gewürze wie Pfeffer, Zimt und Ingwer zu den



KAUFLEUTE

Viele Frankfurter Händler stammen aus dem Ausland; das volle Bürgerrecht bleibt ihnen meist verwehrt



WAAGEMEISTER

Sie bestimmen in der Stadtwaage das Gewicht importierter Waren – und die Höhe der Abgaben



BRILLENMACHER

Den Herstellern von Sehhilfen bietet Frankfurt mit seiner gebildeten Oberschicht gute Kundschaft

Luxuswaren, aber auch Tee und Kaffee – sowie edle Keramik aus der Frankfurter Fayencemanufaktur: Schüsseln, Teekannen, Tintenfüßer, Nachttöpfe aus weiß glasiertem Ton, verziert mit eingebrannten Bemalungen.

Anders als das aus Ostasien importierte Porzellan sind die Fayencen auch für das Bürgertum erschwinglich.

Angeboten werden zudem alle Arten von Stoff: leuchtend gefärbt, kunstvoll gemustert, bestickt, durchwirkt mit Gold- und Silberfäden. Schwerer Samt und Brokat, feiner Musselin und zarte Spitze sowie schimmernde Seide, wie sie Hermann Firnhaber in seinem Laden verkauft, von dem es heißt, er sei die größte Seidenhandlung in Deutschland.

WELCHE KLEIDER, welche Frisuren in Mode sind, diktiert der französische Königshof. Politisch und militärisch ist Frankreich Führungsmacht in Europa, seine Sprache, seine Kultur, Prunk und Glanz seines Herrschers haben Einfluss – und nicht nur an den Fürstenhöfen.

Da sich der Sonnenkönig häufig in Soldatenkleidung zeigt, ist der knielange Soldatenrock in einer zivilen Variante auch bei deutschen Bürgern in Mode, körperbetont geschnitten und kombiniert mit Hemd, Halsbinde, Kniehose.

Die Frauen der vornehmsten Familien tragen jetzt als Kopfschmuck die *fontange*, benannt nach einer Mätresse Ludwigs XIV.: eine hohe Haube aus Drahtgestell, überzogen mit weißer Seide, Leinwand oder Spitze, zusammengehalten von einer farbigen Schleife.

Die Damen aus den bessergestellten Schichten schmücken ihre Lockenfrisuren mit Perlen, Juwelen, Seidenschleifen, pudern ihre Haare, schminken die Gesichter blass und verzieren sie mit schwarzen Schönheitspflasterchen in den Augenwinkeln, auf Wangenknochen, über Lippenbögen.

Sie zeigen sich gern im *manteau*, einem dekolletierten Mantelkleid, oft aus schweren Samt- und Seidenstoffen

gefertigt, unter dem ein aufwendig dekorierter Rock vorscheint. Ein Gestell aus Rosshaar und Fischbein plustert den Unterrock zum modisch betonten *cul de Paris*, dem „Pariser Hintern“.

In einer Kleiderordnung schreibt Frankfurts Rat vor, welche Kleidung, welche Stoffe, welcher Schmuck jedem der fünf Stände zustehen und wie sich

Laster den Boden bereitet. So sind Stickerien aus Gold und Silber oder Röcke aus glattem Samt selbst den Frauen der Patrizier verboten.

DIE PATRIZIER, eine Oberschicht von knapp 50 Familien mit langen Traditionen und meist durch Handel angehäuften Vermögen, verstehen sich als eine

über dessen Sonderrechte wie etwa Steuerfreiheit verfügen.

Die Patrizier teilen die wichtigsten Ämter der Stadt unter sich auf, von niemandem kontrolliert, nicht einmal vom Kaiser. Seit Jahrhunderten sitzen ihre Mitglieder im Frankfurter Rat, stellen den für jeweils zwölf Monate gewählten Bürgermeister sowie dessen Vertreter



IM SCHATTEN

der Katharinenkirche liegt der Roßmarkt, einer von Frankfurts Richtplätzen: 1616 wurden dort die Anführer einer Handwerker-Rebellion gegen den Stadtrat hingerichtet. Seither regiert die kleine Bürgerelite wieder unangefochten

Frauen in der Öffentlichkeit zu kleiden haben, selbst bei Hochzeiten, Taufen, Begräbnissen. Ein Amt überwacht die Einhaltung der Vorschriften und verhängt bei Verstößen hohe Geldstrafen.

Selbst den Reichen sind hier Grenzen gesetzt. Die Kirche und ihre Kleriker predigen, dass allzu großer Luxus den Zorn Gottes nach sich zieht und dem

Art Stadttadel, dessen Führungsanspruch zwar nirgends niedergeschrieben ist, aber als Gewohnheitsrecht gilt.

Diese Elite bleibt meist unter sich, bei Festen und Banketten, Hochzeitsfeiern und Fastnachtsbällen. Ihre Mitglieder tragen Wappen und bemühen sich auch sonst um eine Lebensweise, wie sie der Adel pflegt, obwohl sie nicht

und längst auch den Schultheiß, den Vertreter des Kaisers in der Reichsstadt.

Drei Viertel der 28 Plätze auf den ersten beiden Bänken des Stadtrats sind mit Patriziern besetzt, die verbleibenden sieben Sitze stehen graduierten Akademikern zu. Die 14 Sitze der dritten Bank sind den Handwerkern vorbehalten – allerdings dürfen nur neun ihrer Zünfte

überhaupt Mitglieder in das Gremium entsenden, darunter Metzger, Bäcker, Wollweber. Und Einfluss auf die Stadtgeschäfte haben sie kaum.

Die Mitglieder der Stadtregierung bestimmen, wer nach dem Tod eines Ratsherrn in das Gremium nachrückt.

Auf diese Weise haben die Patrizier ihren Einfluss stets bewahrt. Bis ins Detail greift der Rat in den Alltag jedes einzelnen Einwohners ein. Er legt die Zahl der Handwerksbetriebe und ihrer Beschäftigten fest, diktiert die Preise für den Handel mit Nahrungsmitteln. Und er allein urteilt und richtet über Leben und Sterben. Schon ein Dieb, der mehr als einmal stiehlt, kann mit dem Tod bestraft werden. Für den Mord an einem Geistlichen hat der Rat der Stadt einige Jahre zuvor den Schuldigen rädern lassen: Mit einem großen Wagenrad hat der Scharfrichter dem Täter vor der Hinrichtung qualvoll die Knochen gebrochen.

Der Rat bestimmt die Gesetze der Stadt. Wer mit den Entscheidungen nicht einverstanden ist, kann sich nur noch an den Kaiser wenden.

Einmal aber haben Handwerkszünfte und andere Angehörige der niederen Stände gegen das Regiment des Patriziats rebelliert – doch ist das schon gut 90 Jahre her. 1612 begehrten sie auf, weil der Rat geheim hielt, welche verbrieften Rechte auch den weniger vermögenden Bürgern der Reichsstadt zustanden, und ihnen verweigerte, die Urkunden einzusehen, die diese Rechte garantieren.

Sie protestierten gegen Münzverfall, Preissteigerungen sowie hohe Kreditzinsen, gegen immer neue Steuerlasten, mit denen die einfachen Bürger jene Verschuldung ausgleichen sollten, in die reiche Ratsherren die Stadt mit ihrem enormen Aufwand für Prunk, Zeremonien, Feste geführt hatten (die Rebellen forderten auch, die Zahl der Juden in der Stadt zu verringern, und drohten mit einem Pogrom).



ALABASTERER

Hohe Fingerfertigkeit verlangt die Herstellung feinster Gefäße, Statuen und Bilder aus dem Gipsgestein



APOTHEKER

Immigranten aus den Niederlanden haben den Handel mit Arzneien in Frankfurt etabliert



WAAGENMACHER

Ihre Gewichte und Waagen in verschiedensten Größen sind für alle Händler von großer Bedeutung

Der Kaiser persönlich vermittelte damals zwischen Ratsherren und Handwerkern, ein „Bürgervertrag“ sollte die Macht der Patrizier zumindest etwas einhegen. Die Sitze auf den ersten beiden Ratsbänken waren fortan nicht mehr ihnen allein vorbehalten. Zudem sollte bei der Ernennung von Ratsherren künftig auch die Qualifikation für das Amt zählen, nicht nur die vornehme Abstammung. Mehr noch: Nahe Verwandtschaft zu anderen Ratsmitgliedern erklärte der Vertrag zum Ausschlussgrund für Kandidaten.

Den radikaleren unter den Handwerkern aber reichte das nicht. Im Mai 1614 besetzten der Lebkuchenbäcker Vincenz Fettmilch und etliche Gefolgsleute den Römer und zwangen den Rat zum Rücktritt. Knapp vier Monate später stürmte eine Menge die Judengasse, plünderte die Häuser, trieb die Bewohner auf dem Friedhof zusammen und verkündete ihre Ausweisung aus der Stadt. Erst mit dem Eingreifen des Kaisers brach der Aufstand zusammen: Er schickte Truppen nach Frankfurt und ließ den Rat wiedereinsetzen.

Im Januar 1616 wurden die Anführer der Aufständischen hingerichtet. Am selben Tag geleiteten kaiserliche Truppen die Frankfurter Juden zurück in die Gasse. Seither feiern sie dort jedes Jahr den Tag ihrer Rettung und Rückkehr.

Und am Brückenturm über dem Main sind auch jetzt, fast 90 Jahre später, noch immer die Köpfe der Hingerichteten zu sehen, aufgespießt auf Eisenstangen – eine Mahnung, dass jeder Griff nach der Macht scheitern muss.

Vorsorglich hat der Stadtrat den Handwerkerzünften nach dem Ende des Aufstands das Recht auf Selbstverwaltung weitgehend entzogen. Die Elite will sichergehen, dass ihre Herrschaft nie wieder herausgefordert wird.

Viele reiche Bürger wohnen rund um den Rathausplatz sowie in den Seitenstraßen: in Häusern mit Fachwerkfassaden, Türmchen, Zinnen, Treppen-

giebeln. Am Messehandel verdienen sie mit, indem sie in den unteren Etagen Waren der Messehändler lagern oder Läden öffnen und in den oberen Etagen Kaufleute einquartieren.

Denn während der Messen erlaubt der Stadtrat den Hausbesitzern, Fremde zu beherbergen und zu verpflegen (sonst ist dies den Gastwirten vorbehalten). Die meisten Besucher kommen in privaten Häusern und Wohnungen unter.

Andere Kaufleute nehmen mit Kollegen, die aus derselben Stadt stammen, in großen Messherbergen Quartier, die in diesen Wochen auch als Handelsvertretung und Warenlager dienen, etwa dem „Nürnberger Hof“ für die Händler aus der fränkischen Metropole.

64 GASTHÄUSER zählt die Stadt 1704; als Bestes gilt das „Große Rote Haus“ auf der Zeil, auch wenn der Besitzer als Spekulant verrufen ist, mit einem Hang zu riskanten Finanzgeschäften und womöglich auch Falschmünzerei.

Hausierer, Boten und fahrende Krämer, die ohne Pferd und Wagen reisen, müssen mit einfachsten Unterkünften vorliebnehmen. Meist bieten diese „Fußherbergen“ nicht mehr als ein Strohlager in einer Stube, die mit anderen Reisenden zu teilen ist und oft genug mit Mäusen, Flöhen, Ratten.

Die Wände sind mit Sprüchen beschmiert, die Bettbezüge schmutzig. Und die Verpflegung ist kaum besser: der Wein verdünnt, das Essen so ungenießbar, als hätte der Wirt dafür die Reste von anderen Tellern zusammengekratzt.

Voll sind sie zu Messezeiten trotzdem, ebenso wie die Kaffeehäuser, die Weinschenken und die Bordelle (die nur noch heimlich betrieben werden, seit die Stadtregierung vor fast 150 Jahren alle „Frauenhäuser“ geschlossen hat).

Auf den Straßen und Plätzen lässt der Rat während der Messe gegen eine Abgabe an die Stadtkasse Akrobaten, Seiltänzer und Feuerschlucker auftreten, Puppenspieler, Musikanten und Schau-



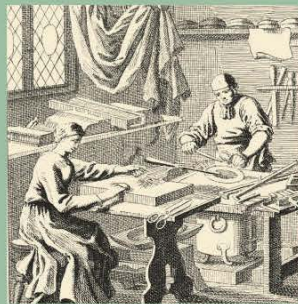
SCHREIBER

Protokollieren Streitfälle vor Gericht – die in Frankfurt oft zugunsten der einflussreichen Patrizier ausgehen



KUPFERSTECHER

Auf den Messen handeln die Kunsthandwerker mit Verlegern neue Aufträge für Buchillustrationen aus



SCHRIFTGIESSER

In einem aufwendigen Verfahren fertigen sie aus einer Bleilegierung Lettern für den Druck

spieltruppen, manche aus dem Ausland angereist. Selbst dressierte Elefanten sind schon zu sehen gewesen.

Wo immer sich das Publikum versammelt, um den Gauklern zuzuschauen, heischen Händler mit Salben und anderen Heilmitteln um die Aufmerksamkeit der Menge, bieten Zahnärzte und Okulisten, die auf wundersame Weise den grauen Star kurieren, ihre Dienste an. Das Sanitätsamt der Stadt inspiziert zuvor alle medizinischen Produkte, um Betrug zu verhindern.

Vier Jahre ist es her, dass der berühmte Chirurg Doktor Eisenbarth auf der Fastenmesse aufgetreten ist und der Gastwirtssohn Lorenz Heister, erst 16 und Schüler am Gymnasium der Stadt, ihm bei einigen Operationen auf der Bühne und im Zelt dahinter assistieren durfte: Behandlungen von Hasenscharten, Brüchen, Blasensteinen sowie das Starstechen, bei dem der Arzt die getriebene Linse mit der Nadel auf den Boden des Augapfels drückte, damit wieder Licht auf die Netzhaut fallen konnte.

Eisenbarth ist bekannt dafür, Patienten besonders schnell und schmerzarm zu operieren. In vielen Fürstentümern darf er per herrschaftlichem Privileg als einziger Chirurg praktizieren. Lorenz Heister hat sich ihn zum Vorbild genommen: Er studiert nun Medizin.

Für Wissenshungrige wie ihn, für Gelehrte und solche, die es sein und werden wollen, hat die Frankfurter Messe seit Langem einen besonderen Anziehungspunkt: eine eigene Verkaufsmesse für Bücher und Druckwaren aller Art.

Auf der Herbstmesse 1454 hat der Mainzer Johannes Gutenberg dem Publikum den ersten gedruckten Band präsentiert, eine lateinische Bibel. In den 100 Jahren danach ist Frankfurt zum größten Literaturmarkt Europas aufgestiegen. Drucker und Verleger haben sich hier niedergelassen, zwischen Römerberg und Main ist ein Buchhändlervier-

tel entstanden. In den Läden und Lagern stapeln sich Ballen mit Rohbögen.

Wenn Wasser in die wuchtigen Holzfässer einsickert, in denen Bücher auf Planwagen oder Flussschiffen transportiert werden, sind ganze Ladungen verloren. Um dieses Risiko zu umgehen, haben auch Verleger aus anderen Städten ständige Lager in Frankfurt eingerichtet, obwohl sie ihre Verkaufsstände nur zweimal im Jahr öffnen. Auf den Messen decken sie sich mit Papier und Drucktypen ein, verhandeln mit Kupferstechern über Illustrationen für geplante Bücher, treffen mit Autoren zusammen.

Die Messewochen sind zur Terminmarke für Veröffentlichungen geworden. Ein Katalog, von der Stadt herausgegeben und von einer kaiserlichen Kommission begutachtet, verzeichnet alle Neuerscheinungen – auch um die Bücherflut besser zensurieren zu können, denn Werke, die „der Reichsruhe nachteilig“ sind, dürfen die Händler nicht verkaufen.

Mehr als 1000 Titel erscheinen im Jahresdurchschnitt auf den Messen in Frankfurt und Leipzig (das dem Büchermarkt am Main seit Jahren zunehmend bedrohlich Konkurrenz macht). Rund 40 Prozent der Neuerscheinungen sind religiöse Schriften, hinzu kommen juristische und medizinische Werke, Bücher zu Geschichte und Geografie, Politik, Philosophie, Naturwissenschaften sowie Reiseberichte – ein großer Teil auf Latein verfasst, der Universalsprache der Gelehrten, und damit europaweit zu vertreiben. Erst vor wenigen Jahren sind in den Messekatalogen zum ersten Mal mehr Neuerscheinungen auf Deutsch als Latein verzeichnet gewesen.

Nur ein Bruchteil der Buchproduktion entfällt auf Dichtung. Das Publikum für schönggeistige Literatur ist klein. Für mehrbändige Romane wie Daniel Casper von Lohensteins „Großmütiger Feldherr Arminius“, der im Germanien der Römerzeit spielt, verlangen die Buchhändler Preise, die dem Monatseinkommen eines Beamten entsprechen.



BUCHDRUCKER

Ballen ungebundener Bögen stapeln sich in den Lagern des Buchhändler Viertels zwischen Römerberg und Main



BUCHBINDER

Rund 1000 neue Titel werden jedes Jahr auf den Buchmessen präsentiert – mehr als ein Drittel sind religiösen Inhalts



BUCHHÄNDLER

Die Stadtoberen lassen jeden Titel überprüfen, bevor die Frankfurter Buchhandlungen ihn anbieten dürfen

Der viel verkaufte Abenteuerroman „Asiatische Banise“ ist dagegen schon für zehn Groschen zu haben, der satirische „Simplicissimus“ für knapp das Dreifache: Kein anderes Werk findet so viele Leser wie Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausens mal anzüglicher, mal moralischer Roman um den Sohn einer Bauernfamilie aus dem Spessart und seinen Weg durch die Wirren des Dreißigjährigen Kriegs.

BEI STUDENTEN, Akademikern, reichen Stadtbürgern sind vor allem humoristische Schwänke beliebt. Handwerker und mittelständische Kaufleute bevorzugen dagegen religiöse Schriften – wenn sie überhaupt lesen können.

Zwar haben viele Landesherren in ihren Territorien die allgemeine Schulpflicht eingeführt, aber durchgesetzt wird die Bestimmung kaum.

In Frankfurt ist der Unterricht freiwillig. In den privaten Elementarschulen der Stadt lernen Kinder jeden Alters in einer Klasse Lesen, Schreiben, Rechnen. Einen Gulden kostet die Unterweisung im Jahr, doppelt so viel für Kinder aus Familien, die über ein Vermögen von mehr als 1000 Gulden verfügen. Eine bessere Bildung versprechen die Lateinschule, das städtische Gymnasium oder private Hauslehrer.

In ganz Deutschland gibt es wohl nicht mehr als 100 000 potenzielle Leser für Belletristik und Sachbücher – also Menschen, die an Universitäten studiert oder eine Lateinschule absolviert haben, zur städtischen Oberschicht gehören oder zum ländlichen Adel.

Allerdings sind unter ihnen schon zahlreiche Sammler. Gelehrte häufen oft 5000 Bände an, bisweilen auch mehr als 20 000. Seit 1668 verfügt Frankfurt über eine öffentliche Stadtbibliothek.

Für die Intellektuellen aus ganz Europa, die Wissenschaftler und Literaten, Sprachgelehrten und Naturforscher, die in diesen Märzwochen zur Buchmesse reisen, ist der Marktplatz am Main

ein Ort des Austauschs, für Nachrichten, Erkenntnisse, Ideen. Eine fast einmalige Gelegenheit, Meinungen und Wissen mit anderen zu teilen.

Wenn hingegen die Kaufleute in diesen Tagen zusammenkommen, geht es meist um nüchterne Zahlen. Frankfurts Messen gelten in West- und Süddeutschland als allgemeingültige Zahlungstermine: Händler und Handwerker legen in ihren Rechnungen die jeweils nächste Messe im Herbst oder Frühjahr als Fälligkeitsdaten fest.

In der zweiten Messeweche werden Schulden getilgt, Gelder eingetrieben, Verbindlichkeiten verlängert. Die Kaufleute beziehen Waren auf Kredit und begleichen ihre Rückstände samt Zinsen zu festen Sätzen sechs Monate später auf der folgenden Messe, wenn alles verkauft ist.

Längst wickeln sie viele Zahlungen bargeldlos ab, denn Reisende tragen wegen der Gefahr von Überfällen nur wenig Bares bei sich. In Wechseln werden Summen für Darlehen, Anleihen oder Schulforderungen festgeschrieben.

Wer Geld anlegen will, kann bei einem Wechselhändler Schuldscheine erwerben. Fürsten sichern sich auf den Messen Kapital, für private Zwecke oder leere Staatskassen. Auch diese Anleihen, teils über enorme Beträge, werden in Papierform ausgestellt; sie sind leichter zu transportieren, diebstahl- und fälschungssicherer als Geldstücke.

Ohnehin herrscht im deutschen Münzwesen eine verwirrende Vielfalt. Zwar gibt es mit dem Reichstaler zu 24 Groschen eine überregional anerkannte Handelsmünze, die vor allem von Fürsten mit eigenen Silbergruben wie in Sachsen und Braunschweig und großen Handelsstädten – etwa Köln, Nürnberg oder Frankfurt – geprägt wird und als Wertmesser für alles Silbergeld gilt.

Daneben aber kursiert in Hansestädten wie Hamburg die Mark Courant,

die 16 Schilling zu je zwölf Pfennigen entspricht. In Hessen gilt der Hessen-Albus zu zwölf Heller. Und in der Reichsstadt Aachen die Mark, die je sechs Groschen, zwölf Schilling oder 72 Heller wert ist. Zudem kursieren ausländische Währungen wie der silberne Philippstaler aus den Spanischen Niederlanden und Goldmünzen wie der französische Louisdor und die spanische Pistole.

Überdies bringen illegal betriebene Prägestätten minderwertige Münzen in Umlauf. Und auch Fürsten und Städte lassen immer wieder Geld herstellen, dessen Edelmetallgehalt nicht seinem Nennwert entspricht.

In Frankfurt haben Kaufleute aus Nürnberg und Italien schon 1585 beim Stadtrat durchgesetzt, dass der Wert der wichtigsten Geldsorten während der Messe durch einen Münzvergleich festzusetzen ist. Anfangs kamen die Händler alle sechs Monate zusammen, um verbindliche Kurse festzulegen, für ungarische, spanische und pfälzische Münzen, Rheinische Goldgulden, Sonnenkronen und Portugaleser Kreuzdukaten.

Aus diesem Münzvergleich, der bald auch in den Zeiten zwischen den Messen verhandelt wurde, ist inzwischen die Frankfurter Börse entstanden (auch wenn hier noch keine Waren gehandelt werden wie in Antwerpen, keine Aktien wie in Amsterdam).

Um die aktuellen Wechselkurse festzulegen,

LITERATURTIPPS

HEINER BOEHNCKE U. A.

»Monsieur Goethe«

Die Familie Goethe in Frankfurt: detailreiches Stadt- und Zeitporträt (Die Andere Bibliothek).

BERND BAEHRING

»Börsen-Zeiten«

Überblick zur Geschichte der Stadt als Finanzplatz (Frankfurter Wertpapierbörse).

treffen sich die Kaufleute im Haus Braunfels am Liebfrauenberg – während der Messewochen gegen zehn Uhr vormittags, außerhalb der Messezeiten werktags ab zwölf Uhr.

Die jüdischen Krämer, zum Börsenbesuch nicht zugelassen, besprechen sich gleich gegenüber: stehen da und debattieren, wägen ab, berechnen, jeden Morgen.

DREI WOCHEN dauert die Frankfurter Messe, dann kehren die Kaufleute heim, ziehen die Gaukler weiter, leeren sich die Herbergen und holpern die Fuhrwerke aus der Stadt.

Manche Gäste bleiben über die Markt Wochen hinaus. Sie besuchen die katholische Kirche St. Bartholomäus, in der die wichtigsten Fürsten des Reichs seit 1438 den Kaiser küren. Sie besichtigen das Rathaus sowie das dort bewahrte Exemplar der Goldenen Bulle, mit der

Karl IV. im Jahr 1356 Frankfurt als Wahlort der deutschen Könige festgeschrieben hat. Und bewundern die „Kunstkammer“ der reichen Kaufmannsfamilie Neufville, die Werke von Dürer und Cranach hütet.

Es ist leicht, sich täuschen zu lassen vom Zauber von Macht und Geld. Die Zerrissenheit zu übersehen, die verborgen ist hinter all dem Glanz, dem Spektakel. Die Zeichen der Krise.

Denn die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts wird für die Stadt am Main zu einer Zeit der Konflikte und Katastrophen.

IN KÜRZE

Um 1700 zählt Frankfurt zu den bedeutendsten Handelsstädten Europas: Die Metropole am Main ist nicht nur berühmt für ihren Buchmarkt, sondern profiliert sich als Umschlagplatz für Waren aller Art. Nach einer Ära der Konflikte und Katastrophen verliert sie zwar ihren Rang als führende Messestadt, erfindet sich jedoch neu – und steigt bis 1800 zum wichtigsten Finanzplatz Deutschlands auf.

Immer neue Schulden häuft der Rat an, schürt die Wut der Handwerker und Kaufleute, die zum Ausgleich höhere Steuern und Gebühren zahlen sollen. Schließlich wird eine kaiserliche Kommission einen Bürgerausschuss einsetzen, der die Stadtfinanzen kontrolliert.

Verheerende Brände zerstören 1711 fast 200 Häuser in der Judengasse und 1719 ein ganzes Viertel mit mehr als 400 Gebäuden. Die Buchmesse verliert überdies immer schneller Publikum an das rivalisierende Leipzig.

Dort ist der Markt auf die zunehmend stärker gefragten deutschsprachigen Titel ausgerichtet, während Frankfurt der lateinischen Tradition verhaftet bleibt. Wenige Jahre später heißt es in der Stadt am Main, dass viele Buchläden in Weinschenken verwandelt worden seien – und so liegt das Zentrum des deutschen Literaturhandels um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Leipzig.

Dennoch gelingt einigen Bürgern inmitten der Krisen der Aufstieg. Der Gastwirtssohn Lorenz Heister, der einst als Schüler auf der Ostermesse dem Doktor Eisenbarth assistieren durfte, wird als Professor für Anatomie und Chirurgie mit seinen Schriften weltbekannt.

Der erstgeborene Sohn des Stadtarztes Johann Hartmann Senckenberg wird Reichshofrat des Kaisers. Der zweite, Johann Christian, kann sein Medizinstudium erst verspätet aufnehmen, weil die Familie alles Geld in den Wiederaufbau ihres beim großen Stadtbrand 1719 zerstörten Hauses stecken muss.

Viele Jahre später, dreimal verwitwet und kinderlos, wird der Arzt sein gesamtes Vermögen zur Förderung der Heilkunde und der Naturwissenschaften in Frankfurt stiften. Die Dr. Senckenbergische Stiftung wird der Stadt neben einem Krankenhaus, medizinischen Instituten, chemischen Laboratorien und einer Bibliothek auch einen botanischen Garten finanzieren.



HEFNER

Viele Gewerbe sind arbeitsteilig organisiert: Hefner etwa liefern das Triebmittel für die Bierbrauer



ZUCKERBÄCKER

Süßwaren gelten als Luxus – und werden auch in Frankfurt vor allem zu Festtagen produziert

Der Schneider Friedrich Georg Göthé gibt bereits 1705 sein Handwerk auf und heiratet eine Witwe, der einer der besten Gasthöfe der Stadt gehört. Bis zu seinem Tod 1730 bleibt er Wirt des „Weidenhofs“.

Sein Sohn aus zweiter Ehe steigt als promovierter Jurist und Kaiserlicher Rat in den ersten Stand der Stadt auf. Die Schreibweise des Familiennamens ändert er in „Goethe“ und heiratet im August 1748 eine Tochter aus ebenjener Oberschichtfamilie, die der Schneidermeister

Göthé ein halbes Jahrhundert zuvor wegen unbezahlter Rechnungen vergebens verklagt hatte.

Ein Jahr später kommt das erste Kind des Ehepaars zur Welt, später als Dichter berühmt und in den Adelsstand erhoben: Johann Wolfgang von Goethe.

Als der jüdische Wechsler Kalman Rothschild 1707 stirbt, hinterlässt er nur ein geringes Erbe.

Erst mit seinem Urenkel Mayer Amschel Rothschild wendet sich das Schicksal der Familie: Dem Münz- und Antiquitätenhändler bringen adelige Kunden eine Stelle als Hofjude des Grafen Wilhelm von Hanau ein.

Mayer Amschel beteiligt sich an den Geschäften des Grafen mit Wechselfapieren, wird wohlhabend, knüpft Verbindungen in ausländische Metropolen und lässt seine fünf Söhne schon als halbe Kinder im Geschäft mitarbeiten.

Die fünf Rothschilds gelangen als Privatbankiers zu legendärem Reichtum und Einfluss in Europa, mit einem Stammhaus in Frankfurt und Niederlassungen in London, Paris, Wien und Neapel – und werden zu Mitbegründern einer neuen Ära in der Geschichte der Mainmetropole.

Denn ab 1750 entstehen in Frankfurt mehr und mehr Bankhäuser, die sich auf das wachsende Geschäft der Staatsanleihen spezialisieren, mit deren Hilfe sich Fürsten und andere Landesherren nun Kredite beschaffen.

Zu den Kunden der Bankiers zählen schon bald die Könige von Preußen und Dänemark und sogar der Kaiser in Wien. Ganze Staatshaushalte ruhen auf Schulden. Immer umfangreicher und internationaler werden die Geldgeschäfte, und auch die Börse entwickelt sich zum Wertpapiermarkt, der bald zu den größten weltweit gehört.

Als das 18. Jahrhundert zu Ende geht, hat die alte Kaufmannsstadt ihren Wiederaufstieg vollendet: Um 1800 ist Frankfurt Deutschlands wichtigster Finanzplatz. ◇

Sie darf den Herrscher besuchen, wann immer sie will. Seine Leute, so hat der Monarch es befohlen, sollen sie jederzeit vorlassen. Für Friedrich I., König in Preußen, erledigt diese energische Frau ja auch fast alles, was von Belang ist. Sorgt für Glanz und Luxus, beschafft Edelsteine, Gold und Schmuck, ausgefallenes Essen, Kutschen und feine Tinkturen. Sie beliefert die königlichen Baustellen zuverlässig mit Material und organisiert sogar das für die Wirtschaft so wichtige Münzwesen des Staates mit. Kurz: Keine Frau in Preußen ist um das Jahr 1700 so einflussreich wie Esther Liebmann – vor allem keine Jüdin.

Früher haben Vorfahren des Königs Juden aus ihren Städten und Landen vertrieben, sie zum schlechten Einfluss, zu gefährlichen, unerwünschten Fremden erklärt. Doch in den letzten Jahrzehnten haben sich die Zeiten geändert: Die barocken Höfe haben einen gewaltigen Bedarf an Luxusgütern und Kapital; zudem führen die Herrscher nun erstmals wachsende moderne Staatsapparate mit zentraler Verwaltung und stehendem Heer. Sie benötigen Geld, kundige Finanzplanung, gutes Management der entstehenden Staatshaushalte. Und so wenden sich viele Fürsten unter anderem an Juden.

Die halten als Geschäftsleute oft Kontakt über Landesgrenzen hinaus – ein Vorteil für jene neue Tätigkeit, die sich ihnen nun überall in Deutschland bietet: Sie sollen die Versorgung der Höfe und Heere mit Gütern übernehmen und die Staatsfinanzen organisieren. Schnell erreichen manche von ihnen eine privilegierte Stellung. Und einen eigenen Titel: Hoffaktor (oder „Hofjude“).

Esther Liebmann ist nacheinander Gattin von gleich zwei Hofjuden – und die Ehen sind wie Lehrjahre für sie. Ihr erster Mann versorgt die Armee, liefert dem Hof Silber und Wein, Gewürze und Zugtiere. Die attraktive, diplomatisch geschickte, hochhehrgeizige Frau stammt aus einer prominenten Prager Familie und macht in Berlin schnell auf sich aufmerksam. Als ihr Gatte 1673 stirbt, sind ihre eigenen Kontakte längst so gut, dass sie selbst den Titel der Hofjüdin verliehen bekommt – die perfekte Mitgift für ihren zweiten Mann.

1677 heiratet sie erneut, den jüdischen Juwelenhändler Jost Liebmann, der dank ihrer Verbindungen bald

ebenfalls als Lieferant des Berliner Hofes reüssiert. Immer stärker treten die Eheleute nun als Gespann auf: Esther Liebmann reist mit ihrem Mann zu wichtigen Messen, kümmert sich mit ihm um den Edelsteinhandel. Um 1700 gilt Jost Liebmann mit einem Vermögen von 100 000 Reichstalern als der reichste Jude Deutschlands.

Als auch er 1702 stirbt, führt seine Frau die Geschäfte allein weiter – und ist erfolgreicher als je zuvor. Denn kurz vorher hat sich der Herrscher Preußens feierlich zum König gekrönt. Mehr denn je braucht er nun reprä-

sentative Kostbarkeiten, die seinen Hof glänzen lassen. Die Witwe und der Monarch werden zu idealen Partnern; sie beschafft ihm – neben vielem anderen – die Geschenke für die Staatsgäste: goldenes Geschirr, diamantgeschmückte Schnupftabakdosen, strahlende Juwelen.

Weil sich Friedrich I. immer höher bei seiner Lieferantin verschuldet, gewährt er ihr im Gegenzug das Recht zur Münzprägung. Esther Liebmann erwirbt, wie andere Münzmeister ihrer Zeit, die benötigten Edelmetalle vermutlich auf den internationalen Märkten und prägt Millionen Sechspfennigstücke für Preußen, bei deren Ausgabe sie dann Geld verdient.

Damit ist sie eine der ersten Frauen Europas, die das Finanzsystem ihres Landes mitgestalten.

Doch die enge Bande zum König erweist sich schließlich als verhängnisvoll: Als Friedrich I. im Jahr 1713 stirbt, fällt sie mit ungeheurer Wucht.

Der Thronfolger, Friedrich Wilhelm I., verabscheut die Geldverschwendung seines Vaters – und offenbar auch alle Personen, die dies ermöglicht haben. Er setzt Esther Liebmann zehn Wochen unter Hausarrest und lässt sie (wohl zu Unrecht) wegen Betrugs anklagen.

Sie kämpft vor Gericht, muss dem Hof am Ende jedoch eine gewaltige Summe zahlen. Sie bleibt wohlhabend, aber ist, so scheint es, gebrochen. Hinzu kommt die Häme vieler Christen, die die Macht der Jüdin nie akzeptiert haben.

Nur ein gutes Jahr nach Friedrich I. stirbt auch die ehemalige Hofjüdin. Doch die Verbindung zu ihrem mächtigsten Verbündeten bewahrt sie über den Tod hinaus: Sie lässt sich eine goldene Kette, das kostbarste Geschenk des Königs an sie, mit ins Grab legen. ◇

DIE HOFJÜDIN

Lange ausgegrenzt, werden
Juden um 1700 von deutschen
Fürsten als Finanzfachleute
engagiert. Zu den bedeutendsten
von ihnen zählt eine Frau

TEXT: Jens-Rainer Berg

ILLUSTRATION: Rainer Ebrt für GEO EPOCHE

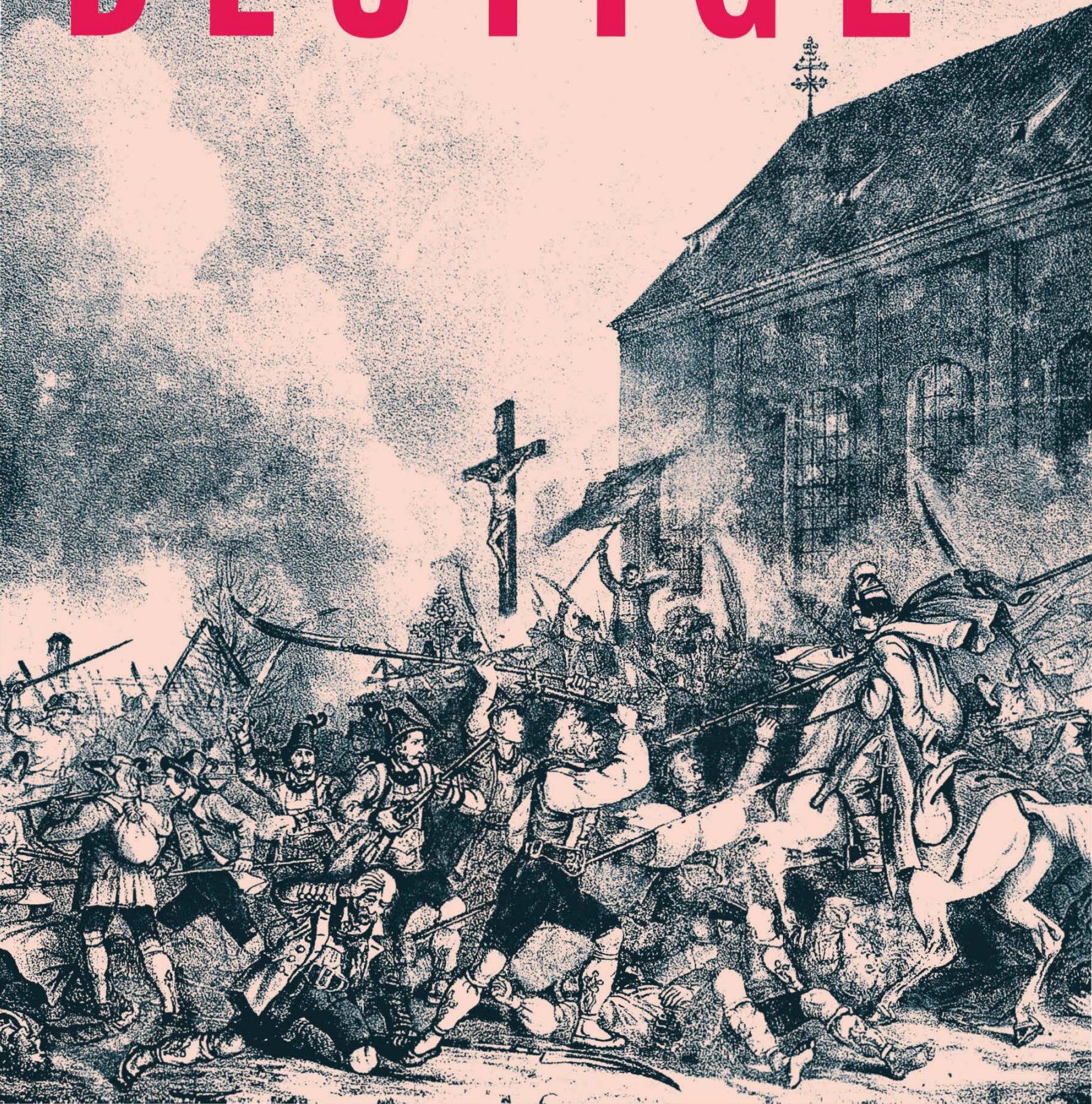


DIE JÜDIN ESTHER LIEBMANN erhält vom preußischen König das Recht, staatliche Münzen auszugeben – ein außerordentliches Privileg. Zudem beschafft sie jene Kostbarkeiten, mit denen er seinen Hof inszeniert. Kein Porträt ist von ihr überliefert, die Illustration zeigt daher, wie sie ausgesehen haben könnte

1705

Bauernaufstand in Bayern

BLUTIGE



Weihnachten

Im Jahr 1704 beginnen österreichische Truppen, Bayern zu besetzen. Das Kurfürstentum ist zwischen die Fronten eines Krieges geraten, den der Kaiser in Wien mit dem französischen König führt. Ende 1705 sammeln sich Tausende bayerische Bauern gegen die fremden Herren – und greifen sie in der Heiligen Nacht in München an

TEXT: *Reymer Klöver*

V

Viel ist nicht bekannt über das Leben des Michael Püechl.

Etwa 20 Jahre mag der Bauernbursche alt sein, und wohl zum ersten Mal wird er das Weihnachtsfest nicht daheim am Tegernsee verbringen. Wie Hunderte andere Männer hat er sich nach München aufgemacht. Der Marsch ist keine Parade oder Prozession, wie sie an hohen Feiertagen in Bayern üblich sind – sondern eine Rebellion.

Sie wollen sich wehren gegen Truppen aus Österreich, die ihre Heimat besetzt halten. Unter den

Aufständischen sind wohlhabende Landwirte, aber auch Knechte, Tagelöhner, Eierträger und Kuhhirten. Maurer, Metzger, Schmiede laufen ebenfalls mit. Etwa 2100 Rebellen rücken an diesem 24. Dezember 1705 auf München vor.

Es ist ein ungeordneter Heerhaufen, angeführt von Beamten und ehemaligen Offizieren. Sensen, Spieße, Mistgabeln sowie ein paar mittelalterliche Hellebarden und Morgensterne sind ihre Waffen; und sechs kleine Kanonen. 900 Männer tragen Gewehre, 300 sind beritten. Zwölf Jahre zählt der Jüngste, 80 der Älteste.

Seit einem Jahr halten Soldaten des habsburgischen Kaisers Joseph I. das Land besetzt. Sie haben den bayerischen Kurfürsten ins Exil getrieben – denn er hat sich auf die falsche Seite geschlagen in einem Krieg, der gar nichts

mit Bayern zu tun hat: dem Kampf zwischen Habsburg und dem König von Frankreich um die Thronfolge im fernen Madrid.

Die Truppen des Kaisers tyrannisieren die Bevölkerung, erpressen Quartier und Proviant sowie Futter für ihre Tiere. Mädchen und Frauen sind nicht sicher. Steuereintreiber fordern exorbitante Kriegsabgaben. Und nun soll auch noch jedes Dorf Soldaten für die Armee des Kaisers stellen. Seit Wochen rattern Pferdewagen durchs Land, um die jungen Kerle gefesselt zu den Rekrutensammelstellen zu bringen.

Genug ist genug: „Lieber bayerisch sterben als kaiserlich verderben“, lautet die Losung der Aufständischen, die seit Wochen durch Bayern hallt.

Bald nach Mitternacht erreicht Püechls Abteilung Mün-

BRUTAL reiten kaiserliche Soldaten am Morgen des 25. Dezember 1705 Rebellen nieder, die sich bei der Dorfkirche von Sendling südlich von München verschanzt haben

chen. Es ist still. Nicht mal zur Christmette läuten Glocken.

Ziel der Rebellen sind zwei Tore im östlichen Teil der Stadtmauer. Doch zuvor müssen sie den Roten Turm einnehmen: ein ziegelgemauertes Bollwerk, das gut 250 Meter vor den Wallanlagen am Flussufer der Isar steht.

Mit einer der Kanonen, die sie vom Tegernsee hierhergezerrt haben, beginnen sie, auf den Turm zu feuern. Die dort postierten Soldaten schießen zurück, verfehlen in der Finsternis aber die Angreifer. Dann räumt die Besatzung plötzlich das Bollwerk, 45 Uniformierte ergreifen die Flucht.

Der Rote Turm ist in der Hand der Bauern. Die verschan-

zen sich nun hinter Zäunen und Holzstapeln. Auch Michael Püechl kauert dort, bereit zum Sturm. Oben im Turm richten andere Angreifer die erbeuteten Kanonen auf die Wälle der Stadt.

Es ist zwei Uhr morgens, am ersten Weihnachtstag 1705.

Aus dem Roten Turm krachen Salven.

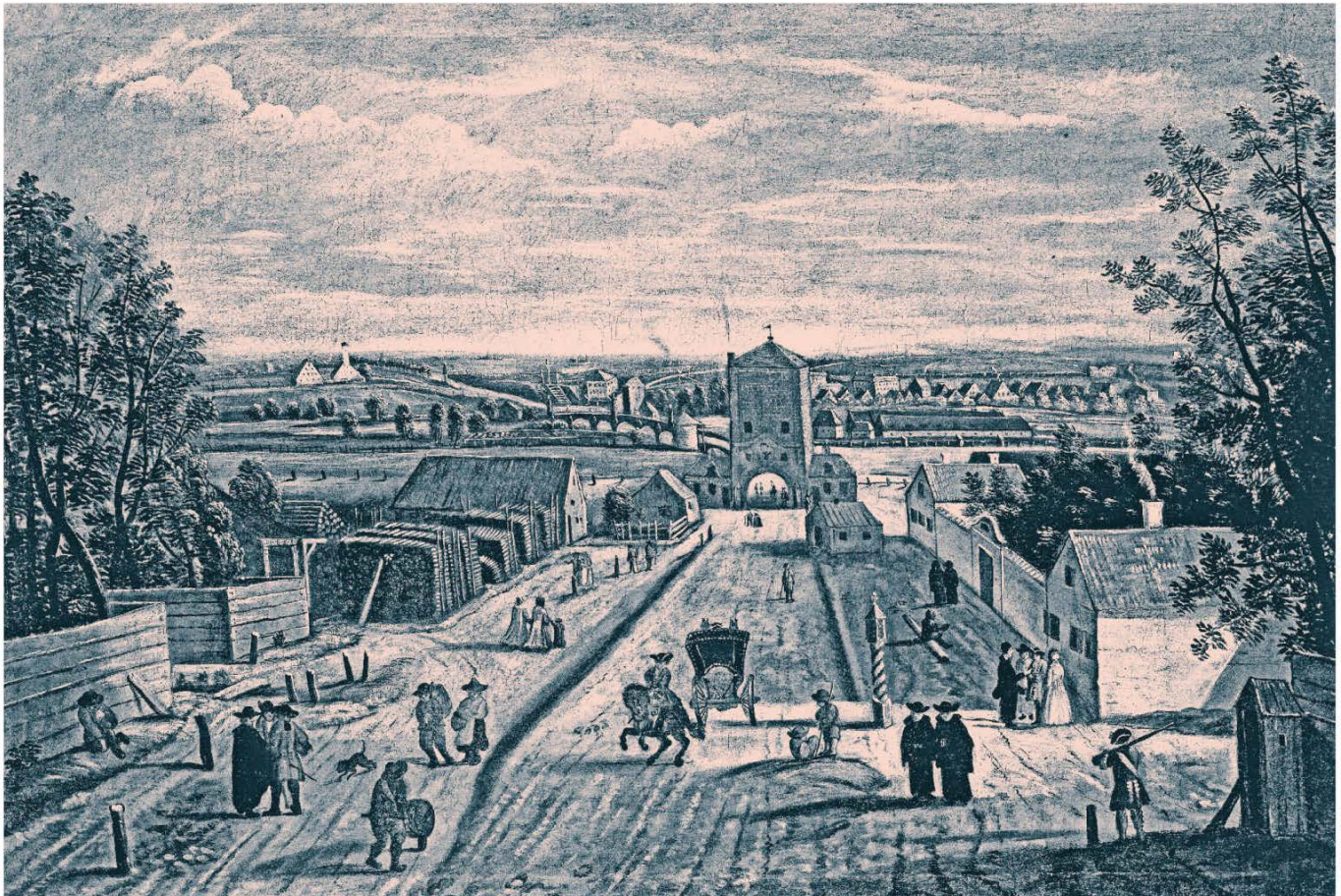
IN DER NACHT zum 25. Dezember 1705 attackieren die Bauern von Süden her den Roten Turm, der die Isarbrücke nach München schützt

Dass der Konflikt um die spanische Erbfolge Bayern erreicht, liegt nur an einem Mann: Kurfürst Maximilian II. Emanuel. Seit 1680 ist der Herrscher aus dem Geschlecht der Wittelsbacher an der Macht. Ein Verschwender,

prunksüchtig, leichtsinnig, der sich zu Höherem berufen fühlt. Die Königswürde will er erlangen und im Kreis der Großmächte mitspielen. Sein Vorbild, wie das so vieler deutscher Fürsten jener Zeit, ist Frankreichs Ludwig XIV.

Als junger Regent hat Max Emanuel im Krieg der Habsburger gegen die Osmanen Ruhm und Ehre erworben und erhielt 1685 sogar eine Tochter Kaiser Leopolds I. zur Frau (sie starb aber bereits sieben Jahre später).

Als Frankreich 1688 in den Südwesten Deutschlands einfiel, kämpfte Max Emanuel erneut aufseiten des Kaisers. Zehntausende bayerische Soldaten kosteten seine Feldzüge das Leben, ein



Erst läuft alles nach PLAN

fürchterlicher Blutzoll. Die Kriege zehrten den Staatsschatz in München auf, Löhne stagnierten, die Arbeitslosigkeit nahm zu, die Zahl der Armen schnellte in die Höhe. Klöster gaben aus Barmherzigkeit „Bettelsupp“ aus, hier und dort verweigerten erzürnte Bürger die Steuerzahlungen; die Behörden schickten daraufhin Soldaten, die das Geld eintrieben.

Beamte warnten den Kurfürsten vor einem Aufbegehren der Untertanen. Doch Max Emanuel scherte das wenig.

Als Spaniens König Karl II. kinderlos starb und daher 1701 zwischen Frankreich und Österreich ein Krieg um die Thronfolge ausbrach, hielt der Kurfürst sein ausgelaugtes Land nicht etwa aus dem Konflikt heraus, sondern mischte sich erneut ein.

Diesmal aber schlug er sich auf die Seite Frankreichs: Denn die Franzosen stellten ihm große Gebietsgewinne in Aussicht (darunter die Rheinpfalz).

So lag Bayern schon wieder im Krieg – und zwar mit dem eigenen Kaiser. Max Emanuel ließ das Heer mehr als verdoppeln, auf 15 000 Mann. Bauernsöhne und Knechte wurden in den Armeedienst gepresst. Erneut stieg die Abgabenlast: Allein 1702 verdreifachten sich die Steuern.

Doch Bayerns Herrscher hatte sich verkalkuliert. Zwar erzielte er anfangs ein paar Erfolge, doch im August 1704 triumphierten die Truppen des Kaisers und seiner Alliierten in einer gewaltigen Schlacht. Der Kurfürst musste fliehen und suchte in den von Frankreich besetzten Spanischen Niederlanden Schutz.

Der Armee Leopolds stellte sich in Bayern nun niemand mehr entgegen. Österreichs Soldaten

verwüsteten ganze Regionen, erschlugen Menschen, brannten Dörfer nieder. Sie stahlen Vieh, plünderten, vergewaltigten.

Am 7. November 1704 unterzeichneten Vertreter des geflüchteten Kurfürsten endlich einen Kapitulationsvertrag. Anschließend besetzten die Habsburger nach und nach ganz Bayern – und schließlich auch München. Als Kaiser Leopold im Mai 1705 in Wien starb, trat sein Sohn als Joseph I. die Nachfolge an.

DESSEN TRUPPEN beuten Bayern seither rücksichtslos aus. Denn das Haus Habsburg braucht Geld und Soldaten, um den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen, der an anderen Schauplätzen weiertobt – so in Italien, Spanien, den Niederlanden.

Die Forderungen des Kaisers übersteigen noch die hohen Abgaben, mit denen der Kurfürst seine Landsleute drangsaliert hatte. Überdies beginnen die Besatzer mit massiven Zwangsrekrutierungen. Doch bald widersetzen sich die Einheimischen. Wo die

Werberkommandos hinkommen, finden sie meist keine jungen Männer im wehrfähigen Alter mehr vor. Die fliehen ins Gebirge oder in Nachbarregionen.

In den Wäldern Bayerns rotten sich frühere Soldaten der kur-bayerischen Armee mit entflohenen Bauernburschen zusammen. Zuweilen befreien Menschenmengen gefangene Rekruten. Vereinzelt werden Soldaten erschlagen.

Als die Kaiserlichen dazu übergehen, Männer vom Feld weg zu verschleppen, nachts Höfe überfallen, junge Kerle in ihren Betten verhaften und sonntags Kirchen umstellen, kochen Zorn und Verzweiflung über. Vielerorts scharen sich Bauern zusammen.

Für den 6. November haben die kaiserlichen Behörden Rekruten zur Musterung nach Pfarrkirchen einberufen, gut 100 Kilometer östlich von München. Doch anstatt sich zu fügen, marschieren 600 junge Männer, bewaffnet mit Büchsen, Hellebarden und Spießen, in den Ort ein und versuchen Gelder der Besatzer zu rauben.

Am 9. November kommt es im nahe gelegenen Eggenfelden zu einem blutigen Zusammenstoß mit kaiserlichen Reitern: Die Aufständischen befreien einige Rekruten, töten 13 Husaren.

Am 12. November verbündet sich das Rebellenheer mit weiteren Bauerngruppen; im Osten Bayerns zählt es nun 11 000 Mann.

Wenige Tage später feiert es seinen ersten großen Erfolg: Mehrere Hundert Männer besetzen die Stadt Burghausen. Damit befindet sich die erste kaiserliche Garnison in der Hand der Bauern – und, noch wichtiger, ein Arsenal von Flinten und anderen Waffen.

Bald darauf erobern die Aufständischen auch die nahe gele-

Dann färbt sich der SCHNEE

ne Festungsstadt Braunau (die erst ab 1779 zu Österreich gehört).

Und sie ergreifen nun auch politisch die Initiative. Am 21. Dezember kommt dort ein „Landesdefensions-Kongress“ zusammen – das erste Parlament in Bayerns Geschichte, in dem Landleute und Städter vertreten sind.

Die Bauern der Region stellen die große Mehrheit der kurzfristig bestimmten Abgeordneten. Der ebenfalls eingeladene Klerus schickt keine Vertreter, der Adel nur wenige (und erst nach Gewaltdrohungen der Rebellen).

Die Delegierten beanspruchen ein Recht auf Widerstand gegen die Besatzer – und rechtfertigen so ihr Aufbegehren.

LÄNGST GÄRT ES auch in der Region südlich von München. Dort organisieren entlassene Offiziere und kurbayerische Beamte nun gezielt einen Aufstand.

Die Rädelsführer setzen auf Verbindungen zu örtlichen Beamten, die von der Besatzungsmacht auf ihren Posten belassen worden sind. Die Aufrührer behaupten, ein Geheimdekret des Kurfürsten rufe zur Vertreibung der Österreicher aus München auf.

Eine glatte Lüge: Max Emanuel hat mit der Rebellion in seinem Reich nichts zu tun. Doch etliche Amtsleute im Süden lassen sich überzeugen und schicken die jungen Männer aus ihren Bezirken zur „Landesdefension“.

Allerdings schließen sich längst nicht alle Beamten der Revolte an, und so sammeln sich am 23. Dezember nur gut 2700 statt der erhofften 20 000 Kämpfer bei einem Kloster rund 20 Kilometer südlich von München. Die Aufständischen sind schlecht bewaffnet, kein bisschen gedrillt. Zudem

dieren, doch aufgrund der unklaren Lage und schlechten Bewaffnung der Männer empfiehlt er einen vorübergehenden Rückzug. Daraufhin drohen einige zu allem entschlossene Rebellen damit, ihn zu erschießen.

Ihre Anführer befehlen nun kurzerhand den Marsch auf München. Am Mittag des 24. Dezember rückt das Bauernheer von dem Kloster aus auf die Kapitale vor.

Zwar desertieren unterwegs einige Hundert Mann, aus Furcht vor dem bevorstehenden Kampf. Eine feindliche Patrouille, die ihnen am Abend begegnet, schlagen die Aufständischen jedoch schnell in die Flucht und schießen zwei Kavalleristen vom Pferd.

Die anderen Reiter aber können die 2000 kaiserlichen Soldaten in München alarmieren. Ein Überläufer informiert sie zudem über den erbärmlichen Zustand des Bauernhaufens.

Und so sind die Kämpfer des Kaisers vorbereitet, als die Rebellen auf München marschieren. Die Wälle der Stadt sind mit zusätzlichen Truppen besetzt, Soldaten auf Straßen und Plätzen stationiert, die Bürger aufgefordert, zu Hause zu bleiben, die Christmetten abgesagt. Ein Bote wird zu einem österreichischen Korps geschickt, das etwa 20 Kilometer vor München biwakiert. Noch in der Nacht soll es in Richtung Hauptstadt aufbrechen.

Von all dem ahnen die Bauern nichts. In drei Abteilungen nähern sie sich München am späten Abend des 24. Dezember. Eine Kolonne marschiert zum östlichen Stadtrand, wo das Isar- und das Kosttor liegen, die andere zum

ist die östlich von München agierende Bauerntruppe von inzwischen 16 000 Mann noch zu weit von der Stadt entfernt, um rechtzeitig den Angriff zu unterstützen.

In der Hauptstadt selbst hoffen die Bauern auf Hilfe von den Bürgern: So jedenfalls haben es die Rädelsführer des Aufstands mit einem Zirkel von Verschwörern in der Kapitale besprochen. Deren Kreis soll dort den Widerstand heimlich organisieren – und den Angreifern eines der östlichen Stadttore öffnen.

Am Vormittag des 24. Dezember schicken die eingeweihten Münchner den Aufständischen einen Boten, sichern ihre Unterstützung zu, raten ihnen jedoch von einer Attacke ab: Die kaiserlichen Truppen seien zu stark.

All dies sind Warnzeichen, doch sie werden von den Anführern der südlichen Rebellion ignoriert. Seit Wochen schon planen sie den Angriff, Bedenken schieben sie nun beiseite.

Ein früherer kurbayerischer Hauptmann namens Matthias Mayer soll die Bauern komman-



KURZ NACH 6.00 UHR am Morgen des 25. Dezember schlagen die Österreicher am Roten Turm zurück und vertreiben die Rebellen bis in das Dorf Sendling (l.)



PANISCH verschanzen sich die Aufständischen im ummauerten Hof der Sendlinger Kirche. Gegen die heran nahenden Soldaten sind sie chancenlos



DER ANFÜHRER der Bauern lässt das Signal zur Kapitulation geben. Tatsächlich verspricht der Kommandeur der Kaiserlichen, die einfachen Männer zu schonen

Angertor im Süden, die dritte bleibt als Reserve vor dem Dörfchen Sendling stehen, etwa eine halbe Stunde Fußweg von der Stadt entfernt.

Und zunächst verläuft ja alles nach Plan. Die Bauern erobern den Roten Turm am Isartor.

Doch was kommt danach? Stunden später kauern Michael Püechl und seine Mitkämpfer immer noch in der Kälte vor den Wallanlagen, feuern auf Mauern und Wachen. Aber ihre kleinen Kanonen werden nicht ausreichen, um eine Bresche in die Stadtbefestigung zu sprengen.

Und sollten nicht über den Giebeln der Häuser drei Raketen aufsteigen, um den Beginn des allgemeinen Bürgeraufstands in München anzuzeigen?

Wollten die Verschwörer in der Stadt nicht ein Tor von innen aufstoßen, um den Bauern den Weg ins Zentrum freizumachen?

Doch der Nachthimmel bleibt dunkel und die Tore verschlossen. Nur ab und zu kracht ein Schuss der Kaiserlichen.

Als es sechs Uhr schlägt, verbreitet sich unter der Bauernschar Mutlosigkeit. Und dann, plötzlich, feuern die Kanonen der Verteidiger. Auch im Rücken der Rebellen donnern Geschütze los. Die herbeigeeilten österreichischen Truppen greifen an.

Da öffnet sich das Isartor. Aber es ist nicht der erhoffte Aufstand der Bürger – sondern der Gegenschlag der Kaiserlichen.

Soldaten stürmen brüllend heraus und attackieren mit aufgepflanzten Bajonetten die Bauern. In deren Rücken preschen aus dem Morgendunkel die Reiter des österreichischen Korps heran.

Die Rebellen sind überrascht, chancenlos gegen die regu-

lären Truppen, die sie nun von zwei Seiten in die Zange nehmen.

Todesschreie gellen durch die Morgendämmerung. Püechls Kameraden beginnen in Richtung Süden wegzulaufen – dorthin, von wo sie gekommen sind.

Dem Bauernburschen vom Tegernsee aber ist die Fluchtroute von den vorrückenden Soldaten auf allen Seiten abgeschnitten. Nur die Isar bleibt ihm noch. In Panik springt Püechl in das tosende, eiskalte Wasser des Flusses.

Und rettet damit sein Leben.

Denn die Kaiserlichen scheuchen die fliehenden Bauern wie Hasen bei einer Treibjagd vor sich her. Auch über die zweite Rebellengruppe, die etwa einen Kilometer entfernt am Angertor den Sturm auf die Stadt erwartet hat, fallen Truppen her.

Schon bald liegen die Leichen Hunderter Bauern auf den Wiesen vor den Wällen. Nur kurz lassen die Kaiserlichen von den Flüchtenden ab, um Gefallene zu plündern, ihnen die Kleidung vom Leib zu reißen, Taschen nach Wertsachen zu durchstöbern.

Wer kann, flieht in Richtung des nahen Dörfchens Sendling, knapp drei Kilometer weiter südlich, wo die Rebellen in der Nacht ihre Reserve stationiert haben. Dort verschanzen sie sich im ummauerten Hof der Pfarrkirche, noch 500, 600 Mann – alle anderen sind tot oder geflohen.

Wenig später, nun ist es neun Uhr morgens, marschieren 650 habsburgische Reiter und 2000 Fußsoldaten mit vier Geschützen auf dem Feld vor dem Dorf auf.

Von vielen Anführern der Bauern fehlt jede Spur: Sie sind auf Pferden davongesprengt. Hauptmann Mayer, der die Rebellen nicht in die Schlacht führen

DIE BAUERN
ergeben sich.

Doch kaum haben sie die Waffen niedergelegt, brechen die Kaiserlichen ihr Wort und fallen über die nun wehrlosen Menschen her

INSGESAMT
sterben an diesem Tag rund 1100 Menschen – und bei erneuten Kämpfen im Januar wohl weitere 2000 Rebellen



wollte, gehört zu den wenigen, die bei den Verängstigten ausharren.

Der Offizier erkennt die aussichtslose Lage. Er lässt einen Trommler jenes Signal schlagen, das dem Gegner die Bereitschaft zur Kapitulation anzeigt.

Wie es unter Soldaten üblich ist, schickt er den Mann mit der Trommel hinüber zum Kommandeur der Habsburger und lässt ihm bestellen, alle noch verbliebenen Offiziere der Aufständischen würden sich ihnen ergeben,

auf Gnade oder Ungnade. Nur die einfachen Männer bittet er zu schonen.

Der Befehlshaber der Kaiserlichen verspricht es dem Unterhändler. Und so treten der Hauptmann und die übrigen Offiziere vor die Kirchhofsmauer aufs freie Feld, ohne Waffen. Sie werden sofort als Gefangene abgeführt.

Nun werfen auch die Bauern ihre Spieße und die paar Flinten fort, über die sie noch verfügen. Sie kommen aus ihrer Deckung

heraus, langsam, auf Knien, mit dem Rosenkranz in der Hand.

Doch dann bricht die Hölle los. Denn die Kaiserlichen halten sich nicht an die Verabredung. Wild schreiend stürzen sich die Soldaten auf die Wehrlosen. Reiter preschen in den Haufen der knienden oder sich panisch zur Flucht wendenden Männer und hacken mit Säbeln auf sie ein. Infanteristen stürmen hinterher, schießen oder stechen die Überlebenden nieder.

Der Schnee auf dem Feld färbt sich rot vom Blut der Bauern. Sogar auf dem Friedhof um das Gotteshaus wüten die Soldaten. Kein Offizier gebietet den Entfesselten Einhalt.

Panisch flüchten Aufständische in die Kirche, wohl in dem Glauben, zumindest dort auf Gnade hoffen zu dürfen – am Weihnachtstag an einem geweihten Ort. Doch erbarmungslos metzeln Soldaten die letzten Überlebenden vor dem Altar nieder.

1100 tote Rebellen liegen am Mittag des 25. Dezember zwischen dem Münchner Isartor und der Sendlinger Pfarrkirche. Von den mehr als 600 Verwundeten werden noch etliche ihren Leiden erliegen. Die Kaiserlichen zählen nur 40 Gefallene und Verletzte.

Michael Püechl aber entgeht dank seinem Sprung in die eisige Isar dem Gemetzel. Zweimal wirbelt ihn der reißende Gebirgsfluss umher. Schließlich, als er fast schon aufgegeben hat, spült ihn die Strömung an den schilfbestanden Uferbereich. Später gelingt ihm die Flucht in Richtung Alpen.

Er kehrt an den Tegernsee zurück und stiftet der Jungfrau

Maria eine Messe, als Dank für die wundersame Rettung. Ein Pfarrvikar in Püechls Heimatort schreibt dessen Geschichte im Mirakelbuch der Gemeinde nieder und überliefert sie so der Nachwelt.

Die „Sendlinger Mordweihnacht“ wird zur Wende der Rebellion: Der südbayerische Bauernhaufen ist zerschlagen. Und die Aufständischen im Osten, die bald darauf vom Massaker erfahren, treten demoralisiert den Rückzug an, viele Bauern laufen davon. Binnen weniger Tage ist nur noch ein harter Kern von knapp 3000 Mann übrig.

Die kaiserlichen Truppen stellen sie am 8. Januar 1706 und töten wahrscheinlich 2000 von ihnen. Ein Oberst wird voller Stolz an den Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen schreiben: „Ich lasse massakrieren, was mir unter die Finger kommt.“

Danach bricht der Aufstand endgültig zusammen. Der eroberte Festungsort Braunau fällt kampfflos. Als eine der letzten Städte in Rebellenhand verlieren die Bauern am 18. Januar Burghausen. Insgesamt sind 5000 Menschen ums Leben gekommen.

Die Besatzer trumpfen nun aber nicht auf. Stattdessen erlassen sie allen Männern, die in den Bauernheeren mitgelaufen sind, die Strafe – wohl um ein Wiederaufblühen der Unruhen zu vermeiden. Nur einige Anführer werden hingerichtet.

Die Zwangsrekrutierungen, die einst den Aufstand ausgelöst haben, schaffen die Kaiserlichen offiziell ab. Die Ausbeutung der Menschen

LITERATURTIPPS

CHRISTIAN PROBST
»Lieber bayrisch sterben«
Geschichte der
Bauernrevolte
(Süddeutscher Verlag).

MATTHIAS SCHNETTGER
»Der Spanische
Erbfolgekrieg«
Konzise Darstellung des
Konflikts, der zum Aufstand
führte (C.H. Beck).

beenden sie dagegen nicht. Jahr um Jahr fordern Truppen Quartier, ziehen die Beamten Steuern zur Finanzierung des Krieges ein, insgesamt mehr als 20 Millionen Gulden.

Erst 1714 kommt der Erbfolgekrieg durch einen Friedensschluss zu einem Ende: Frankreich und Österreich vereinbaren einen Kompromiss, der dem Enkel des Franzosenkönigs den Thron in Madrid zuspricht und die Habsburger dafür mit Territorien wie den Spanischen Niederlanden und dem Königreich Neapel entschädigt.

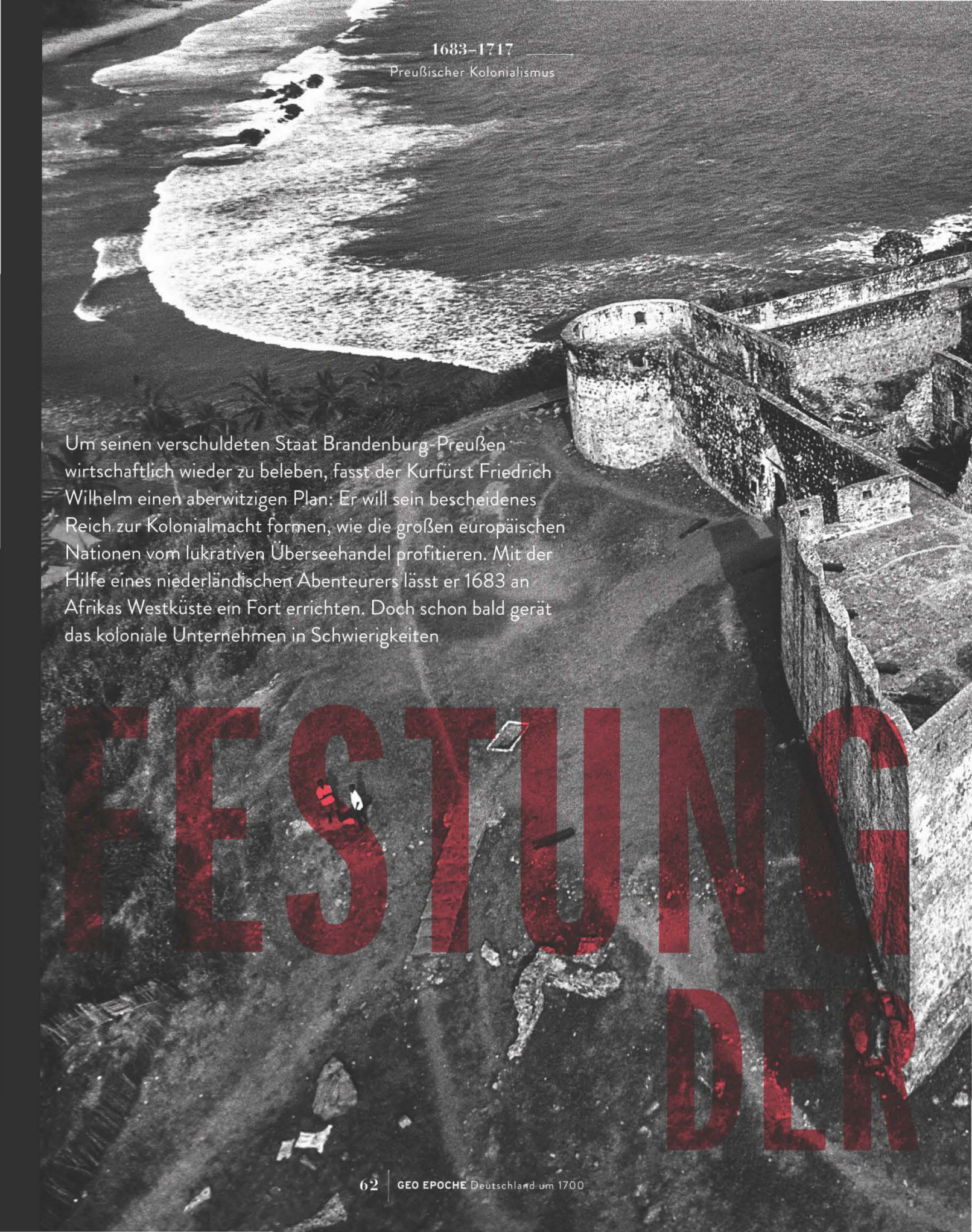
BAYERN ABER BRINGT der Friedensschluss, nach mehr als einem Jahrzehnt Krieg und Fremdherrschaft, nur die Wiederherstellung des Status quo. Die Besatzer ziehen ab, der vertriebene Kurfürst kehrt aus dem Exil zurück. Am 10. April 1715 rollt die Kutsche Max Emanuels in München ein.

Doch so groß die Erleichterung der Menschen über den Abzug der Habsburger auch sein mag: Sie schwindet, als sich zeigt, dass der Kurfürst ebenso rücksichtslos wie in früheren Zeiten vorgeht. Binnen Kurzem bürdet er seinen Untertanen erneut hohe Steuern auf, diesmal zur Finanzierung von barocken Prachtbauten wie dem Nymphenburger Schloss. Die Staatsschuld wächst bis zum Tod des Herrschers 1726 auf 25 Millionen Gulden an.

Der Aufstand aber brennt sich tief in das Gedächtnis der Bayern ein, vor allem das Massaker vom 25. Dezember 1705: die Sendlinger Mordweihnacht. ◇

IN KÜRZE

1701 entbrennt zwischen dem römisch-deutschen Kaiser und dem König von Frankreich ein Krieg um die spanische Thronfolge, die beide Herrscher für Mitglieder ihrer Familien beanspruchen. Weil Bayerns Kurfürst in dem Konflikt mit Paris paktiert, lässt der Kaiser das Kurfürstentum besetzen. Am 25. Dezember 1705 versuchen Bauern, die verhassten Besatzer aus München zu vertreiben. Ein ungleicher Kampf, dem mehr als 1100 Aufständische zum Opfer fallen.

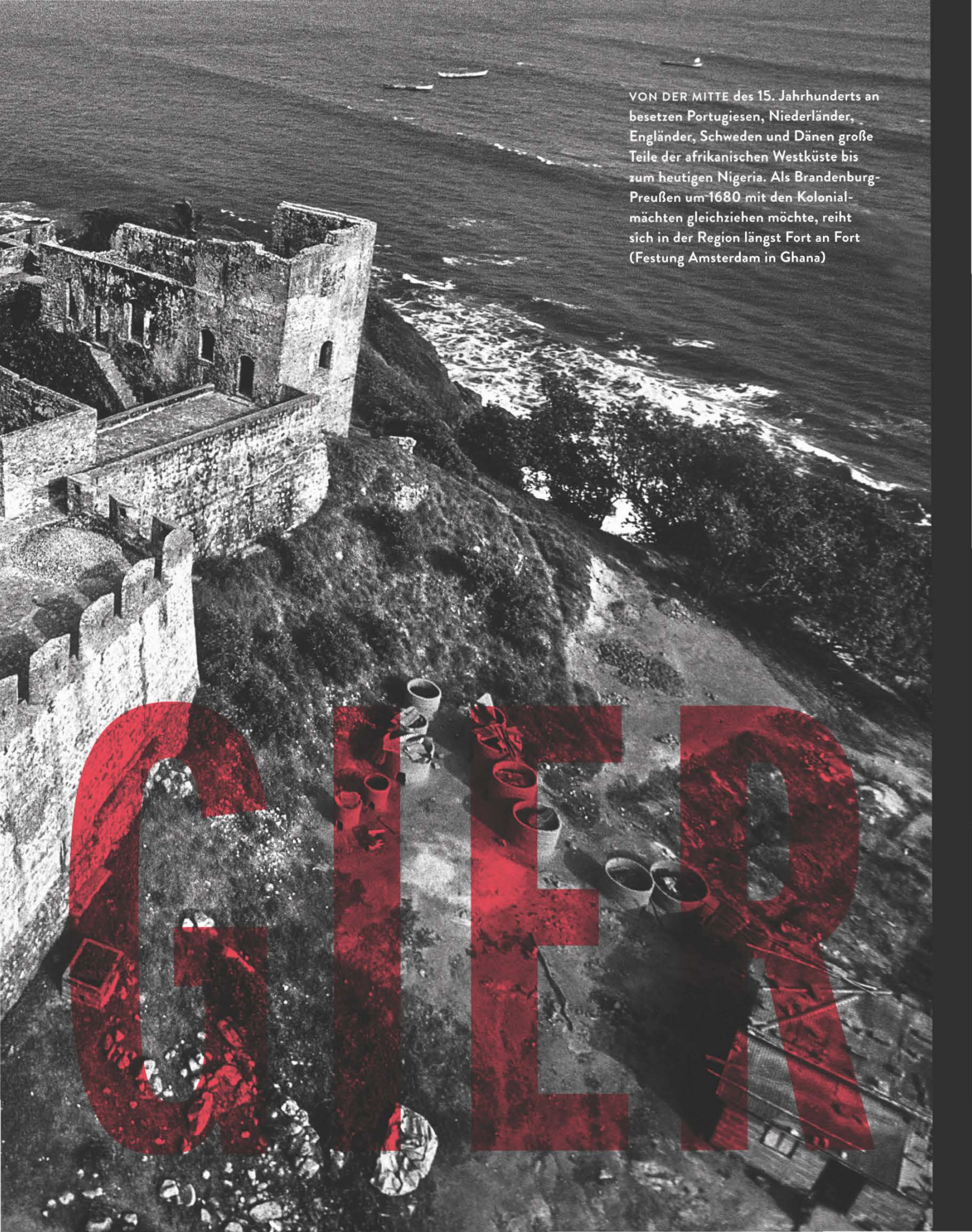


1683-1717

Preußischer Kolonialismus

Um seinen verschuldeten Staat Brandenburg-Preußen wirtschaftlich wieder zu beleben, fasst der Kurfürst Friedrich Wilhelm einen aberwitzigen Plan: Er will sein bescheidenes Reich zur Kolonialmacht formen, wie die großen europäischen Nationen vom lukrativen Überseehandel profitieren. Mit der Hilfe eines niederländischen Abenteurers lässt er 1683 an Afrikas Westküste ein Fort errichten. Doch schon bald gerät das koloniale Unternehmen in Schwierigkeiten

FESTUNG DER

An aerial photograph of a large, multi-story stone fortification built on a steep, grassy cliff. The fort has several windows and a crenelated wall. Below the cliff, the ocean waves are visible. In the foreground, on the ground near the fort, there are several large, red, translucent letters spelling out 'GELF'.

VON DER MITTE des 15. Jahrhunderts an besetzen Portugiesen, Niederländer, Engländer, Schweden und Dänen große Teile der afrikanischen Westküste bis zum heutigen Nigeria. Als Brandenburg-Preußen um 1680 mit den Kolonialmächten gleichziehen möchte, reiht sich in der Region längst Fort an Fort (Festung Amsterdam in Ghana)

GELF

TEXT: Ralf Berhorst

Unwirklich wie ein Traumgebilde steht das Bauwerk an der Westküste Afrikas, erhebt sich hoch auf einem Hügel, der aus dem Regenwald ragt. Weithin erkennbar leuchten die aus blassgelbem Granit gefertigten Außenmauern der Festung Großfriedrichsburg über den Strand an der Küste des heutigen Ghana. Gut 40 Meter weit erstreckt sich die abweisende Front zum Meer, ragt mehr als fünf Meter in die Höhe. Oben bekronen die Zinnen eines mittelalterlich anmutenden Wehrgangs das Mauerwerk. Auf den Bastionen sind Dutzende gusseiserne Kanonen zu sehen.

Jeder Granitquader, jeder Eichenbalken, jeder Nagel des Kastells ist aus mehr als 10 000 Kilometer Entfernung herangeschafft worden. Tischler, Zimmerer, Maurer und Schmiede sind aus Europa angereist, um die Zitadelle in den Tropen zu errichten. Auf Geheiß des Herrschers von Brandenburg-Preußen.

Der Bau ist ein Meisterwerk der Festungsbaukunst: Die Umfassungsmauern ergeben ein Quadrat von perfekter Symmetrie. An den Ecken laufen sie in spitze Bollwerke aus.

Das Gemäuer schirmt vier doppelstöckige Giebelhäuser im Inneren, die unten als Magazine und im Obergeschoss als Wohnungen dienen. Bis zu 400 Menschen könnte das Fort notfalls beherbergen, auch wenn kein Feind seine Wehranlagen je überwunden hat.

Doch hinter den mächtigen Mauern geht die Besatzung des Kastells jetzt, im Frühjahr 1708, langsam zugrunde.

Die 20 Soldaten und Offiziere sind demoralisiert und erschöpft.

Längst erreichen Großfriedrichsburg keine Schiffe aus der Heimat mehr. Mehr als sechs Jahre sind vergangen, seit zuletzt ein brandenburgischer Frachtsegler von hier aus aufgebrochen ist.

Gut zwei Jahrzehnte lang war die Zitadelle Umschlagplatz und Stützpunkt für den Handel mit Gold und Elfenbein.

Und Menschen.

Seit 1683 haben die Brandenburger hier Tauschgeschäfte betrieben, Nuggets und Staub des begehrten Edelmetalls erworben, die Stoßzähne erlegter Elefanten – und im Gegenzug den Einheimischen weitaus weniger kostbare Güter aus Europa überlassen, wie Schüsseln, Messer, Alkohol und Glasperlen.

Hier haben sie ihre Schiffe umgebaut, um unter deren Decks Hunderte Gefangene einpflegen zu können. Und von hier sind sie aufgebrochen zur östlich gelegenen „Sklavenküste“, dem Marktplatz für die menschliche Ware.

Wie Vieh haben Beauftragte der „Brandenburgisch-Africanisch-Amerikanischen Compagnie“ Tausende Gefangene examiniert, ihre Zähne und Gliedmaßen geprüft, ihnen dann die rechte Schulter mit Palmöl eingestrichen und mit einem glühenden Eisen Buchstaben ins Fleisch gebrannt: die Initialen der Kompanie.

Sie haben die Unglücklichen in Boote gestoßen und durch die tosende Brandung zu den wartenden Schiffen geschleust. Für unzählige Frauen, Män-

ner und Halbwüchsige bedeutete dies den endgültigen Abschied von ihrer Heimat, von ihrer Familie. Und den Beginn eines neuen Martyriums auf einem der schwimmenden Gefängnisse.

Doch ist der von Großfriedrichsburg aus betriebene Handel nur eine kleine Hölle in einem viel größeren Inferno. Rund elf Millionen Afrikaner schleusen Portugiesen, Niederländer, Dänen, Engländer und Franzosen binnen drei Jahrhunderten über ihre Umschlagplätze auf die Zuckerrohrplantagen und Tabakfelder in der Neuen Welt. Mehr als eine Million Geknechtete sterben während der Überfahrt.

Es ist eines der größten Verbrechen der Geschichte. Und für das ferne Brandenburg-Preußen sollte es zum Quell des Reichtums werden. Doch nun steht die Firma, die das Fort Großfriedrichsburg betreibt, vor dem Ruin.

Die meisten Soldaten sind krank, leiden an Durchfall oder Fieber, und sie sehnen sich danach, in ihre Heimat zurückkehren zu dürfen – so schreibt es Heinrich Lamy, Generaldirektor der Festung, in einem Brief an den Vorstand der BAAC. Sein Körper sei „nicht mehr imstande, hierzulande länger auszudauern“, klagt Lamy in dem Schreiben, das er vermutlich einem niederländischen Händler mitgibt: „Desgleichen bittet die ganze Garnison um Ablösung.“ Bald wird er nur noch über sieben dienstfähige Soldaten verfügen.

Aber am weiten Horizont zeigt sich kein Schiff mit der Flagge Brandenburg-



FÜR DEN BAU der Bastion Großfriedrichsburg, die auf einem küstennahen Hügel errichtet wird, lässt Kurfürst Friedrich Wilhelm Hunderte Tonnen von Material nach Afrika schaffen

Preußens am Heck. Und so vertreiben sich die Männer die Zeit mit Fischen, Dösen und Spaziergehen.

Damit scheint der koloniale Traum Brandenburg-Preußens endgültig gescheitert. Er war ja ohnehin von Beginn an aberwitzig – jener Plan eines deutschen Kurfürsten, mit den großen Seemächten zu konkurrieren und in den Überseehandel mit Gold, Elfenbein und Sklaven einzusteigen, mit nur wenigen für die Meere tauglichen Schiffen und ohne geeignete Häfen an den Küsten.

Ein Größenwahnsinniges Unternehmen, erdacht gut 30 Jahre zuvor und angetrieben von Gier und Skrupellosigkeit.

NACH DEM ENDE des Dreißigjährigen Krieges 1648 war Brandenburg-Preußen verwüstet, vielerorts hatten Städte und Dörfer die Hälfte ihrer Einwohner ver-

loren, unzählige Gehöfte lagen verlassen. Kurfürst Friedrich Wilhelm, der seit 1640 regierte, gewann durch den Westfälischen Frieden zwar Gebiete hinzu – doch seine Besitztümer lagen weit zersplittert, sie reichten vom Herzogtum Kleve am Niederrhein bis nach Tilsit an der Memel.

Um diese zerrissenen Ländereien zu einen und unter seine Macht zu zwingen, leistete sich der junge Fürst einen großen Staatsapparat und ein stehendes Heer, das bis 1656 auf 22 000 Mann anwuchs. Doch reichten Brandenburg-Preußens Steuereinnahmen bald nicht mehr aus, die vielen Beamten und Soldaten auf Dauer zu bezahlen.

Daher suchte Friedrich Wilhelm unentwegt nach neuen Geldquellen: Er förderte das Gewerbe, siedelte Wollmanufakturen, Zuckersiedereien und eine Tabakfabrik um Berlin an, holte französische Protestanten ins Land, die den Unternehmergeist anspornen sollten. Und er träumte davon, Handelsposten außerhalb Europas zu erwerben und in den Überseehandel einzusteigen. Gar eine eigene Flotte aufzubauen.

Sein Vorbild waren die Niederlande, in denen der Kurfürst in der Jugend einige Jahre verbracht hatte. Sie waren die stärkste Wirtschaftsmacht zu jener Zeit, besaßen Kolonien in Südamerika, in Afrika und Asien, vor allem Indone-



DIE LUKRATIVSTE WARE, die die Europäer in Afrika an Bord nehmen, sind Menschen. Über ihre Stützpunkte (hier das niederländische Fort Elmina) schleusen sie Millionen Sklaven zur Plantagenarbeit nach Amerika

sien. Unter dem Schutz der Regierung handelten Firmen mit Gold, Gewürzen, Elfenbein sowie Sklaven und erwirtschafteten enorme Profite. Um 1670 segelten 16 000 Schiffe unter niederländischer Flagge auf den Weltmeeren.

Brandenburg war dagegen nur eine Regionalmacht, es besaß kaum Schiffe und keine Häfen an der Nordsee. Zudem blockierten die an der deutschen Ostseeküste herrschenden Schweden, mit denen Brandenburg ab 1674 im Krieg lag, dort den Zugang zum Meer.

Aber Friedrich Wilhelm ließ nicht von seiner Obsession. Und so kam ihm die Offerte des niederländischen Abenteurers Benjamin Raule gerade recht.

In seiner Heimatstadt Middelburg war der etwas halbseidene Kaufmann und Schiffsreeder in Bedrängnis geraten, denn er hatte hohe Schulden bei der niederländischen Ostindien-Kompanie. Die Handelsgesellschaft ließ ihn daher unter Hausarrest stellen.

Raule kam in der Not eine rettende Idee: Als er hörte, dass Brandenburg Krieg gegen Schweden führte, bot er Friedrich Wilhelm über einen Gesandten seine Schiffe für Kaperfahrten an. Der Kurfürst schlug sofort zu.

Und tatsächlich erbeuteten Raules Fregatten binnen kurzer Zeit 19 schwedische Segler auf der Ostsee. Da sich in den gekaperten Schiffen aber auch Wa-

ren niederländischer Händler befanden, wurde Raule in seiner Heimat der Seeräuberei angeklagt.

1676 gelang ihm die Flucht nach Berlin, zu seinem neuen Gönner. Friedrich Wilhelm ernannte den Niederländer zu seinem Schiffsdirektor und übertrug ihm bald darauf die Aufsicht über das gesamte Schiffswesen Brandenburgs. Mit Seglern, die er für hohe Summen von Raule mietete, belagerte der Kurfürst erfolgreich das schwedische Stettin und Stralsund.

1679 war der Krieg beendet – nicht aber die Partnerschaft zwischen dem Kurfürsten und seinem Reeder.

Friedrich Wilhelm sah in Raule nun den Mann, der seine kolonialen Träume verwirklichen könnte. Der Niederländer ließ an der Ostsee neue Fregatten bauen. Und er wusste geschickt auf

die Größenfantasien seines Herrn einzugehen. Er schlug ihm vor, eine Handelskompanie zu gründen und zwei Schiffe zur Erkundung an Afrikas Westküste zu schicken. Finanzieren wollte er das Unternehmen auf eigene Kosten.

Ab Mitte des 15. Jahrhunderts hatten die Portugiesen die afrikanische Küste von ihrem westlichsten Punkt aus immer weiter gen Süden erschlossen, von der Mündung des Senegal-Flusses bis zum heutigen Nigeria – ein gewaltiges Gebiet. Ihnen folgten bald Niederländer, Engländer, Schweden sowie Dänen und teilten die Küste unter sich auf. Sie nannten die Landstriche nach den Waren, die sie dort gegen minderwertige Tauschobjekte einhandelten: „Elfenbein-“, „Gold-“ und „Sklavenküste“.

Ins Innere Afrikas trauten sie sich kaum vor, der Regenwald schien undurchdringlich, die Gefahr von Tropenkrankheiten zu groß. Zudem gab es dort gut organisierte Königreiche, deren Krieger bald über Feuerwaffen verfügten. So verschanzten sich die Europäer an der Küste und bauten Festungen.

Binnen Kurzem reihte sich hier Fort an Fort, und ihre Kanonen waren meist zur Seeseite gerichtet – um mögliche europäische Konkurrenten abzuwehren.

Die besten Plätze schienen also vergeben, Raules Plan war daher mehr als verwegen. Zudem drohten diplomatische Verwicklungen mit Handelsgesellschaften europäischer Nachbarn. Doch Friedrich Wilhelm war entflammt von der Idee, und so lichteten am 17. September 1680 die Fregatten „Wappen von Brandenburg“ und „Morian“ ihre Anker und nahmen Kurs auf Westafrika.

Benjamin Raule sowie einige niederländische Geschäftspartner finanzierten die Expedition. Friedrich Wilhelm stellte lediglich 22 Soldaten.

Vier Monate später erreichten die Schiffe das Kap der drei Spitzen im Südwesten des heutigen Ghana. Und so gleich zeigte sich, wie riskant ihre Mis-

sion war: Als der Kapitän der „Wappen von Brandenburg“ ankern ließ und Einheimischen ein Fass Branntwein verkaufte, schritten die Niederländer ein, die den Küstenstrich für sich beanspruchten, und beschlagnahmten kurzerhand die Fregatte.

Dem Kommandanten der „Morian“ gelang es jedoch, etwas entfernt zu ankern und unbemerkt mit einigen Offizieren an Land zu gehen.

Den Brandenburgern kamen die Umstände vor Ort zu Hilfe: In der Gegend hatte die niederländische Westindien-Kompanie zwar schon vor einigen Jahrzehnten die portugiesischen Festungen übernommen, ihr Handelsmonopol aber nicht vollständig durchsetzen können. Die Einheimischen, die an der Küste lebten und mit den Europäern handelten, sahen in den Ankömmlingen eine Chance, neue, lukrativere Verbindungen einzugehen.

Vertreiben konnten sie die Weißen ohnehin nicht. Und sie hatten erkannt, dass ihnen die Konkurrenz der Fremden untereinander auch Vorteile bot.

Der Kapitän der „Morian“ schloss mit drei Dorfoberhäuptern eine Abmachung über künftigen Handel; vermutlich verständigten sie sich dabei auf Portugiesisch. Die Brandenburger erhielten das Recht, eine Küstenfestung in dem Gebiet zu errichten, die auch den Einheimischen Schutz gegen ihre Feinde bieten sollte. Und sie versprachen, in einigen Monaten wiederzukommen und mit dem Bau des Forts zu beginnen.

DIE EXPEDITION WAR ein Coup (auch wenn die Niederländer die beschlagnahmte „Wappen von Brandenburg“ erst 1686 nach langem diplomatischen Ringen zurückgaben). In Berlin verlor Friedrich Wilhelm nun keine Zeit mehr.

Per Erlass gründete er am 7. März 1682 eine Afrika-Firma. Jeder Miteigner musste mindestens 200 Taler einzahlen und wurde am Gewinn beteiligt. Genau genommen aber nützte das Unterneh-

men vor allem zwei Männern: Friedrich Wilhelm und Benjamin Raule.

Denn der Kurfürst und sein Protegé beteiligten sich mit 8000 und 24000 Talern an der ersten Expedition der Kompanie und steuerten damit zwei Drittel der Kosten bei. Die übrigen Investoren waren Adelige am Hof – in Brandenburg fehlte es an zahlungskräftigen und interessierten Kaufleuten.

Im November 1682 stellte der Kurfürst der Firma einen Schutzbrief aus. Ihr stehe es frei, an der afrikanischen Küste „mit Pfeffer, Elefantenzähnen, Gold, Sklaven oder was sonst zu handeln sei, freies Gewerbe zu treiben“.

Er verpflichtete sich, für die noch zu erbauende Festung „alle requirierten Materialien an Holz, Stein, Kalk, Eisen, Werk- und Arbeitslohn dazu herzugeben und zu schenken“. Und sicherte zu, sollte eine fremde Macht die Kompanie attackieren, sie zu schützen – „sei es durch Repressalien oder allerhand andere Mittel und Wege“.

Benjamin Raule, inzwischen zum Generaldirektor der Marine befördert, hatte da bereits zwei weitere Schiffe nach Afrika entsandt. Mit an Bord reisten zwei Ingenieure. Leiter der Expedition war der 25-jährige Major Otto Friedrich von der Groeben.

Über Lissabon und die Kanaren erreichten die Schiffe kurz nach Weihnachten das Kap der drei Spitzen.

An Land entdeckte von der Groeben schnell einen idealen Platz für eine Festung: einen unbewohnten Hügel, der sich auf einer Halbinsel 700 Meter ins Meer vorschob. Er ließ die Anhöhe von seinen Ingenieuren vermessen, dort ein Zelt aufschlagen und sechs Geschütze von den Schiffen herbeischaffen, um die Stelle zu sichern.

Am Neujahrstag 1683 hisste er die Fahne Brandenburgs und taufte den Hügel unter Salutschüssen den „Grossen Friedrichs-Berg“ – weil „Seiner Kurfürstlicher Durchlaucht Name in aller Welt groß ist“, wie es in einem späteren

Bericht hieß. Noch am selben Tag begannen seine Männer mit dem Bau provisorischer Unterkünfte und ließen sich von Einheimischen Holz für Palisaden heranschleppen.

Am 5. Januar 1683 erneuerte von der Groeben die Handelsvereinbarung mit 14 Dorfoberhäuptern aus der Gegend. Unklar ist, was der Deutsche den Afrikanern überhaupt übersetzen ließ. Gemäß dem überlieferten Paragrafenwerk sollten die Einheimischen die noch zu erbauende Festung mit „ihrem Blut beschützen helfen“. Sie verpflichteten sich, deren Kommandanten „in aller Untertänigkeit alle Dienste zu leisten und an die Hand zu gehen“. Und sie durften künftig nur noch mit der Brandenburger Kompanie Handel treiben.

Am Ende der Zeremonie ließ von der Groeben den mächtigsten seiner Partner einen Treueschwur leisten: „Breche ich meinen Eid, so lasse mich der große Monarch augenblicklich sterben.“

Er stationierte eine Garnison in Großfriedrichsburg und war Anfang 1684 wieder zurück in der Heimat.

IN BRANDENBURG ließ Benjamin Raule nun große Fregatten für den Überseehandel auf Kiel legen. Und er sicherte sich in Ostfriesland Nutzungsrechte am Hafen von Emden – das sparte den Schiffen den Umweg durch die Ostsee.

In der Stadt erwarb er ein Kontorhaus, machte es zum Sitz und Umschlagplatz der Gesellschaft und stationierte dort eine erste „Marine-Kompanie“ mit zunächst 110 Soldaten, um die Segler des Unternehmens sowie die Festung Großfriedrichsburg zu bemannen.

Schiff um Schiff segelte bald darauf von Emden nach Westafrika, um Baumaterial für die Festungsans Kap der drei Spitzen zu bringen.

In einer Bedarfsliste hatte Friedrich Wilhelm festhalten lassen, was nötig sein würde: 40 Zelte, 50 Schubkarren, 300 Schippen, 50 Äxte, 100 Beile, 200 Hiebmesser und 30 Sensen; Kalk, Lehm, Blei,

Leim und Wachs; 25 Fackeln, zehn Laternen und Lampenöl für 15 Monate.

Zudem Fenster, Eichenbohlen, Ziegelsteine, Zehntausende Nägel, Vorhängeschlösser sowie eine komplette Feldschmiede nebst Blasebalg; Beschläge und Riegel für ein Festungstor; schließlich Musketen und Pistolen, Haubitzen und Geschütze, 1600 Kanonenkugeln und 1500 Handgranaten.

Werber hatten für den Einsatz in den Tropen einen Bäcker, Balbiere, Schneider, Schuster, Handwerksgelegen, Tamboure und einen Prediger rekrutiert.

In Großfriedrichsburg ließ ein Festungsingenieur derweil ein Fundament legen, Gewölbe mauern, die Magazin- und Wohngebäude sowie die Außenwerke ausführen. Allmählich wuchs die Festung in die Höhe.

Drei weitere Stützpunkte erwarb die Kompanie in der Nähe und ließ sie befestigen; damit kontrollierte sie einen rund 50 Kilometer langen Küstenstreifen. (Überdies gründeten die Brandenburger 1685 noch eine Niederlassung auf der gut 2000 Kilometer nordwestlich gelegenen Insel Arguin, die heute zu Mauretanien gehört. Sie erlangte jedoch nie eine ähnliche Bedeutung wie die Kolonie in Ghana.)

Um Großfriedrichsburg siedelten sich Einheimische in kleinen Dorfgemeinschaften an, in Lehmhütten mit Grasdächern. Sie verkauften den Fremden Hühner sowie Maniok, Bananen und Jams, die sie anbauten.

Auch aus dem fernen Umland kamen nun Händler, brachten Gold und Elfenbein vor die Festung, tauschten die kostbaren Rohstoffe gegen Tuch, Branntwein, Eisengeräte, Spiegel sowie Perlen aus Rubinglas, die der Kurfürst eigens von einem Alchemisten auf der Berliner Pfaueninsel fabrizieren ließ.

Doch schon bald wollten die Brandenburger das Geschäft mit der Sklaverei zum wirtschaftlichen Fundament der Kompanie machen. „Ein jeder weiß, dass der Sklavenhandel die Quelle des Reich-

tums ist, den die Spanier aus ihrem Indien [=Amerika] holen“, schrieb Raule 1685 an Friedrich Wilhelm. Und der Kurfürst hatte bereits seiner Bedarfsliste 8000 Fußangeln hinzugefügt.

Europas Kolonialmächte hatten die perfide Logik des Menschenhandels selbst erschaffen: Anfang des 16. Jahrhunderts hatten spanische Eroberer Erreger von Krankheiten wie Pocken in die Neue Welt getragen, die Millionen Indios das Leben kosteten – Arbeitskräften, die den Konquistadoren fehlten, als es darum ging, ihre Besitzungen auszubeuten.

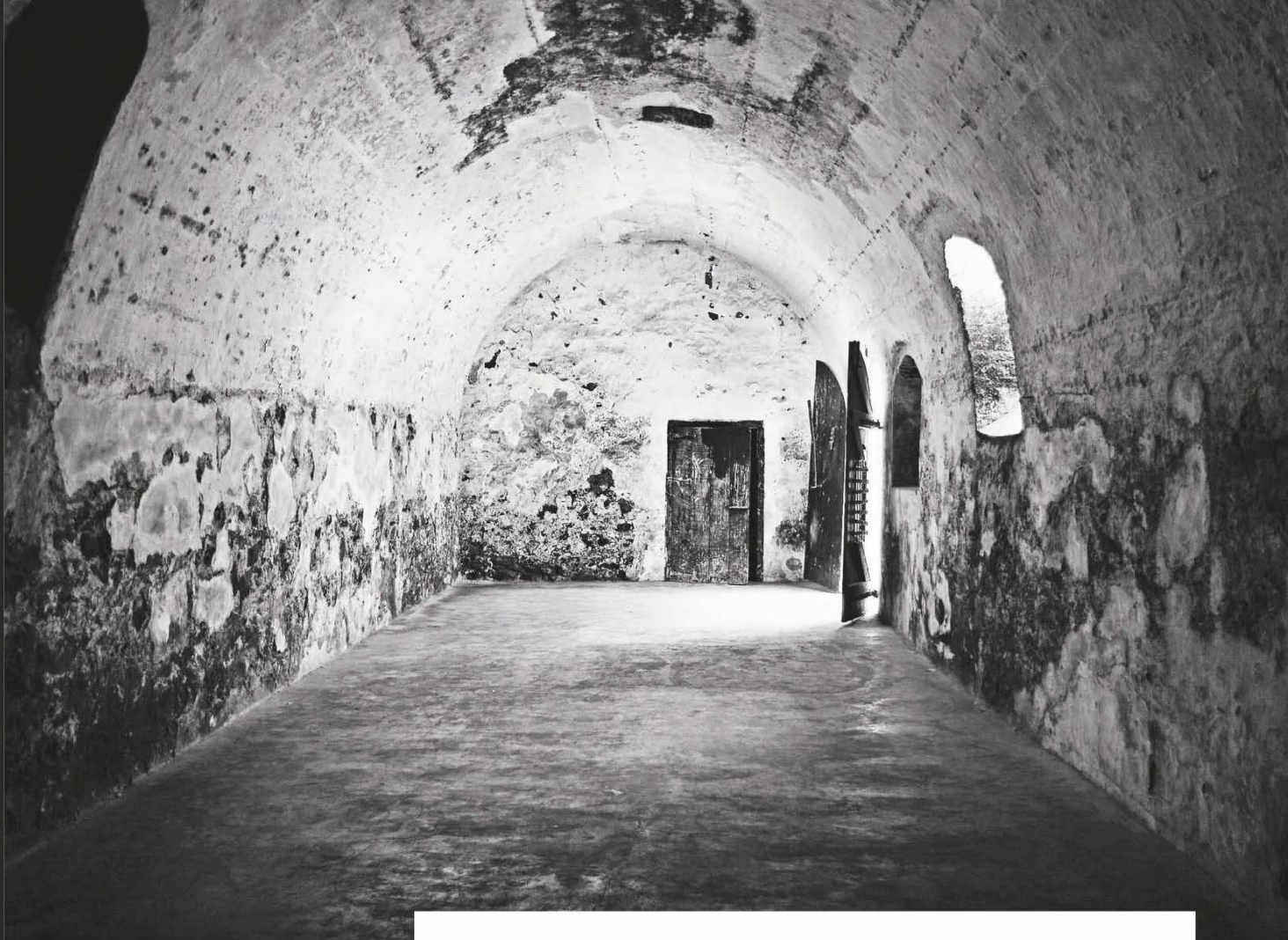
Zugleich ließ der wachsende Import die Preise für Zucker, Kaffee und Tabak, Kakao, Baumwolle und den Farbstoff Indigo in Europa sinken. Mehr Käufer konnten sich daher die begehrten Waren aus der Karibik und Südamerika leisten. Wegen der zunehmenden Nachfrage wurden immer größere Plantagen betrieben, die eine stetig steigende Zahl an Arbeitskräften benötigten.

Und gab es nicht jenseits des Atlantiks, in Afrika, genügend Menschen, die der Zwangsarbeit in Hitze und hoher Luftfeuchtigkeit gewachsen sein würden? Skrupel, sie in großer Zahl über den Ozean zu verschleppen, hatte niemand.

Vor allem Portugiesen übernahmen den Transport über den Atlantik, aber auch Engländer, Niederländer und Franzosen stiegen in das unbarmherzige Geschäft ein. Sie waren auf die Kooperation der lokalen Eliten im Küstengebiet angewiesen – denn ins Hinterland trauten sie sich auch weiterhin nicht vor.

Viele afrikanische Stammesführer im Inneren des Kontinents sahen in dem Menschenraub eine Gelegenheit, Rivalen zu schwächen. Sie unternahmen gezielte Vorstöße, um Gefangene zu machen und an Sklavenhändler zu verkaufen, die sie an die Küste trieben.

Die meisten Transaktionen der Brandenburger Kompanie lassen sich heute nicht mehr genau rekonstruieren, da sämtliche Schiffstagebücher verloren



DA SIE SICH SELBST KAUM ins Landesinnere vorwagen, erwerben die Europäer Sklaven meist von afrikanischen Häuptlingen, die dort auf Menschenjagd gehen und sich am Verkauf der Gefangenen bereichern (Verlies in Fort Elmina)

gegangen sind. Dennoch erlaubt der erhaltene Bericht eines Schiffsarztes, eine der Passagen im Dreieckshandel nachzuzeichnen.

Im Dezember 1692 ankerte die Fregatte „Friedrich Wilhelm zu Pferde“ vor Großfriedrichsburg. Die Besatzung löschte Baumaterialien für das Fort, das noch immer nicht fertig war, sowie Gewehre und Munition für die Garnison.

Dann zogen Zimmerleute über dem Schiffsballast ein weiteres Deck ein, um Platz zu schaffen für die menschliche Fracht. Aus dem Kanonendeck war bereits vor Abfahrt die Hälfte der sonst üblichen 50 Geschütze geräumt worden. Auf dem Oberdeck mauerte die Besatzung Kessel ein, um Mahlzeiten für Hunderte Gefangene bereiten zu können.

Die Brandenburger kauften die Menschen allerdings nicht in Großfried-

richsburg, sondern in der Regel weiter östlich an der Sklavenküste. (Zwar erwarben etwa die Niederländer wohl auch direkt an der Goldküste Afrikaner, sperrten sie in ihren Festungen Elmina und Amsterdam in Verliese, wo sie bis zur Überfahrt in die Neue Welt darboten – doch in der Gegend der deutschen Kolonie gab es offenbar keine einheimischen Händler, die Sklaven feilboten.)

Daher segelte die umgebaute Fregatte 400 Kilometer die Küste entlang und ankerte am 13. März 1693 vor Ouidah im heutigen Benin. Ein Agent der Kompanie und der Schiffsarzt ließen sich in an Bambusstangen aufgespannten Hängematten zehn Kilometer land-

einwärts tragen, zur Hüttensiedlung des dortigen Herrschers. Einige Tage später wurden die ersten Sklaven aus dem Landesinneren herangeritten. Der Schiffsarzt prüfte, ob ihnen ein Zahn oder ein Finger fehlte, Kranke wies er zurück.

Den gegen die mitgebrachten Tauschwaren gekauften Männern, Frauen und Kindern ließ er mit einem glühenden Feuereisen das Zeichen der Kompanie einbrennen. Dann banden Wachen die Gefangenen zu zweit oder zu dritt zusammen und trieben sie unter Peitschenhieben zur Küste.

738 Sklaven nahm die „Friedrich Wilhelm zu Pferde“ bis zum 4. April an Bord. Mit der Besatzung drängten sich

KEIN REICH, VIER FLECKEN



NEBEN GROSSFRIEDRICHSBURG errichten die Preußen drei weitere kleine Stützpunkte, kontrollieren um 1700 einen rund 50 Kilometer langen Landstreifen – ein winziges Kolonialgebiet im Einflussbereich anderer Europäer, die ganze Küstenabschnitte nach den Waren benennen, die sie dort vor allem eintauschen

nun insgesamt fast 900 Menschen auf der 35 Meter langen Fregatte.

Dicht an dicht waren die Gefangenen paarweise aneinandergekettet in das Kanonendeck gepfercht, wo sie sich kaum bewegen konnten. Schon in den ersten Tagen an Bord brachen Krankheiten aus, und zehn Menschen starben, noch ehe das Schiff die afrikanische Küste verlassen hatte.

Auf dem offenen Atlantik verschlimmerte sich das Martyrium der Versklavten: Bei Sturm litten sie an Seekrankheit, bei Flaute wehte kein Luftzug unter Deck. Die ungewohnte Kost aus gepökeltem Schweine- und Rindfleisch von minderer Qualität, aus Erbsen, Bohnen und Graupen verschärfte ihre Lage zusätzlich. Die Leichen der Dutzenden Toten warf die Besatzung einfach über Bord. Haie folgten den Sklavenschiffen.

Nach mehr als drei Monaten erreichte die Fregatte am 11. Juli 1693 den Hafen der Jungferinsel St. Thomas. Sie gehörte zum Kolonialbesitz Dänemarks.

Benjamin Raule hatte eigens einen Vertrag mit der dänischen Handelsgesellschaft geschlossen, um seiner Kompanie in der Karibik einen Umschlagplatz für den Menschenhandel zu sichern – die direkte Einfuhr nach Amerika versuchten die großen Seemächte zu verhindern.

Die Brandenburger mussten den Dänen dafür Zoll auf jeden ein- und ausgeführten Sklaven sowie auf exportierte Waren zahlen.

659 Gefangene, so der Schiffsarzt, hatten die Überfahrt überlebt. Auf St. Thomas verkaufte sie der Agent der Brandenburger Kompanie an Plantagenbesitzer oder Zwischenhändler.

Die Besatzung reinigte das Schiff und lud Zucker, Kakao, Baumwolle, Tierhäute, Robbenfelle und Korallen unter Deck. Am 29. August 1693 legte die „Friedrich Wilhelm zu Pferde“ Richtung Emden ab.

Zwei Monate später stoppten französische Kriegsschiffe die Fregatte vor Spanien (Brandenburg und Habsburg lagen seit 1688 im Krieg mit Frankreich).

Die Franzosen holten die wertvolle Fracht von Bord und zwangen die Besatzung, das Schiff zu verlassen.

Dann setzten sie den Dreimaster in Brand, er versank in den Fluten. Es war seine erste Fahrt im Dreieckshandel, 70 000 Taler hatte er gekostet.

So stand ein hoher Verlust in den Büchern der Kompanie – auch wenn ihr der Sklavenhandel bei anderen Fahrten einen Gewinn von zum Teil mehr als 100 Prozent einbrachte.

Doch insgesamt war die Brandenburgisch-Africanisch-Amerikanische Compagnie mittlerweile in erhebliche finanzielle Schieflage geraten: Zu viele Schiffe gingen auf dem Atlantik im Sturm verloren oder wurden von feindlichen Mächten aufgebracht.

Zudem fehlten in Brandenburg-Preußen Abnehmer für die eingehandelten Rohwaren: Die meisten Kolonialgüter verkauften die Agenten der BAAC daher über Emden in die Niederlande.

Überdies ließ sich allein durch den Sklavenhandel auf Dauer kein ausreichend hoher Gewinn erwirtschaften, um Großfriedrichsburg und die anderen Stützpunkte zu unterhalten. Rentabel wurde der Dreieckshandel erst durch eigene Plantagen in Amerika. Die aber besaß Brandenburg nicht.

Um den ständigen Geldmangel der Kompanie zu lindern, entsandten deren Vorsitzende sogar Bergleute nach Großfriedrichsburg, die im fernen Afrika nach Gold schürfen sollten.

In der Nähe der Festung trieben sie einen Schacht ins Erdreich. Doch die Untersuchung der Bodenproben ergab, dass der Aufwand für den Abbau zu hoch wäre.

In Berlin fiel Benjamin Raule nun immer mehr in Ungnade. Sein Gönner Friedrich Wilhelm war bereits 1688 gestorben. Und dessen Sohn Friedrich, der Nachfolger des Großen Kurfürsten, betrieb das Kolonialabenteuer nur noch eher halbherzig.

LITERATURTIPPS

Die Teilhaber der BAAC warfen Raule 1694 Misswirtschaft vor. Höflinge behaupteten, er habe Bilanzen gefälscht und sich selbst auf Kosten der Gesellschaft bereichert. Und in der Tat hatte der risikofreudige Geschäftsmann in Berlin ein Gutshaus mit Park erwerben können, das er zum Schloss umbauen ließ, und besaß Ländereien in Potsdam.

Im Jahr 1698 befahl der Kurfürst, Raule zu verhaften, in die Festung Spandau einzusperren und sein gesamtes Vermögen zu beschlagnahmen. Zu einem Prozess kam es jedoch nie, es fehlten die Beweise.

Benjamin Raule wurde 1702 wieder aus der Haft entlassen. Er musste sich nach Emden zurückziehen, hauste dort drei Jahre lang auf einem Schiff. 1707 starb der erste und letzte Marinedirektor, den Brandenburg-Preußen je hatte, schließlich vereinsamt in Hamburg.

Der Kurfürst, inzwischen als Friedrich I. König in Preußen, hatte drängendere Sorgen als Großfriedrichsburg. Die Kriege in Europa, der Kampf der Habsburger gegen Spanien und Frankreich, beanspruchte seine Aufmerksamkeit mehr als ein ungewisses Unternehmen in Afrika.

1707 war die BAAC nahezu bankrott. Die wenigen Schiffe, die sie in den letzten Jahren noch hatte ausrüsten und nach Großfriedrichsburg schicken können, mussten unterwegs wegen schlechten

ULRICH VAN DER HEYDEN
»Rote Adler an Afrikas Küste«

Detaillierte Schilderung von Entstehung und Untergang der Kolonie Großfriedrichsburg (Brandenburgisches Verlagshaus; antiquarisch).

JEREMY BLACK
»The Atlantic Slave Trade in World History«

Darstellung des Sklavenhandels über den Atlantik und die Rolle der verschiedenen europäischen Nationen (Routledge).

Wetters umkehren oder waren gekapert worden. Immer energischer drängte die Garnison auf ihre Ablösung. Und so mietete Friedrich I. Ende 1708 bei niederländischen Reedern zwei Schiffe, die „Prinz Eugen“ und die „Maria“, um den siechen Kommandanten Heinrich Lamy und seine Männer abzuholen.

MÄRZ 1709. Am Horizont vor Großfriedrichsburg leuchten die Segel der „Prinz Eugen“ und der „Maria“. Auf der Reede werfen beide Schiffe Anker. Heinrich Lamy und

seine Männer sind endlich erlöst. Der Kommandant, der an Schwindsucht und Lähmungen der Hände leidet, geht mit seinen Untergebenen an Bord.

Ein neuer Befehlshaber übernimmt mit seiner Mannschaft, darunter 16 Soldaten, die Festung. Sie haben Proviant für zwei Jahre dabei. Ihre Aufgabe: das Fort weiter zu halten.

Doch in Europa haben die Teilhaber der BAAC ihren Glauben an die Kompanie verloren, niemand möchte mehr Geld in das Unternehmen investieren. In Emden verfällt das Kontorhaus, im Hafen vermodern die letzten beiden Schiffe der Firma.

1711 widerruft König Friedrich I. den offiziellen Schutzbrief für die Gesellschaft und erklärt die Aktien der BAAC für „erloschen“ – damit fällt die Firma in seinen Besitz. Allerdings scheut sich der Monarch, den kolonialen

Traum seines Vaters ganz und gar einzustampfen.

Diese Skrupel hat sein Sohn Friedrich Wilhelm I., der ab 1713 regiert, nicht. Er sieht in Großfriedrichsburg nur eine „Schimäre“, die Brandenburg mehr als zwei Millionen Taler gekostet habe.

Und so verkauft er die Kolonie (sowie die Insel Arguin) im Jahr 1717 für 6000 Dukaten an die niederländische Westindien-Kompanie – Brandenburgs großen Rivalen im Dreieckshandel.

Gut zwei Jahre zuvor hat in Westafrika der letzte Sklaventransport der BAAC abgelegt: Die „König von Preußen“ brachte 212 geraubte Menschen nach St. Thomas.

Rund 24 000 Sklaven verschleppten die Brandenburger während ihrer Kolonialzeit insgesamt, von denen bereits auf der Überfahrt in die Neue Welt mehr als 4000 ums Leben kamen. Die Männer der Kompanie waren damit nur ein kleiner Spieler im transatlantischen Menschenhandel – auch wenn sie auf viel mehr gehofft hatten.

Die Niederländer benennen die von ihnen erworbene Festung 1724 in „Hollandia“ um (und werden sie mit ihren anderen Forts an der Goldküste 1872 an die Briten verkaufen). Verlockend war vermutlich der niedrige Preis – sowie die Aussicht, einen Konkurrenten endgültig aus dem Geschäft zu drängen.

Doch der Unterhalt der Forts und ihrer Besatzungen im fernen Afrika wird für die Europäer immer mehr zur finanziellen Last.

Ab 1830 dringen sie schließlich selbst tiefer ins Innere Afrikas vor und kolonisieren weite Teile des Kontinents.

Im Laufe der Jahre verfallen Großfriedrichsburgs Mauern aus blassgelbem Granit. Zerbröckeln die Magazinegebäude. Überwuchern schließlich Schlingpflanzen und Kakteengestrüpp die Ruinen der Wehrgänge und Bollwerke.

So als wäre das afrikanische Abenteuer des Großen Kurfürsten nichts als ein Traum gewesen. ◇

IN KÜRZE

Großmannssucht und Geldprobleme treiben Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Preußen 1683 dazu, ein Fort an Afrikas Westküste zu errichten und in den Sklavenhandel einzusteigen. Doch gegen die europäischen Kolonialmächte können sich die Brandenburger im Überseehandel nicht behaupten. Schon nach wenigen Jahrzehnten muss Berlin den Stützpunkt wieder aufgeben – unter großen finanziellen Verlusten.

Die Berater des Herzogs von Württemberg sind fassungslos. Was Eberhard Ludwig ihnen da 1707 eröffnet, wird einen Skandal auslösen. Er hat heimlich geheiratet – seine Mätresse Christina Wilhelmina von Grävenitz. Und nun soll das ganze Land davon erfahren. Das Problem: Eberhard Ludwig ist bereits seit zehn Jahren vermählt – mit Johanna Elisabetha von Baden-Durlach, die er aus rein dynastischer Machtpolitik zur Frau genommen hatte.

Zwar kommen diskrete Zweitehen unter Fürsten trotz kirchlichen und weltlichen Verbots zuweilen vor, denn Scheidungen sind schwer möglich und gelten als Sünde. Und manche Fürstin erklärt sogar ihr Einverständnis, sofern ihr Status unangetastet und die Bigamie geheim bleibt. Doch der Herzog lässt seine erneute Heirat nun tatsächlich öffentlich verkünden – und das empört die rechtmäßige Gemahlin und die Eliten seines Reichs.

Im Jahr zuvor ist die 22-jährige Christina Wilhelmina nach Stuttgart gekommen, eine Mecklenburgerin aus niederem Adel, schön und intelligent. Geholt hat sie ihr Bruder, der am Hof Eberhard Ludwigs Karriere machen will: Er hofft, dass der Herrscher Gefallen an der jungen Frau findet und sie zur Mätresse erwählt, was ihm den Zugang zum Herzog erleichtern würde. Denn Mätressen sind mehr als bloße Geliebte. Sie treten offen an der Seite des Herrschers auf und genießen politischen Einfluss.

Tatsächlich wird die Grävenitz schon bald des Herzogs Favoritin. Das aber reicht ihr nicht: Eberhard Ludwig soll sie heiraten – und der lässt sich darauf ein. Doch da die Hochzeit heimlich stattfindet, gilt Christina Wilhelmina in der Öffentlichkeit nach wie vor als Mätresse. Erst als sie droht, den Fürsten zu verlassen, wagt der das Unerhörte und macht seine Doppelhehe bekannt.

Er hat die Reaktionen unterschätzt. Vor allem Württembergs fromme Protestanten begehren auf: Vertreter der Geistlichkeit verurteilen den Rechtsbruch, der Hofprediger verweigert dem Landesherrn das Abendmahl. Die Familie seiner ersten Frau bittet den Kaiser um Hilfe, der zwei Vermittler einsetzt. Und schließlich erklärt ein Gericht die Ehe im Juni 1708 auch noch für ungültig.

Der Herzog beugt sich dem Druck – und stimmt dem Urteil zu. Die Mätresse geht ins Schweizer Exil.

Doch Eberhard Ludwig denkt nicht daran, die Beziehung aufzugeben. Er arrangiert eine Scheinehe, um die Verstoßene zurückzuholen: Im Februar 1711 heiratet sie einen betagten, verschuldeten Adligen, den der Herzog zum Landhofmeister erhebt. Nun kehrt Christina Wilhelmina als Dame von höchstem Rang nach Württemberg zurück – und wird so einflussreich wie nie zuvor.

Vor Entscheidungen sucht der Herzog oft ihren Rat. Sie betreibt Außenpolitik, sondiert etwa mit einem Parteigänger des Franzosenkönigs Ludwig XIV. die Chancen für ein Bündnis der beiden Fürsten, das allerdings nicht zustande kommt.

In den etlichen kleinen Territorien, die der Fürst ihr im Laufe der Jahre überlässt (darunter die Grafschaft Welzheim östlich von Stuttgart), reformiert sie die Verwaltung. Beamte müssen ihr regelmäßig Bericht erstatten, außerdem lässt sie Weinberge, Viehhaltung und Ziegeleien genau kontrollieren, um die Erträge zu steigern. Im Herzogtum protestieren viele Zeitgenossen gegen die „Weiberherrschaft“. Machen die Mätresse in anonymen Pamphleten für alle Übel verantwortlich – besonders die hohe Steuerlast.

Mit der Zeit (und ihrer Hilfe) wird auch ihr Bruder immer mächtiger, steigt als Premierminister ins höchste Regierungsamt auf.

Als Dank verrät er seine Schwester: 1731 erkrankt Eberhard Ludwigs Sohn tödlich, und so braucht der Fürst einen neuen ehelichen Thronfolger – sonst droht das protestantische Württemberg an einen katholischen Vetter zu fallen. Der Bruder sowie Gegner Christina Wilhelminas drängen nun den Herzog, sich mit seiner Frau zu versöhnen und einen weiteren Sohn zu zeugen. Und die Mätresse, nach mehr als 24 Jahren, fortzuschicken.

Erneut gibt der Herrscher schweren Herzens nach, wohl in der Hoffnung auf ein Wunder: Denn die Herzogin ist mit 50 eigentlich zu alt, um Kinder zu bekommen. Er verbannt seine Geliebte vom Hof, lässt sie gar gefangen nehmen und erst freikommen, als sie den Großteil ihres Vermögens aufgibt und zusagt, Württemberg fortan zu meiden; sie lebt bis zu ihrem Tod 1744 in Berlin.

Aber Eberhard Ludwig hat die Liebe seines Lebens vergebens geopfert: Er stirbt 1733, ohne einen neuen Erben gezeugt zu haben. Und so fällt Württemberg am Ende tatsächlich an seinen altgläubigen Vetter. ◇

DIE MACHT DER GELIEBTEN

Mätressen der Fürsten haben oft gewaltigen Einfluss bei Hofe – wie jene Adelige, die Württembergs Herrscher sogar zur Heirat drängt

TEXT: *Svenja Bauer-Blaschkowski*

ILLUSTRATION: *Rainer Ehrt für GEO EPOCHE*



MEHR ALS 24 JAHRE LANG ist die Grävenitz Geliebte und Ratgeberin des württembergischen Herzogs Eberhard Ludwig: In seinem Namen berät sie mit einem Vertreter Frankreichs sogar die Chancen eines Bündnisses mit dem Sonnenkönig Ludwig XIV.

1708–1710

Pestkatastrophe in Preußen

DAS GROSSE

Hunger, Kriege, hohe Abgaben: Vor allem auf dem Land, wo vier Fünftel
Besonders katastrophal ist ihre Lage in Preußen. Die meisten Bauern unter-
genug Nahrung zum Überleben. Und so sind sie bereits geschwächt, als im

IN PESTHOSPITÄLERN
wie diesem versuchen
Ärzte, die Symptome der
– meist von Flöhen –
Infizierten zu behandeln.
Doch ein Heilmittel
existiert nicht



STERBEN

der Deutschen wohnen, leidet die Bevölkerung unter der Politik des Adels. stehen dort de facto als Leibeigene mächtigen Gutsbesitzern, haben oft kaum Sommer 1708 ein neues Unglück über die Region hereinbricht: die Pest



B

Bewaffnete Männer kommen im Juli 1708 ins preußische Grenzort Schwirwindt südöstlich von Tilsit. Sie zerhauen die Brücke, die über einen Fluss ins benachbarte Königreich Polen-Litauen führt. Die Straße zur Grenze blockieren sie mit einem Schlagbaum, errichten Sperren aus Lattenzäunen. Nebenwege durch die Wälder bearbeiten sie mit Schaufeln, bis der letzte Pfad unbegebar ist.

Die Männer handeln auf Befehl des preußischen Königs Friedrich I.: Niemand darf mehr ins Land reisen, gleichgültig ob arm oder reich. Jeder, der unerlaubt die Grenze passiert, ist „ohne Gnade und Pardon“ aufzuhängen. Briefe aus Polen oder Litauen müssen ungelesen verbrannt, selbst kostbare Kleider und Wolle in die Flammen geworfen werden.

Mit der Blockade will Berlin eine Seuche stoppen, die bei Erkrankten Fieber, Gliederschmerzen und schwarze Beulen hervorruft. Eine Epidemie, die kein Heilmittel kennt und die meisten Infizierten innerhalb von Tagen dahinrafft: die Pest.

Die Seuche wütet bereits knapp 140 Kilometer entfernt von der Grenze zu Polen in Warschau, wo sie zahlreiche Opfer gefordert hat. Von dort, so heißt es in Berichten, rückt

TEXT:
*Martin
Pfaffensteller*

sie nach Norden vor, immer näher an Preußen heran.

Doch der Befehl zur Grenzschließung klingt rigoroser, als er umgesetzt wird: Viele Fischer, Bauern und Imker in Grenzorten erhalten Sondergenehmigungen und dürfen weiterhin nach Polen reisen. Zudem fehlt eine Armee, um die Grenze zu überwachen.

Die Miliz, eine Hilfstruppe aus schlecht bewaffneten Bauern, zerstört zwar vielerorts Brücken, versenkt Fähren und errichtet Straßensperren. Doch für eine dauerhafte Grenzschließung hat sie nur wenige und zum Teil unfähige Männer; manche verschwinden von ihren Posten, um zu zehren, andere lassen Reisende gegen Schmiergeld passieren.

Im August 1708 schließlich wandern polnische Wallfahrer über die Grenze ins preußische Dorf Bialutten – ob heimlich, mit Sondererlaubnis oder gegen Bestechung, ist nicht überliefert.

Kurz darauf schwitzen die ersten Dorfbewohner bei hohem Fieber. Auf ihrer Haut bilden sich dunkle Flecken und Beulen. Ende des Monats lassen sich die Zeichen nicht mehr leugnen: Die Pest ist im Land.

Es ist kein Zufall, dass sie gerade hier ausbricht. In kaum einem anderen deutschsprachigen Gebiet herrschen Anfang des 18. Jahrhunderts so elende Bedingungen wie in Preußen, jenem Landstrich im äußersten Nordosten der deutschen Lande.

Die große Mehrheit der Einwohner lebt seit Jahrzehnten in Hunger, Armut und Dreck. Dieses Elend ist der Preis, den die Menschen für Pracht und Glanz ihrer Herrscher zahlen müssen. Viele

sind zu schwach, um der Seuche zu widerstehen. Und so beginnt eine der größten Katastrophen in der deutschen Geschichte.

UM 1700 IST PREUSSEN ein zurückgebliebenes Fürstentum, das sich über 200 Kilometer am südöstlichen Rand der Ostsee erstreckt. Es liegt außerhalb des römisch-deutschen Reiches, gehört politisch jedoch seit gut acht Jahrzehnten zum Staat der Hohenzollern – jener Dynastie, die von Berlin aus über Preußen, Brandenburg sowie weitere Regionen unter anderem an Rhein und Weser gebietet. (Erst allmählich wird man das gesamte Hohenzollern-Gebiet „Preußen“ nennen – und das einstige Herzogtum dieses Namens „Ostpreußen“.)

Bereits seit dem Mittelalter steht die Region an der Ostsee unter deutscher Herrschaft. Die christlichen Ritter des Deutschen Ordens haben dort 1226 einen Staat errichtet, um die einheimischen Heiden zu unterwerfen (darunter den Stamm der Prußen). Sie gründeten Städte wie Königsberg und lockten Siedler aus dem Heiligen Römischen Reich ins Land.

Doch im 15. Jahrhundert unterlagen die Ritter den Armeen der Nachbarreiche Polen und Litauen. Der bedrängte Ordensstaat wurde 1525 in ein weltliches Fürstentum umgewandelt: Der damalige Hochmeister der Deutschritter, Abkömmling einer Nebenlinie der Hohenzollern, erhielt den erblichen Titel eines Herzogs.

Sein Sohn starb 1618 ohne männliche Nachkommen, und so fiel die Herrschaft an einen entfernten Verwandten – Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, der die beiden Reiche zu einem neuen, vereinten Hohen-

Hunger
bereitet
der
SEUCHE
den Weg

zollern-Staat zusammenfügte: Brandenburg-Preußen.

Zum brandenburgischen Stammland der Dynastie hat Preußen um 1700 keine territoriale Verbindung: Wer von Berlin ins preußische Königsberg reist, muss eine Etappe der Strecke durch Polen fahren oder reiten. Es ist eine flache und oft feuchte Landschaft: Weite Heideflächen und Äcker sind von Flüssen, Seen und Sümpfen durchzogen, dazwischen wachsen Eichenwälder. In manchen Gegenden aber wuchert Wildnis; dort laufen Wisent-Her-

den von Lichtung zu Lichtung und fressen Kräuter.

Größere Städte gibt es mit Ausnahme von Königsberg nicht; die Handelsmetropole beherbergt etwa 40 000 Menschen. Selbst in regionalen Zentren wie Insterburg oder Tilsit leben nur wenige Tausend Einwohner.

Die große Mehrheit der insgesamt etwa 600 000 Preußen wohnt in Bauerndörfern – wie überall in Deutschland: 80 Prozent der 15 Millionen Menschen sind Bauern, Gesinde, Handwerker und Tagelöhner auf dem Land.

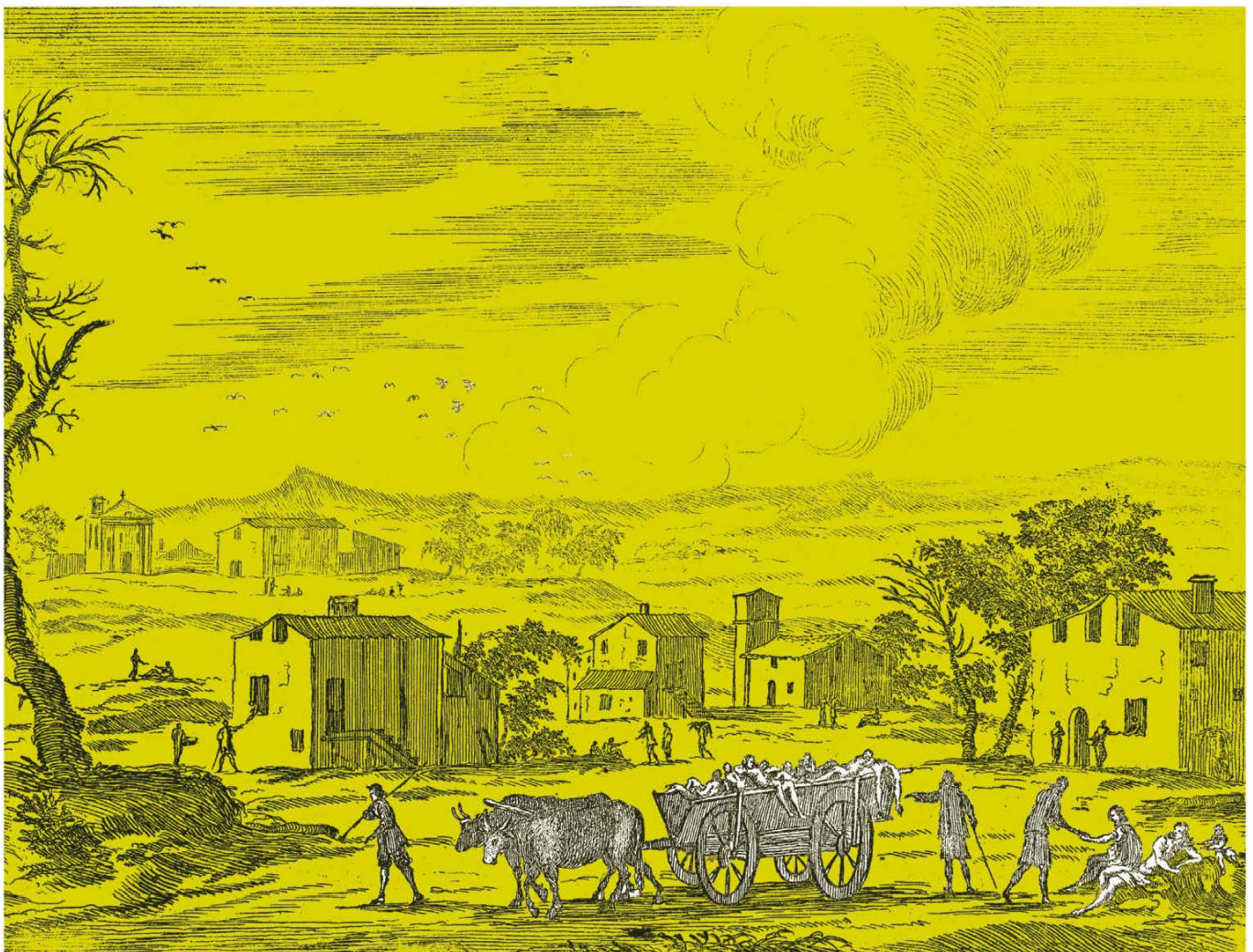
EIN KARREN MIT LEICHEN:

Im Sommer 1708 sterben in Preußen die ersten Infizierten. Besonders hart trifft die Pest jene Bauern, die kein eigenes Land besitzen

Ihre Hütten sind meist mit Stroh oder Schilf gedeckt, die Wände bestehen aus Holz oder Lehm. Auf engem Raum schlafen, kochen, arbeiten hier drei Generationen der Bauernfamilien, dazu oft eine Magd und ein Knecht.

In kleineren Siedlungen stehen nur wenige Hütten zusammen, in etwas größeren Dörfern reihen sich häufig zwei oder drei Dutzend Höfe an den Kanten einer rechteckigen Freifläche.

In der Dorfmitte befinden sich bisweilen ein Wirtshaus und eine – meist lutherische – Kirche.



Die Pfarrer predigen auf Deutsch, mancherorts auch auf Polnisch oder Litauisch.

In der dünn besiedelten Region verfügt ein Bauer oft über mehr Land als seine Standesgenossen in anderen Teilen Deutschlands – dafür aber wirtschaften die Preußen unter härteren Bedingungen: Die Winter sind länger und frostiger, der Untergrund ist fast überall sandig; nur im Süden gibt es fruchtbaren Lehm Boden.

Die Landleute bauen vor allem Roggen, Gerste und Hafer an. Ein Drittel der Äcker liegt stets brach, damit sich der Boden erholen kann. In ihren Ställen halten sie Ochsen oder Pferde, mit denen sie die Äcker pflügen, dazu Hühner und bisweilen Milchkühe und Mastschweine. Der Takt der Jahreszeiten bestimmt das Leben: Im Herbst sähen die Bauern das Wintergetreide, im Frühjahr bringen sie die Sommersaat aus.

Unterbrochen wird dieser immer gleiche Ablauf nur durch Notlagen, etwa wenn Flüsse über die Ufer treten, Hagel das Korn zerschlägt, ein Brand ausbricht.

Oder wenn Krieg herrscht. Wie so oft.

Denn im 17. Jahrhundert ziehen immer wieder Soldaten durchs Land, quartieren sich bei den Bauern ein, rauben ihnen Vorräte und Geld, vergewaltigen ihre Töchter und Frauen, rekrutieren die Söhne unter Zwang.

Der Westen des Herzogtums wird in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges gleich mehrmals von schwedischen und polnischen Truppen geplündert. Den Süden trifft es 1656 besonders schwer, als während des Ersten Nordischen

Krieges ein polnisches Heer Hunderte Dörfer niederbrennt, mehr als 20 000 Einwohner erschlägt und Tausende in die Sklaverei verschleppt.

Einen „Tartareneinfall“ nennen preußische Chronisten den Feldzug, weil für Polen auch muslimische Krieger aus dem mit Warschau verbündeten Krimkhanat kämpfen. 1678 wird ein Teil Preußens von Schweden besetzt.

Die Dorfbewohner leiden oft noch Jahre nachdem die Plün-

derer abgezogen sind: Da Scheunen abgebrannt, Zugtiere geschlachtet und tüchtige junge Männer weg sind, ernten die Bauern nicht genug zum Überleben. Auf die Kriege folgen daher oft genug Hungersnöte.

DIE GESCHWÄCHTE Landbevölkerung wird anfällig für Seuchen, die meist von den Soldaten eingeschleppt worden sind. Und so zählen die Geschichtsschreiber im 17. Jahrhundert neun Pestwellen

VIELE GEISTLICHE, aber auch Gelehrte halten die Seuche für eine Strafe Gottes. Feuerrauch soll die Luft reinigen – und so vor Ansteckung schützen



in Preußen; das Herzogtum gilt Zeitgenossen als eine der ver-seuchtesten Regionen der Erde.

Ob es sich dabei stets um jene Krankheit handelt, die Me-diziner später mit dem Erreger Yersinia pestis in Verbindung bringen werden, ist unklar. Symptome und Verbreitungsmuster deuten bei manchen Ausbrüchen eher auf Pocken, Fleckfieber oder Typhus hin. In den Chroniken ist das Wort „Pest“ häufig ein Allgemein-begriff für tödliche Epidemien.



Einige der Seuchen in Preu-ßen fordern Zehntausende Opfer: Nach dem polnischen Einfall von 1656 etwa sterben 80 000 Men-schen an Pest und Hunger – mehr als dreimal so viele wie durch die Kriegsgewalt. Manche Dörfer sind noch Jahrzehnte später un-bewohnt, die Äcker verwildern.

Dieses Leid teilt die preußi-sche Landbevölkerung mit den Bauern vieler anderer Regionen in Deutschland, die ebenfalls immer wieder von Krieg, Hunger und Pest verheert werden (allein wäh-rend des Dreißigjährigen Krieges sterben wohl fünf Millionen Men-schen, das ist fast ein Drittel aller Deutschen).

Was Preußen und andere ostelbische Gebiete indessen vom Rest Deutschlands unterschei-det, ist die rechtliche Stel-lung der Landbevölkerung. In jedem Staat, jeder Region gelten unterschiedliche Regel-werke, und die Bauern sind gegenüber dem Adel fast überall benachteiligt – doch kaum irgendwo ist die Lage der meisten Landmänner so schlecht wie in Ostelbien.

In vielen Regionen Süd- und Westdeutschlands etwa bekommen die Bauern ihre Äcker in der Regel gegen Zin-sen vom Grundherrn zur Ver-fügung gestellt, meist einem Angehörigen des niederen Adels, bisweilen aber auch ei-nem Grafen, Abt oder Bischof.

Diese Zinsbauern haben sich seit dem Ende des Mittel-alters vielerorts gewisse Freiheiten erstritten (oft unterstützt von den Landesfürsten, die den örtlichen Adel schwächen wollten): Sie dür-fen ihren Pachtvertrag vererben, können nach eigenem Willen um-ziehen und heiraten.

In Ostfriesland, Teilen des Emslandes oder Tirols besitzen die meisten Bauern ihren Grund sogar selbst.

In Preußen genießen zwar auch einige Landleute diesen Sta-tus des Freibauern – nämlich die Nachfahren jener deutschen Sied-ler, die im 14. und 15. Jahrhundert vom Deutschritterorden angewor-ben worden sind. Diese Gruppe ist aber nur eine privilegierte Min-derheit und bewirtschaftet etwa ein Fünftel der Höfe.

Die meisten anderen hinge-gen leben de facto als Leibeigene auf den Gütern von adeligen Großgrundbesitzern; sie sind zwar kein Eigentum ihres Gutsherrn – aber völlig von ihm abhängig, denn er besitzt ihre Äcker, Höfe und Arbeitsgeräte. Nur mit seinem Einverständnis dürfen sie sein Land verlassen; wer flüchtet, kann mit Gewalt zurückgeholt werden. Auch wenn ein Bauernpaar heiraten will, braucht es eine Erlaubnis.

Fast alle Großgrundbe-sitzer sind Abkömmlinge alter Rittergeschlechter, die rund vier Zehntel des Ackerlandes unter sich aufgeteilt haben – samt Einwohnern. So gehören zu dem mittelgroßen Gut Reichertswalde östlich von Elbing vier Dörfer, in denen 46 Bauernfamilien leben.

Das Ackerland eines preußischen Gutes besteht aus zwei Bereichen: der vom Herrn selbst bewirtschafteten Fläche – und jenen Feldern, die die Leibeigenen auf eigene Rech-nung unter den Pflug nehmen. Für die Ackernutzung müssen sie Zin-sen zahlen und Fronarbeit leisten.

Die Bauern werden samt Frauen und Kindern zu den Diensten eingespannt. Sie haben

Auf Dach-
böden
lagern
sie die
LEICHEN

Botengänge zu erledigen, Straßen auszubessern oder Felder des Gutsherrn zu pflügen. Ihre eigenen Äcker können sie manchmal erst in der Nacht bestellen; im Mondlicht arbeiten sie dann bis zum Morgengrauen durch.

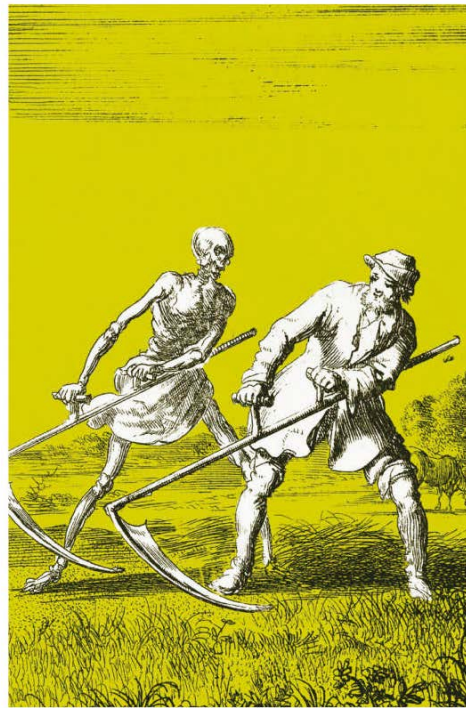
Manche Großgrundbesitzer erwirtschaften genug, um eindrucksvolle Barockschlösser zu errichten. Andere Gutsherren geraten durch die Kriegsverwüstungen unter Druck: Die Getreidepreise sinken zwischen 1660 und 1690 um 30 Prozent, weil sich die landwirtschaftliche Produktion schneller erholt als die Bevölkerungszahl – und damit als die Nachfrage. Diesen Druck geben die Herren an die Bauern weiter, fordern höhere Abgaben oder umfangreichere Frondienste ein.

Leibeigene wehren sich dagegen zuweilen mit passivem Widerstand, etwa indem sie langsam und schlampig arbeiten. Einige erreichen so eine Verringerung der Frondienste oder andere Verbesserungen, etwa eine mildere Behandlung vor Gericht.

Doch insgesamt ändert sich an ihrer Lage nicht viel: Sie bleiben den Gutsherren ausgeliefert, können umgesiedelt, vermietet, verkauft und willkürlich bestraft werden – mit Geldbußen, Peitschenhieben oder Kerker.

Diese Macht nutzen die meisten Großgrundbesitzer aber wohl nur selten. Prügelstrafen oder Einsprüche gegen Hochzeiten kommen kaum vor, Bußgelder etwas häufiger.

Wenn ein Leibeigener stirbt, setzen die Herren meist dessen Sohn oder Tochter als Nachfolger ein; obwohl ein Bauer rechtlich nicht über seinen Erben bestimmen kann, bleiben die Höfe so



KRIEGE, KRANKHEITEN, HUNGER: Künstler des 17. und 18. Jahrhunderts stellen den Tod als Allmacht dar, die niemanden verschont



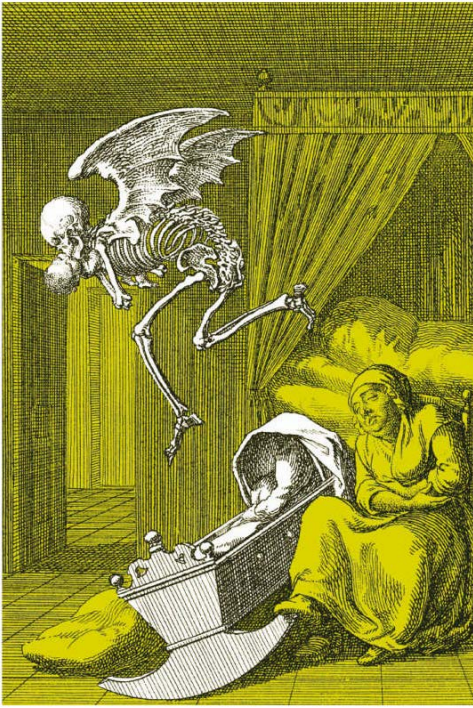
AUCH ADELIGE erliegen der Pest, allerdings weitaus seltener als Bauern: auch weil sie unter besseren hygienischen Bedingungen leben



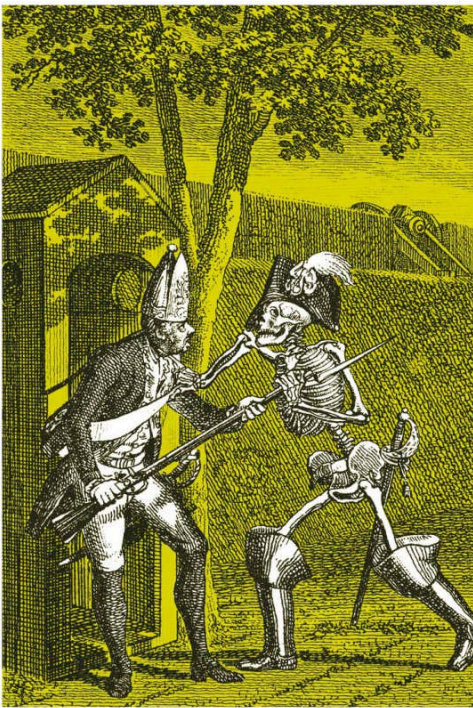
IM HUNGERWINTER 1708 grassiert nicht nur die Pest: Viele Familien infizieren sich mit Krankheiten wie Typhus oder Ruhr



FISCHVERKÄUFERIN mit Sensenmann. In Preußen veröden in der Krise Märkte, wird Nahrung knapp, steigen die Preise rasant an



DAS BABY IM ARM, macht sich der geflügelte Tod davon. Ganze Familien löscht die Pest aus – und entvölkert Hunderte preußische Dörfer



DIE MILIZ riegelt die Grenze zu Polen ab, um die von dort vordringende Seuche zu stoppen. Dennoch kommt die Pest unaufhaltsam näher

doch häufig in der Hand der Familie. Denn der Adel ist an einer funktionierenden Beziehung zu seinen Untertanen interessiert, schließlich sind sie sein Kapital.

Größter Grundbesitzer der Region ist der seit 1688 regierende Landesherr, Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg und Herzog von Preußen. Dem Adeligen gehört knapp die Hälfte des Ackerlandes. Die Erträge seiner preußischen Ländereien sind eine wichtige Einnahmequelle.

Neue Siedler schickt der Herrscher in Preußens Wildnis, wo sie kaum Frondienste leisten, dafür aber das Land kultivieren und Abgaben zahlen müssen. „Schatulldörfer“ heißen diese Ansiedlungen – weil sie die Staatskasse füllen sollen.

Rund die Hälfte seines Etats investiert Friedrich in sein stehendes Heer mit mehr als 30 000 Soldaten, das sich unter seinem Vater einen guten Ruf erkämpft und dafür gesorgt hat, dass Brandenburg-Preußen nach der Verheerung des Dreißigjährigen Krieges als Regionalmacht in Mitteleuropa wahrgenommen wurde.

Friedrich ist das nicht genug: Er will Brandenburg-Preußen in die erste Reihe der europäischen Mächte führen. Neben einem schlagkräftigen Heer ist dafür ein Rang erforderlich, der ihn auf Augenhöhe mit Ludwig XIV., Englands Wilhelm III. und Polens August II. bringt. Kurz: Der Kurfürst will zum König aufsteigen.

Im Dezember 1700 erhält er tatsächlich die Zusage vom Kaiser des römisch-deutschen Reiches (der dafür dringend benötigte militärische Unterstützung im

Kampf gegen Frankreich erhält). Und so reist der Fürst im folgenden Januar für die Krönungszeremonie mit 1800 Kutschen und Wagen von Berlin nach Königsberg.

Die Feierlichkeiten sind ein siebenwöchiges Spektakel: Der Herrscher, der sich als Monarch nun Friedrich I. nennt, lässt in Schaukämpfen Wisente und Bären aufeinanderhetzen, stellt Brunnen auf, aus denen Rot- und Weißwein plätschert, und wirft Tausende Taler in die Menge. Die Kronen, die der neue König sich selbst und seiner Gemahlin aufsetzt, sind über und über mit Diamanten und Perlen verziert.

Getrieben ist Friedrich I. von Eitelkeit – aber er protzt auch, um zu erreichen, dass ihn die anderen absolutistischen Fürsten als einen der ihren anerkennen. Daher steckt er Unsummen in sein Berliner Schloss Charlottenburg.

DOCH DIE KOSTEN überfordern die Wirtschaft seines Staates: Insgesamt verschlingt die Krönungsfeier sechs Millionen Taler, das Anderthalbfache des jährlichen Etats. Der König ist verschuldet – und dafür sollen vor allem die Bauern Preußens aufkommen: Zwischen 1700 und 1708 erhöht Friedrich deren Steuern um 65 Prozent (der Adel dagegen ist weitgehend von Abgaben befreit).

Für die Landleute bedeutet dies eine enorme Belastung. Aus zehn Körnern Saatgut ernten sie in einem normalen Jahr gut 40 – und brauchen weit mehr als die Hälfte davon für die nächste Aussaat und um ihre Familien, Gesinde und Tiere zu ernähren.

So bleibt nur wenig Überschuss, den sie verkaufen oder für schlechte Zeiten lagern können.

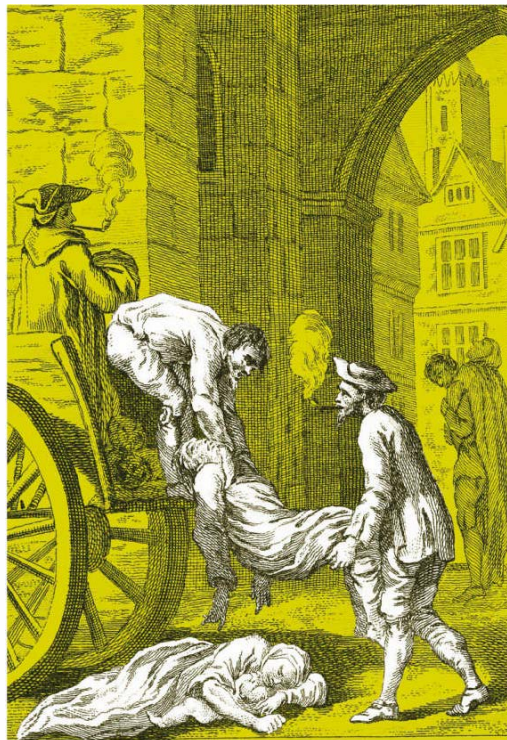
Wegen der niedrigen Getreidepreise bauen viele Landleute nebenbei Flachs an und spinnen ihn zu Garn oder haben Bienenstöcke für Honig und Wachs. Trotzdem verschulden sich manche so hoch, dass sie keinen Ausweg sehen, als nach Polen zu flüchten, wo sie sich bessere Bedingungen erhoffen. Andere können die Steuerquoten gerade noch erfüllen – solange sie eine gewöhnliche Menge Korn einbringen.

Ab 1706 fahren die Bauern jedoch drei Jahre in Folge Missernten ein: aufgrund von Frost, Trockenheit, Schädlingsbefall.

Die Steuereintreiber des Königs lassen sich von den Ausfällen nicht erweichen und dringen mit Gewalt auf die Abgaben; wer nicht zahlt, verliert sein Land oder wird eingekerkert. Selbst einst wohlhabende Freibauern müssen ihre Höfe verpfänden. Für die Leibeigenen auf den Gütern der Großgrundbesitzer bedeuten die Missernten Hunger und Elend.

Im Herbst 1708 betteln beispielsweise in der Stadt Jurgaitischen täglich knapp 100 Bauern. „Diese armen Leute bitten, ihre Not Eurer Königlichen Majestät vorzutragen, damit ihnen Brot gereicht werde“, schreibt ein Beamter an den Berliner Hof. Ob das Anliegen weitergeleitet wird, ist unklar. Jedenfalls geschieht erst einmal: nichts.

DIE PESTEPIDEMIE, die Preußen 1708 erreicht, beginnt wahrscheinlich sechs Jahre zuvor, als gerade wieder einmal ein Krieg in Nordosteuropa wütet. Zwar ist Preußen diesmal nicht direkt betroffen, doch ziehen Armeen durch das Nachbarland Polen-Litauen, das gegen Schweden kämpft. Die Seuche bricht ver-



AUCH STÄDTE verschont die Pest nicht. Über Königsberg wird schließlich eine Quarantäne verhängt, weil dort pro Woche mehr als 500 Menschen sterben

mutlich 1702 in einem Lazarett nahe Krakau aus und wird von dort nach Warschau getragen.

Der Hof in Berlin ist früh alarmiert und befiehlt schärfere Grenzkontrollen. Das Heer ist freilich nicht verfügbar: Der König hat es in seiner Geldnot an den Kaiser vermietet, der die Truppen erneut im Kampf gegen Frankreichs König Ludwig XIV. einsetzt. Daher soll im Sommer 1708 die unzuverlässige Miliz die Grenze schließen – und scheitert.

In Bialutten, dem ersten infizierten Dorf Preußens, sterben von Ende August bis Ende September fast alle Bewohner. Der Ort wird mit einem Palisadenwall umstellt und abgeriegelt, doch einige Erkrankte sind schon vorher geflüchtet und tragen die Seuche in die umliegenden Dörfer. Aus dem Norden des Landes kommen im Herbst 1708 ebenfalls erste Berichte über Pesttote.

Dann wird die Ausbreitung der Epidemie verzögert, denn der

Winter bricht herein, und er ist in diesem Jahr extrem kalt. Bis Mai können keine Schiffe Königsberg erreichen, weil die Küstengewässer vereist sind. Der Handel bricht ein – und die Seuche wird nicht verbreitet. Flöhe, die die Pest meistens übertragen, verhalten sich bei Kälte zudem träge und beißen selten.

Dennoch ist die Not vieler Bauern groß. Vor allem im Nordosten sitzt die Landbevölkerung in unbeheizten Stuben und hungert. „Die meisten haben in vier bis sechs Wochen keinen Bissen Brot geschmeckt, nichts Gesalzenes gegessen, weil kein Schilling vorhanden“, berichtet ein Pfarrer Anfang 1709 aus der Gegend. Die „blutarmen Leute“ seien von den Steuereintreibern auf „tartarische“ Weise ausgepresst worden.

Vielleicht verzehren die Hungernden schon damals ein Gemisch aus Erlenknospen, Leinenspreu und Treber, einem Abfallprodukt vom Bierbrauen. Ein Jahr später jedenfalls wird ein Arzt von dieser Ersatznahrung berichten, die „kaum Hunde oder Schweine fressen wollen“. Der Frost verschärft die Not, denn er vernichtet die Wintersaat fast vollständig. Bäche und Flüsse frieren ein, die Mühlen stehen still.

In diesem Hungerwinter erkranken im Nordosten Preußens zahlreiche Bauernfamilien an Ruhr und Typhus. Die Menschen können die Toten nicht begraben, weil der Boden metertief eingefroren ist. Die Leichen werden auf Dachböden gelagert.

Als das Tauwetter beginnt, ankern Schiffe im Königsberger Hafen – und die Pest kehrt zurück. Händler verbreiten die Seuche, Flöhe werden munter und fallen über die Bevölkerung her.

Im Sommer 1709 erfasst die Epidemie fast ganz Preußen.

Viele Gelehrte halten die Pest für eine Strafe Gottes. Gleichwohl sollen die Menschen die weltlichen Ursachen der Seuche bekämpfen – es wäre eine Sünde, meinen die Theologen, dies zu unterlassen. So beauftragt der König hochrangige Beamte, ein „Pestreglement“ zusammenzustellen.

Die Ärzte sind sich offenbar nicht einig, womit sie es zu tun haben. Manche glauben, giftige Dämpfe stiegen aus dem Boden und ließen die Menschen erkranken. Andere gehen dagegen davon aus, dass die Menschen sich gegenseitig anstecken.

Gegen die Dämpfe empfehlen Mediziner, alle Gassen, Stuben und Kirchen eines Ortes zweimal täglich auszuräuchern. Der Qualm, etwa aus Teer, Wacholder, Esche, Weihrauch und Schießpulver, soll die Luft reinigen. Menschen können sich angeblich schützen, indem sie Tabak rauchen oder ein in Essig getunktes Tuch vor die Nase binden.

Um Ansteckungen zu unterbinden, setzen die Ärzte auf Quarantäne. Ausländische Wanderkrämer und Juden gelten als Risikogruppen: Sie dürfen nur mit einwandfreien Papieren in die Dörfer und müssen in Gasthäusern außerhalb der Ortschaften übernachten. Roma-Gruppen lässt man nicht mehr in die Siedlungen ein. Verseuchte Gebäude sollen abgebrannt, Erkrankte in Pesthäusern isoliert und infizierte Dörfer abgeriegelt werden.

Jahrmärkte, Tänze und andere Menschenansammlungen sind untersagt. Nur für Gottesdienste

gilt das Verbot nicht: Täglich halten die Gemeinden Betstunden mit Buß-Psalmen ab, um den Schöpfer milde zu stimmen.

Das Massensterben aber können die Verordnungen nicht aufhalten. Denn aus Regionen jenseits der abgeriegelten Gebiete schlüpfen oft Händler durch die Sperren, um aus der Not Profit zu schlagen. Und von innen schleichen sich Erkrankte hinaus.

Die hungrigen Einwohner der südpreußischen Stadt Hohenstein durchbrechen die Quarantäne gar mit „Gewehr und Bajonett“, wie ein Beamter berichtet.

Im Nordosten Preußens fehlen sogar diese nachlässigen Sperren – weil niemand da ist, der sie durchsetzen könnte: Zu Beginn der Epidemie sind fast alle Männer der Miliz gestorben.

In der Umgebung der Stadt Jurgaitschen ist bald jeder Dorfbewohner infiziert. Leibeigene,

PESTLEICHEN
werden in ein Massengrab gekippt. Doch im besonders eisigen Winter 1708 ist der Boden so hart gefroren, dass die Überlebenden Tote lagern müssen, bis es taut

Hirten und Gärtnerweiber rafft die Plage ebenso dahin wie Freibauern und Staatsdiener.

„Meine liebe Ehegattin ist gestern gestorben mit drei Kindern“, berichtet ein Finanzbeamter aus der Stadt, „ich gehe nur noch mit meinen kleinen Würmchen herum und warte mit Furcht und Zittern auf den grausamen Pesttod.“

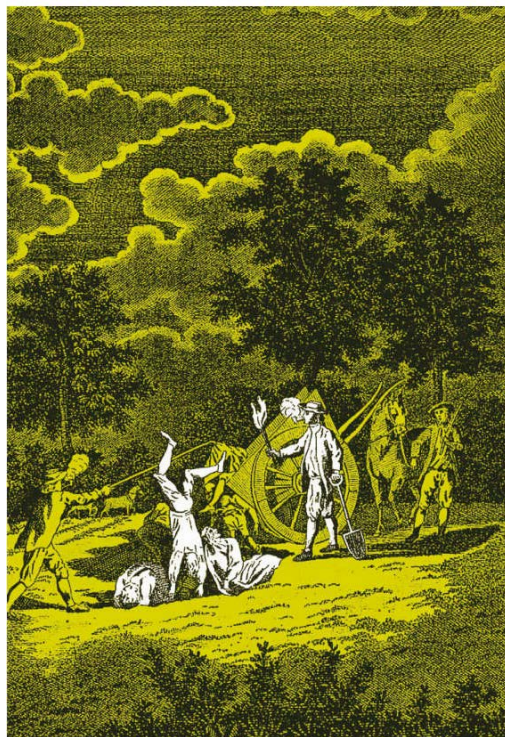
In Masuren notiert ein Pfarrer: „In manchem Dorfe haben kaum zwei oder drei Personen überkrankt.“ Einen Satz später endet der Bericht. Dann führt ihn eine andere Handschrift mit den Worten fort: „Der, der das geschrieben hat, ist an der Pest gestorben.“

Manche Beamte vor Ort erkennen, dass die Epidemie vor allem wegen der Unterernährung so tödlich ist. Mehrmals schicken sie verzweifelte Hilfsgesuche nach Königsberg und Berlin. Auf Lieferungen warten die Menschen in den betroffenen Regionen jedoch lange vergebens.

Erst als der Höhepunkt der Pest vielerorts schon vorüber ist, stellt König Friedrich 250 000 Taler bereit – etwas weniger, als die Krone seiner Gattin gekostet hat. Doch nun sind fast alle Getreidelager in Preußen leer und Ankäufe aus Polen unmöglich, weil auch dort eine Hungersnot ausgebrochen ist. Kornlieferungen aus Brandenburg wiederum scheitern an der großen Distanz und den schlechten Straßen.

So erreichen nur wenige Fuhrwerke die Gebiete, die von Hunger und Pest am schlimmsten getroffen sind – und kommen oft zu spät. Auch sind Teile des Getreides minderwertig.

Die Großgrundbesitzer sind weitaus besser genährt als die Bau-



ern, wohnen in geräumigen Zimmern und nicht in schmutzigen und überfüllten Stuben, häufig in unmittelbarer Nähe zum Vieh. Daher können sie der Seuche anfangs vermutlich besser trotzen. Und doch befällt die Pest so manches Mal auch sie.

Als ein Pfarrer ein Gut in Masuren besucht, sind Adelsfamilie und Bauern tot. Er trifft nur auf eine Gänsemagd, die Kleider und Schmuck der Herrin angezogen hat und sich im ausgestorbenen Haus als Dame aufspielt.

Um die Tausenden Leichen unter die Erde zu bringen, rekrutieren die Behörden Landstreicher und Kriminelle als „Pestkerle“.

In einem Dorf zerrt einer dieser Bestatter einen ohnmächtigen Bauern von seinem Feld auf den Friedhof und schaufelt ihm ein Grab. Als der Mann in die Grube hinabgelassen werden soll, gähnt er laut und wacht schließlich auf – der Bestatter bringt ihn daraufhin nach Hause.

Andere Pestkerle aber sollen Menschen lebendig begraben haben, um Prämien zu kassieren.

Vielerorts findet sich noch nicht einmal jemand für diese riskante Aufgabe. Bauern eines Dorfes in der Nähe von Königsberg ziehen die Leichname eines Kindes und eines Mannes mit Bootshaken aus einem Haus und legen sie auf den Misthaufen – hungrige Schweine machen sich über die Körper her. Woanders scharren Hunde Tote aus, reißen Körperteile ab und laufen mit ihnen durch die Gegend.

Weil streunende Hunde zudem verdächtigt werden, in ihrem Fell giftige Dämpfe herumzutragen, gehen die Behörden gegen sie vor. Ein Beamter zahlt seinem Knecht Schießpulver und lobt für



DIE PEST-HÄUSER dienen nicht nur zur Behandlung – sie sollen auch Infizierte von den Gesunden fernhalten. Erst im Herbst 1710 klingt die Seuche in Preußen allmählich ab

jedes tote Tier eine Abschussprämie von drei Groschen aus.

Manche abgelegenen Dörfer sterben leise aus. Dort kümmert sich niemand mehr um Leichen oder Hunde. Ein Pfarrer, der mit einem Knecht durch diese Geisterdörfer wandert, berichtet von reifen Früchten, die verfaulen, weil sie niemand gepflückt hat, vom Vieh, das herrenlos auf der Feldern herumläuft, vom Getreide, das ungeerntet auf dem Acker steht, und von den toten Körpern, die unbeerdigt in zahlreichen Häusern liegen.

Ein Geschichtsschreiber aus dem Ort Johannisburg notiert, dass der Marktplatz der Stadt mit Gras eingewachsen sei, weil dort monatelang niemand Handel getrieben habe.

Angesichts der apokalyptischen Zustände verlieren die Überlebenden ihr Vertrauen in Medizin und Kirche. Die Landbevölkerung verjagt die Ärzte und verweigert die Therapien und Medikamente, die sie verordnen:

Wacholderpulver, Schwitzkuren, Safranpflaster und Abführmittel aus alter Butter.

Manche Bauern besinnen sich auf Bräuche aus der Zeit vor der Christianisierung: An die Fensterrahmen spinnen sie Garne, die das „weiße Gespenst“ aufhalten sollen, sie graben Tote aus und schlagen ihnen in Zeremonien mit Spaten die Köpfe ab.

Die Pfarrer verlesen in den Dorfkirchen, dass Anhänger dieser heidnischen Praktiken gehängt und nach dem Tod wie Selbstmörder behandelt würden – ob die Drohung etwas verändert, ist nicht überliefert.

Andere Menschen suchen sich Schwächere als Sündenböcke. Der Verwalter eines königlichen Gutes etwa lässt eine offenbar verwirrte alte Frau gefangen nehmen, die sich um Pestkranke gekümmert hat. Sie wird lebendig in einen Sarg gesperrt und von drei Männern mit vier Salven totgeschossen, wie der örtliche Pfarrer berichtet.

In Teilen Preußens bricht die Verwaltung zusammen, weil Beamte gestorben und geflüchtet

sind. Auch die Großgrundbesitzer können die Ordnung nicht aufrechterhalten. So machen sich Räuber über Vieh und Ersparnisse der Toten und Erkrankten her.

DER RAT von Königsberg flüchtet ebenfalls, als sich im Herbst 1709 die Pesthäuser und Friedhöfe der Stadt füllen. Ab Ende September sterben in der 40 000-Einwohner-Stadt jede Woche mehr als 500 Menschen.

Am 14. November wird Königsberg ohne Vorwarnung von der Miliz eingeschlossen und unter Quarantäne gestellt. Brot soll die Bevölkerung fortan außerhalb der Stadtmauern kaufen: Vor dem Roßgärter Tor entsteht ein Markt direkt neben den Hinrichtungsstätten, wo vier aufs Rad geflochtene Leichen verwesen und drei Tote an Stricken baumeln.

Auf den Märkten schieben Milizionäre die Waren auf langen Holzplanken von den Händlern zu den Kunden, um ja keinen zu berühren. Dafür verlangen die Wachen eine Art Makleranteil, der die überhöhten Preise nur noch weiter steigen lässt. Wer sich beschwert, wird verprügelt.

Die Blockade verschlimmert Hunger und Not in Königsberg, die erhoffte Wirkung aber hat sie nicht: Viele Wachleute stecken sich an und verbreiten die Seuche im Umland.

Von Königsberg und dem 120 Kilometer weiter westlich gelegenen Danzig aus bringen Schiffe die Pest nach und nach in viele Hafenstädte: Riga, Stockholm und Kopenhagen sind ebenso betroffen wie Stralsund, Stettin und die Küsten Schleswigs und Holsteins. Auch in Hamburg und Bremen grassiert die Seuche. Auf dem Landweg wird die Pest aus

Polen über Böhmen nach Wien getragen, von dort die Donau hinab nach Ungarn und hinauf nach Regensburg.

In Berlin trifft König Friedrich 1709 Vorkehrungen. Außerhalb der Mauern seiner Hauptstadt lässt der Monarch ein Pesthaus nach Mailänder Vorbild errichten, in dem Erkrankte isoliert und behandelt werden können, falls die Seuche die Stadt erreichen sollte. Brandenburgs Grenzen zu den Nachbarländern Pommern und Polen werden abgeriegelt.

Vielleicht ist es ein Kurier, vielleicht ein Händler, Flüchtling oder Soldat: Irgendjemand jedenfalls trägt die Seuche im Sommer 1710 dennoch auch ins Stammland des Königs.

In der Stadt Prenzlau, gut 100 Kilometer nördlich von Berlin, werden im August die ersten Pestkranken gemeldet. Eilig lässt die Regierung die Tore der Hauptstadt schließen – offenbar früh genug: In Berlin erkrankt niemand, und das vom König erbaute Pesthaus bleibt leer.

Auch sonst kommt es in Brandenburg, wie auch in anderen deutschen Ländern sowie in Dänemark und Schweden, nicht zur Massenepidemie – wohl weil die Menschen mehr Brot haben und Behörden die Quarantänen besser durchsetzen als in den entlegenen Regionen Preußens.

Dort wüten Seuche und Hunger zwei Jahre lang fast ununterbrochen: Ruhr und Fleckfieber lösen die Pest im Winter wohl ab.

Erst im Herbst 1710 sinken die Totenzahlen. Im

LITERATURTIPPS

ANDREAS KOSSERT

»Ostpreußen«

Guter Überblick zur Geschichte der Region (Pantheon).

WILHELM SAHM

»Geschichte der Pest in Ostpreußen«

Über 100 Jahre alt, aber nach wie vor Standardwerk (digitalisiert/antiquarisch).

IN KÜRZE

Im frühen 18. Jahrhundert sucht die Pest nahezu den gesamten Ostseeraum heim – in Preußen aber wird sie zu einer Massenepidemie, die 1709 ihren Höhepunkt erreicht. Besonders Bauern, die wegen hoher Abgaben Hunger leiden, sind nicht in der Lage, sich des Erregers zu erwehren. Die Regierung in Berlin riegelt das betroffene Gebiet zwar ab, schickt jedoch kaum Hilfe. Und so sterben binnen zwei Jahren rund 200 000 Menschen – ein Drittel der Bevölkerung.

Nordosten Preußens sind da bereits Hunderte Dörfer entvölkert, ein Viertel der Einwohner Königsbergs ist tot.

Im ganzen Land sterben in den Pestjahren mehr als 200 000 Menschen – rund ein Drittel der Einwohner.

Litauen und die baltischen Regionen Liv- und Estland verlieren prozentual sogar noch mehr Einwohner; dort aber herrscht Krieg, und es ist unklar, wie viele Menschen geflüchtet und durch Gewalt gestorben sind.

Für die Innenpolitik Brandenburg-Preußens wird die Katastrophe auf lange Sicht zum Wendepunkt. Nach dem Tod König Friedrichs im Jahr 1713 lässt sein Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm I. staatliche Kornspeicher für Notfälle errichten und senkt die Steuern für Kleinbauern.

Für die entvölkerten Landstriche wirbt der neue Monarch Tausende Siedler an, meist Glaubensflüchtlinge aus der Schweiz, England und den Niederlanden, Hessen, Magdeburg und der Pfalz. Die größte Gruppe sind 20 000 Protestanten aus der Nähe von Salzburg.

Das Pesthaus im Nordwesten Berlins funktioniert Friedrich Wilhelm zu einem Medizininstitut für angehende Chirurgen der preußischen Armee und schließlich zu einem Krankenhaus für Berlins Bürger um.

Am 27. Januar 1727 notiert er: »Es soll dies Haus die Charité heißen.«

„Nächstenliebe“: Diesen Namen trägt das Berliner Universitätsklinikum bis heute. ◇

1688-1740

Friedrich Wilhelm I.





DER SOLDA TENKÖ NIG

TEXT: *Oliver Fischer*

FRIEDRICH WILHELM I. in Feldherrnpose – doch er wird in seiner 27 Jahre währenden Herrschaft nur einmal in einen großen Krieg ziehen

Er ist ein Grobian und Choleriker, ein Säufer und Vielfraß, ein Militarist und unkultivierter Geizhals. Doch zugleich ist der Preuße Friedrich Wilhelm I. ein kluger Reformer, der die Wirtschaft fördert, die Staatsfinanzen saniert, die Korruption in der Verwaltung eindämmt – und so die Grundlage schafft für den Aufstieg seines Landes zur europäischen Großmacht

Ein unerträglicher Junge. Schlägt dem Lehrer auf den Kopf, wenn der es wagt, ihn nachsitzen zu lassen. Steigt auf einen Fenstersims des Schlosses, als wolle er sich hinabstürzen – weil die Gouvernante ihm eine Strafe angekündigt hat. Einmal droht er seinen Erziehern: „Wenn ich groß bin, werde ich ihnen allen den Kopf abhauen lassen.“ Mancher am Hofe, so heißt es, würde lieber auf einer Galeere dienen als dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm von Hohenzollern, dem Erben Brandenburg-Preußens.

Ein kräftiger Junge, auch seinen Eltern gegenüber in ständiger Opposition. Er verachtet das Prunkleben seines Vaters, des Kurfürsten (und ab 1701 Königs) Friedrich, an dessen Residenzen Festmahle, Ballette und Opern in steter Folge wechseln. Ein Schlafröckchen aus Goldstoff, das ihm Zofen überstreifen wollen, wirft er ins Kaminfeuer.

Auch die Mutter Sophie Charlotte, eine belesene Frau, fasziniert von den Ideen der Aufklärung, findet kaum Zugang zu ihm. Täglich lässt sie ihn zu sich kommen, um mit ihm staatsphilosophische Literatur zu lesen, doch der Sohn interessiert sich nur für eine Frage: Wann darf ein Fürst Krieg führen?

Denn nichts begeistert ihn mehr als die Welt der Soldaten, das Stampfen ihrer Stiefel im Gleichschritt. Er schmirt sein Gesicht mit Fett ein und legt sich in die Sonne – um braun zu werden wie ein Krieger nach einem lan-

gen Feldzug. Spaziert er durch den Schlosspark, überprüft er, ob die Wachsoldaten ihre Uniformen richtig geknöpft und ihre Waffen gereinigt haben.

Als er mit neun Jahren erfährt, dass Brandenburg-Preußen wegen der verschwenderischen Hofhaltung seines Vaters hoch verschuldet ist und die Armee zeitweise verkleinern muss, ist das ein Schlag für ihn: Hat er nicht selbst bereits Offiziere darüber belehrt, dass das Militär „die Basis des Staates“ sei? Mit zehn beginnt er, Buch zu führen über sein Taschengeld – als könne er so den Staatshaushalt ausgleichen.

Sparsamkeit und Pedanterie gehören zu diesem seltsamen Jungen bald genauso wie seine Launen und Wutanfälle. Schon früh reist er in die Niederlande und ist beeindruckt vom Fleiß der Kaufleute dort, die im Überseehandel ein Vermögen verdienen und doch, aus Bescheidenheit und Gottesfurcht, in schlicht ausgestatteten Häusern leben.

Friedrich Wilhelm folgt, ebenso wie seine Vorfahren, dem Calvinismus – einer besonders rigorosen Form des Protestantismus, die lehrt, dass derjenige in Gottes Gnade steht, der hart und erfolgreich arbeitet. Doch anders als der Vater nimmt der Sohn den Glauben auch in Bezug auf Bescheidenheit und Pflichterfüllung ausgesprochen ernst.

Der Prinz lebt diesen Glauben, wie es für ihn typisch ist: ungestüm und gewaltsam. Faulheit hält er für eine Sünde,

die er bekämpfen muss. In Berlin wird er später Untertanen verprügeln, die an Straßenecken herumlungern.

Zugleich formt sich in ihm die Überzeugung, dass Gott ihn persönlich auserwählt hat zum Regenten Brandenburg-Preußens – jener weit gestreuten, nicht zusammenhängenden Gebiete zwischen Memel und Niederrhein, die man bald nur noch „Preußen“ nennt.

Tatsächlich wird das schwierige, launische Kind zu einem der bedeutendsten deutschen Herrscher heranwachsen – und zu einem der eigenwilligsten. Historiker werden ihn später häufig auf die Rolle des ganz aufs Militär fixierten Soldatenkönigs reduzieren – doch Friedrich Wilhelms Persönlichkeit ist mehrdimensionaler, schillernder, und so ist auch sein Handeln oft vielfältiger, in der Politik wie im Privaten.

In vierfacher Hinsicht wird er die deutsche Geschichte des 18. Jahrhunderts zutiefst prägen:

- als König, der radikal mit Traditionen barocken Herrschertums bricht;
- als Schöpfer einer der mächtigsten Armeen der Zeit;
- als Neuerer, der Preußen zu einem der modernsten Staaten Europas macht;
- als hartherziger Vater, dessen Grausamkeit den Charakter seines Sohnes formt – und ihm zugleich die Instrumente in die Hand gibt, Preußen zur Großmacht zu schmieden: jenem Friedrich, der als einziger deutscher König

FRIEDRICH I., der Vater des Soldatenkönigs, hat sich 1701 selbst zum preußischen Monarchen gekrönt

der Neuzeit den Beinamen „der Große“ tragen wird.

Friedrich Wilhelm I. ist ein Mann der Widersprüche, zerrissen von Stimmungsschwankungen: ein impulsiver Wüterich, der umsichtig Reformen einleitet; ein frommer Christ, der rücksichtslos Menschen quält. Und ein Soldatenkönig, der den Krieg scheut.

I.

DER PRUNKVERÄCHTER

Wie Friedrich Wilhelm
mit der Pracht und Verschwendung
des Barock bricht

Berlin, Stadtschloss, 25. Februar 1713. Der Leichnam seines Vaters ist noch nicht erkaltet, da eilt Friedrich Wilhelm schon aus dem Sterbezimmer und lässt sich eine Aufstellung über den Hofetat des prunksüchtigen Vorgängers bringen.

Der neue König nimmt die Liste – und durchkreuzt sie symbolisch mit einem Federstrich. Jeder im Schloss begreift: Ein Umbruch steht bevor.

In den folgenden Tagen zieht sich Friedrich Wilhelm in sein Lieblingsschloss Wusterhausen südöstlich von Berlin zurück, ein düsteres Anwesen, auf dessen Hof mehrere mit Stricken angebundene Bären wachen. Dort geht der König alle Etatposten durch und kürzt sie zusammen: Fort mit dem Chocolatier! Fort mit den Kastratensängern, den





FRIEDRICH WILHELMS Ehefrau Sophie Dorothea leidet unter der Grobheit und dem Jähzorn ihres Gatten. Doch immerhin ist er ihr treu: Entgegen den Sitten der Zeit hat Preußens Herrscher keine Mätressen

Komponisten, Cellisten – und auch mit dem Oberzeremonienmeister, der den Hohenzollern seit mehr als 30 Jahren dient! Zwei Dritteln aller Hofangestellten kündigt Friedrich Wilhelm, kürzt die Gehälter der übrigen um 75 Prozent.

Von den 24 Schlössern seines Vaters verkauft oder verpachtet er 18, lässt Luxusgüter wie Goldgeschirr und seltene Weine versteigern. Selbst die beiden Löwen aus dem königlichen Tiergehege müssen gehen; er schenkt sie einem entfernten Verwandten, dem sächsischen Kurfürsten Friedrich August, der für solch exotische Preziosen mehr Sinn hat.

Binnen weniger Tage reduziert er die Staatsausgaben um mehr als eine Million Taler, das ist gut ein Drittel des Etats. Doch es geht ihm um weitaus mehr als nur ums Sparen. Dies ist eine royale Revolution: ein Bruch mit dem Lebensstil seines Vaters.

Friedrich Wilhelm verzichtet damit nicht nur auf persönlichen Luxus – daran ist ihm ohnehin nicht viel gelegen –, sondern auch auf ein etabliertes System von Ritualen, um seine Macht zur Schau zu stellen. Denn die üppigen Feste, die Europas Herrscher feiern, die gewaltigen Schlösser, die sie bauen, ihre Krönungen, Hochzeiten, selbst die Begräbnisse dienen javor allem einem Zweck: die Größe und Überlegenheit ihrer jeweiligen Dynastien den Untertanen und Nachbarfürsten vorzuführen.

Preußens neuer König lehnt all das ab – aus Abneigung, calvinistischer Demut und Knauserigkeit. Selbst die Krönungszeremonie, für die sein Vater 1701 noch mehr als den gesamten Jahresetat ausgegeben hat, schafft er ab.

In seinen Gemächern im Berliner Schloss sind die Wände nicht mit Seidendamast bespannt, sondern mit Kalk getüncht. Statt der Seidenröcke und

Kniehosen, die in Paris Mode sind, zieht er gern eine blaue Militäruniform an. Er verabscheut die üblichen langen Lockenperücken, trägt stattdessen ein schlichtes Exemplar mit Zopf. Und fast nie sieht man ihn auf Empfängen oder Konzerten – der Herrscher verbringt seine Abende lieber in einer Männerrunde, die einer Versammlung von Wirtshauszechern gleicht: dem Tabakskollegium.

Jeden Wochentag trifft sich nachmittags diese Runde, zu der die wichtigsten Mitarbeiter des Königs gehören: Der Kriegsminister ist dabei – der weltgewandte Friedrich Wilhelm von Grumbkow, der die Wutanfälle des Monarchen geduldig erträgt und ihn, sobald er sich beruhigt hat, zumindest ein wenig lenken kann. Der Generalfeldmarschall Leopold von Anhalt-Dessau, ein enger Freund und Ratgeber des Monarchen, mit dem der König eine große Militärreform plant. Häufig ist auch der Botschafter des Kaisers zu Gast, Friedrich Heinrich Graf von Seckendorff, ein hochbegabter Intrigant, der geschickt die Interessen des Wiener Hofes vertritt. Und der Schriftsteller David Fassmann, ein Verfasser spöttischer Satiren.

Hinzu gesellen sich weitere Diplomaten und hohe Beamte, manchmal auch durchreisende Abenteurer, von denen sich die Runde Unterhaltung verspricht. Insgesamt versammeln sich meist rund zehn Mann. Die Gäste sitzen auf Holzbänken an einem Tisch, saugen an langen, holländischen Pfeifen.

In Deckelbechern schäumt Bier, das sie sich selbst aus einer hohen Silberkanne zapfen. Diener sind nicht anwesend, denn hier soll es so unzeremoniell wie möglich zugehen. Daher ist es auch nicht üblich, sich zu erheben, wenn der König den Raum betritt.

Der Ton ist derb. Die Männer eifern sich stundenlang über die neuesten Zeitungsberichte, prahlen mit ihren Erfolgen auf der Jagd, reißen Zoten. Manchmal gehen Gäste mit Fäusten aufeinander los; in einem Streit der Betrunkenen über theologische Fragen etwa schlägt der Autor Fassmann einem Gelehrten so heftig ins Gesicht, dass der fast auf den König fällt.

Friedrich Wilhelm heizt mit seinem sadistischen Humor die Stimmung weiter an. Fast jeden Abend verhöhnt er Jacob Paul Gundling, einen Professor und Historiker und damit Angehörigen einer Gruppe, die er „Tintenkleckser und Schmierer“ nennt. Er zwingt ihn, einen aus der Mode gekommenen Hut mit weißen Straußenfedern zu tragen, der dem entlassenen Oberzeremonienmeister gehörte. Lässt ihm Abfuhrmittel einflößen und ihn dann die Nacht über in eine Zelle sperren. In einem Winter in Wusterhausen befiehlt er, den dicken Mann als Eisbrecher so lange an Seilen in den zugefrorenen Schlossgraben hinabzulassen, bis die Schollen bersten.

Gundlingerträgt die Herabwürdigungen, weil der König ihm verschiedene Ämter verleiht und eine Wohnung im Potsdamer Schloss überlässt. Doch die Demütigungen machen ihn alkoholabhängig. Als er 1731 stirbt, ordnet Friedrich Wilhelm eine letzte Verabberung an und lässt ihn trotz Protesten der Pfarrer in einem Weinfass begraben.

Das sind die Vergnügungen, die der Herrscher liebt – und andere gibt es in seiner Hauptstadt kaum noch. Berlin, bisvor Kurzem Sitz eines der prachtvollsten Höfe Europas, beginnt unter dem knauserigen Monarchen zu veröden. Die Wirtshäuser schließen auf allerhöchsten Befehl um 21 Uhr; Künstler verlassen die Stadt, da der neue Regent fast nie

Aufträge vergibt. Andreas Schlüter etwa, der hochbegabte Bildhauer und Architekt am Berliner Stadtschloss, siedelt nach Sankt Petersburg über.

Die von seinem Vater gegründete „Societät der Wissenschaften“ verspottet der König und stellt ihr Aufgaben wie: Sie möge die Ursache des Sprudels im Champagner erforschen.

Denn Geist und Kunst zählen nichts in Friedrich Wilhelms neuem Preußen. Wer von ihm respektiert werden will, der muss Degen, Stiefel und Uniform tragen.

II. DER SOLDATENKÖNIG

Auf welche Weise der
Monarch die Fundamente für die
preußische Militärmacht legt

Nichts macht Preußens Herrscher mehr Freude, als seinen Kriegern beim Exerzieren zuzusehen. In den Schlössern von Berlin und Potsdam lässt er seine Privatgemächer so legen, dass er von den Fenstern aus auf die Paradeplätze blicken kann. Da steht er dann und beobachtet, wie die Infanteristen aufziehen und Offiziere in kurzem Takt ihre Kommandos brüllen. Und wenn die Soldaten so präzise marschieren, dass nur ein einziger Tritt zu hören ist oder das Feuer aus Hunderten Flinten wie ein einziger Schuss klingt, ist Friedrich Wilhelm ein glücklicher Mann.

Diese perfekt eingespielte Militärmaschinerie ist sein Werk. Mit ihr erfüllt er sich seine Träume vom Soldatenleben, befriedigt seinen fanatischen Sinn für Ordnung – und schafft sich zugleich ein Instrument für sein wichtigstes politisches Ziel: den Aufstieg seines Landes zu einer souveränen Macht, die unab-

hängig von anderen Staaten und dem Kaiser außenpolitisch agieren kann.

Bevor er die Regierung übernommen hat, betrachteten Europas Fürsten die Hohenzollern nicht gerade voller Respekt. Zwar hatte man als Verbündeter gern ihre (zahlenmäßig starke) Armee an seiner Seite. Doch es handelte sich letztlich um eine Ansammlung von Söldnern, die fremde Herrscher für ihre Feldzüge anmieten konnten. Berlin erhielt dafür Geld – aber kaum Anteil an erobertem Land und anderer Beute. Denn es galt den Partnern nicht als ein Alliiertes auf Augenhöhe.

Doch Friedrich Wilhelm will nicht mehr nur als *roi mercenaire* gelten, als Söldnerkönig – sondern Oberbefehlshaber einer furchterregenden Streitmacht sein. Und das möglichst schnell!

Schon Wochen nach der Thronbesteigung beginnt er die Truppenstärke zu vergrößern. Er schickt Offiziere durch Dörfer und Kleinstädte, die nach kräftigen Bauernburschen und Handwerksgelesen suchen – und sie oft mit Gewalt in die Armee zwingen.

Sie halten Postkutschen an, dringen selbst in Kirchen ein und führen während des Abendmahls junge Männer ab. In Panik läuten Dorfbewohner Sturm, wenn die Rekrutierungskommandos anrücken, viele Untertanen fliehen vor der Menschenjagd ins Ausland.

Besonders haben es die Werber abgesehen auf Männer von mindestens sechs Fuß Länge: 1,88 Meter. Für die derart groß gewachsenen Krieger hat der Monarch eine schwer zu erklärende Vorliebe. Wie kostbare Puppen lässt er sie sich aus ganz Europa bringen, aus Irland, Ungarn, der Ukraine. Dem russischen Zaren Peter dem Großen überlässt er 1716 das „Bernsteinzimmer“, die kostbare Innenausstattung für ein Kabinett

im Berliner Schloss – und erhält dafür 55 hünenhafte Krieger.

Diese Soldaten, „Lange Kerls“ genannt, fasst Friedrich Wilhelm in seinem Leibregiment zusammen. Ihnen gegenüber ist der sonst so schroffe König außerordentlich zugewandt. Sind sie krank, schickt er zuweilen seinen Leibarzt; stirbt einer, erscheint er zur Beerdigung und gibt den Befehl zum Salut-schießen am offenen Grab. Um die Krieger immer vor Augen zu haben, lässt er von einigen Porträts malen und hängt sie in den Gängen seiner Schlösser auf.

Schon als Kronprinz hatte Friedrich Wilhelm auf Reformen des Militärs gedrängt und ihm unterstellte Einheiten zu Mustertruppen umgeformt. Nun will er die ganze Armee radikal erneuern.

Schluss damit, dass sich Uniformen, Waffen und Kommandoworte oft von Regiment zu Regiment unterscheiden. Der König hasst solche Unordnung und legt fest: Fortan soll jeder preußische Soldat die gleichen Bajonette und Degen nutzen, Befehlen nach einheitlichem Muster folgen. So vermeidet er Verwirrung im Manöver und auf dem Schlachtfeld – und spart zugleich Geld, denn in großer Zahl lässt sich Militärausrüstung günstiger produzieren.

Bei solchen Neuerungen unterstützt ihn Leopold von Anhalt-Dessau, der Dauergast im Tabakskollegium und kampferprobte Feldherr.

Leopold, ein ständig fluchender Mann, ähnelt dem König im Charakter. Schon als Jugendlicher hat er Schriften über die Kriegskunst anderer europäischer Armeen gelesen – und später im Spanischen Erbfolgekrieg für Preußen an der Seite der Niederländer gekämpft und deren hervorragend organisierte Streitmacht genau studiert.

DER ERBE: Mit der vom Vater aufgebauten Armee formt Friedrich II. Preußen zur gefürchteten Großmacht

Mit diesem Wissen hilft er nun dem königlichen Freund. Von den Niederländern übernimmt Leopold die wichtigste Neuerung: einen unerbittlichen Drill. Immer wieder üben die Offiziere mit den Soldaten mehrere Dutzend vorgeschriebene Handgriffe, die ausgeführt werden müssen, um die Gewehre synchron abzufeuern, dann nachzuladen und wieder abzufeuern. Das Marschieren im Gleichschritt lassen die Vorgesetzten so lange trainieren, bis die Männer wie Maschinen laufen.

Überdies führt Leopold das Pelotonfeuern ein, Jahrzehnte zuvor von schwedischen Strategen erfunden. Dabei schießen die acht Unterabteilungen eines Bataillons, die Pelotons, beim Vorücken unablässig – und zwar zunächst das erste Peloton ganz links, dann das achte rechts außen, darauf das zweite und das siebte weiter innen, immer so weiter, bis die Mitte erreicht ist.

Ein perfekt choreografiertes Feuerwerk – und genau die Art von Ästhetik, die den König entzückt. Wenn er zweimal im Jahr seine Armee bei den großen Heerschauen vor zahlreichen Zuschauern vorführt, kommandiert er das Pelotonfeuern oft selbst. Und lässt dann die einzelnen Abteilungen in einer Geschwindigkeit schießen, „als wären sie Klaviere, auf welchen er spielte“, wie ein Beobachter notiert.

Daneben hat die neue Schießtechnik aber auch praktischen Nutzen: Die Truppen können den Feind auf diese Weise trotz einer Ladepause der Flinten von mindestens einer halben Minute ununterbrochen unter Feuer nehmen.

Derart komplexe Kampffarten verstehen nur Soldaten, die ständig exerzieren. Der Monarch löst daher die alten Landmilizen auf. Denn was soll er mit diesen schlecht ausgebildeten Haufen



WENN ES UM DIE »LANGEN KERLS« seiner Leibgarde geht, verliert der sonst so geizige Friedrich Wilhelm jedes Maß. Für diesen russischen Hünen und 54 Kameraden überlässt er dem Zaren das »Bernsteinzimmer«



aus Handwerkern und Bauern, die nur im Kriegsfall eingezogen werden? Nach der Abschaffung dieser Laientruppen hat Preußen ein stehendes Heer, das auch in Friedenszeiten einsatzbereit ist.

Der König will Ruhe im Land und ist selbstkritisch genug, Missstände zu beseitigen, die er selbst geschaffen hat. 1733 beendet er die Zwangswerbungen, die immer wieder Panik bei den Untertanen ausgelöst haben – und führt stattdessen ein neuartiges Verfahren ein, das einer allgemeinen Wehrpflicht ähnelt.

Er legt fest, dass im Prinzip jeder erwachsene Mann Armeedienst leisten muss. Anders als zuvor dauert die Grundausbildung fortan meist nur knapp ein Jahr; anschließend dürfen die Männer die Streitkräfte verlassen, treten als Reservisten noch zwei bis drei Monate jährlich zu Auffrischungsübungen an (tatsächlich verzichtet die Armee darauf, Pfarrerssöhne, Regierungsbeamte, Bauern mit eigenem Hof sowie alle unter 1,69 Meter einzuziehen, und so muss nur rund ein Siebtel aller Männer antreten).

Im Laufe der Jahre verdoppelt sich die ohnehin große preußische Streitkraft: von anfangs knapp 40 000 auf über 80 000 Soldaten. Nur die Heere Frankreichs, Russlands und Österreichs sind größer. Aus dem Hohenzollernstaat ist eine respektierte Macht geworden.

Doch Friedrich Wilhelm setzt die Kämpfer fast nie ein. Denn die Armee ist sein Kunstwerk – und das liebt er viel zu sehr, um es in einer Schlacht zu opfern. Zudem erscheinen ihm Kriege viel zu teuer. Nur einmal, ganz am Anfang seiner Regierungszeit, wagt er einen Feldzug: 1715 kämpfen seine Männer gemeinsam mit Sachsen und Dänen gegen die Schweden und erbeuten von ihnen Stralsund und Rügen. Im Friedensvertrag bekommt Friedrich Wil-

helm später Stettin und den Süden Vorpommerns zugesprochen.

Es ist der einzige große Kriegseinsatz seiner Armee. Die Regierungszeit des Soldatenkönigs ist für Preußen weitgehend eine Ära des Friedens. Denn die Streitmacht ist so groß, dass sie andere Fürsten davon abhält, mit ihrem Heer einfach durch preußisches Territorium zu ziehen – wie es Friedrich Wilhelms Vater noch hatte hinnehmen müssen.

III.

DER RASTLOSE REFORMER

Mit welchen Mitteln Friedrich Wilhelm aus dem korrupten Preußen einen effizienten Staat macht

Wenn das Militär nur des Königs einzige Sorge wäre – doch er hat ja auch noch einen Zwei-Millionen-Einwohner-Staat zu regieren. Schon beim ersten Morgenlicht lässt er sich beim Ankleiden von Sekretären die Vorlagen vortragen, bekritzelt sie in einem oft wüsten Ton. Schreibt in seinem merkwürdigen Deutsch (denn am Hof wird meist Französisch gesprochen): „Ist ein Narre, soll mir im arß lequen.“ Droht trägen Beamten: „Wofern das und das nicht geschieht, so werde ich es scharf ansehen.“ Ermahnt seine Minister: „Wir sie dafür bezahlen, dass sie arbeiten sollen.“

Dutzende Schriftstücke bearbeitet er jeden Morgen. Und überall sieht er veraltete Strukturen, schwerfällige Abläufe. Kurzum: ein von Ineffizienz gelähmtes Land.

Weshalb zum Beispiel stehen an der Spitze der Finanzverwaltung zwei Ämter, die auch noch ständig im Streit miteinander liegen? 1723 schafft er sie ab und gründet als neue oberste Behörde das Generaldirektorium, das sich um die

Erhebung der Steuern, Post und Verkehr, die Erträge der königlichen Güter, aber auch um Kriegsproviand und die Verwaltung des Salzmonopols kümmert.

Da er den Schlendrian unter seinem Vater noch ungut in Erinnerung hat, schreibt er den Ministern des Generaldirektoriums ihre Bürostunden penibel vor: Jeden Morgen müssen sie um sieben Uhr zu Beratungen zusammentreten (im Winter um acht). Wer eine Stunde zu spät kommt, zahlt 100 Dukaten Strafe. Fehlt jemand zweimal, wird er aus dem Amt entlassen.

Und weil auch ein rastloser Mann wie Friedrich Wilhelm nicht alles selbst überwachen kann, erlässt er eine weitere Regel: Die Minister müssen ihre Beschlüsse stets gemeinsam fassen. Der Verantwortliche für den Kriegsproviand entscheidet so bei Fragen des Postwesens mit – und umgekehrt. Auf diese Weise will der Monarch sicherstellen, dass sich die Staatsbediensteten gegenseitig kontrollieren, und darüber hinaus Intrigen und Bestechlichkeit verhindern.

Korrumpierte Amtsleute straft er hart: In Königsberg lässt er einen Kriegsrat, der Geld unterschlagen hat, vor dessen Arbeitszimmer aufhängen.

Auch durch solche Exempel zieht sich Friedrich Wilhelm eine Generation von Beamten heran, wie es sie kaum irgendwo in Europa gibt: loyal, gewissenhaft, diszipliniert.

Die Posten in der Zentralverwaltung besetzt er bevorzugt mit Bürgerlichen (die er anschließend in den Adelsstand erhebt). Denn Aristokraten mit ihren seit Jahrhunderten bestehenden Sonderrechten stehen seiner Idee vom Staat entgegen: dem Absolutismus – also der Auffassung, dass ein Fürst in seinem Reich uneingeschränkt über alle Gruppen der Gesellschaft herrscht.

Systematisch beginnt er, die Privilegien des Adels zu beseitigen. Besonders stört ihn der oft noch aus dem Mittelalter stammende Lehnbesitz (die Verfahren der Aristokraten hatten einst von Königen Land erhalten und sich dafür verpflichtet, den jeweiligen Herrscher bei einem Krieg mit Rittern und Pferden zu unterstützen); Steuern zahlt der Adel dafür nicht, was der König ändern will.

Sein Ziel ist es, die Lehen in bestererbaren Grundbesitz umzuwandeln. Zwar würden die Güter damit zum Eigentum der Noblen, über das sie frei verfügen könnten, dennoch wehren sich die dagegen, Steuern zu zahlen.

Ein jahrelanges Ringen zwischen König und Aristokraten beginnt. Einige Adelige aus dem Magdeburgischen verklagen ihren Landesfürsten gar in Wien beim Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, zu dem große Teile Brandenburg-Preußens gehören.

Der Habsburger mahnt Friedrich Wilhelm daraufhin ab – was den impulsiven König sehr in Rage bringt: Er schimpft, er werde vom Kaiser behandelt, als wäre er „ein Fürst von Zipfel-Zerbst“ – und verfolgt seinen Plan erbittert weiter, lässt etwa die Steuer in einigen Gebieten mit Gewalt eintreiben.

Doch wegen des Widerstands und des komplizierten Lehnrechts, das sich von Provinz zu Provinz unterscheidet, braucht es noch viele Jahre, bis der Großteil des Adels in Preußen auf seinen Grundbesitz Steuern zahlt.

Dank der neu geordneten Finanzverwaltung, dem effizienteren Eintreiben der Abgaben und einer gleichmäßigeren Verteilung der Steuerlasten auf die Untertanen verdoppelt Friedrich Wilhelm die Einnahmen seines Staates auf rund sieben Millionen Taler jährlich.

Zugleich drosselt der Sparkurs bei der Hofhaltung die Ausgaben. Damit kann er sich sein großes Heer leisten.

Preußen soll zu einem Ort der Tüchtigen werden. Der König treibt daher reiche Untertanen an, Geschäfte zu gründen. Einen Berliner Bankier beauftragt er etwa, eine Textilfabrik zu eröffnen, um Uniformen für die rasant wachsende Armee herzustellen. Diese Manufaktur blüht rasch auf; schon bald arbeiten 5000 Menschen für die Firma.

Überdies lässt Friedrich Wilhelm Sümpfe trockenlegen, verwandelt sie in Weiden und Äcker für Bauern. Fehlt es in einem Gebiet an Arbeitskräften, lädt der König Einwanderer nach Preußen ein. So siedelt er 20 000 evangelische Bergbauern, die der Erzbischof von Salzburg aus seinem Land vertrieben hat, in den entlegenen Grenzgebieten Ostpreußens an, die seit der großen Pestkatastrophe von 1709 verödet sind (siehe Seite 74).

Als am 30. April 1732 die erste Kolonne der Bergbauern Berlin erreicht, steht der Monarch persönlich am Leipziger Tor und begrüßt seine neuen Untertanen. Anschließend lädt die Königin sie ein, in ihrem Schloss zu speisen. An diesem Tag zeigt der Herrscher den Fremden ein freundliches Gesicht.

Es ist ein seltener Anblick.

IV.

DER GRAUSAME VATER

Wie der König mit rücksichtsloser Gewalt den Charakter seines Sohnes formt

Wer täglich mit Friedrich Wilhelm zu tun hat, der erlebt einen jähzornigen, zuweilen geradezu tollwütigen Mann. Nichtigkeiten genügen, und der König schießt aus zwei mit Salz geladenen Pis-

tolen auf Diener. Mit dem Bambusrohr, das er häufig bei sich trägt, prügelt er selbst auf hohe Richter ein. Und nach einem heftigen Wortwechsel mit seiner Tochter Wilhelmine, dem ältesten seiner zehn überlebenden Kinder, geht er mit einem Messer auf sie los.

Doch niemanden quält er so perfide und ausdauernd wie seinen Sohn Friedrich, den Kronprinzen. Denn dieser Junge ist ganz anders als er: fällt zuweilen vom Pferd, fürchtet sich bei Kanonendonner, schreibt Gedichte, liest Romane, spielt Flöte – und macht Schulden, um Noten und Bücher zu kaufen.

Eine Provokation für den Vater. 1728 wütet er in einem Brief an den 16-jährigen, „dass ich keinen effeminierten Kerl leiden kann, der keine männlichen Inklinationen hat, nicht reiten noch schießen kann, seine Haare wie ein Narr sich frisieret und in nichts meinen Willen tut“.

Fast täglich brüllt ihn der Vater an, orfeigt ihn: Es reicht, dass der Junge lateinische Deklinationen übt, die Friedrich Wilhelm für nutzlos hält. Eine Bibliothek mit fast 4000 meist französischen Büchern, die Friedrich mit Hilfe seines Hauslehrers heimlich aufgebaut hat, lässt der König verkaufen, als er sie entdeckt. Findet er bei dem Jungen eine Flöte, wirft er sie ins Kaminfeuer.

Je mehr der Herrscher spürt, dass sein Sohn ihm entgleitet, desto brutaler werden die Misshandlungen. Er verprügelt ihn bald auch in der Öffentlichkeit mit dem Stock, vor Offizieren und Dienern – und gibt ihm zu verstehen: Er selbst hätte sich erschossen, wenn sein Vater ihn je so behandelt hätte; aber Friedrich, so höhnt er, habe ja nicht einmal dazu den Mut.

Als der Kronprinz 18 Jahre alt ist, eröffnet sich ihm ein Ausweg aus der unerträglichen Gewalt: eine Hochzeit.

Seine Mutter, Königin Sophie Dorothea, will ihn und seine Schwester Wilhelmine mit Verwandten aus dem britischen Königshaus vermählen. Nach

der Eheschließung soll Friedrich eine Zeit lang in England leben, weit weg vom Vater.

Doch der Plan scheitert: Der Kaiser in Wien meint, dass die Doppelhochzeit England und Preußen zu eng aneinanderbinde. Und da Friedrich Wilhelm mit dem Habsburger nicht brechen will und zudem den Einfluss des englischen Hofes auf seine Herrschaft fürchtet, werden beide Vermählungen abgesagt.

Der Kronprinz, der so sehr auf Freiheit gehofft hatte, ist verzweifelt und fasst einen wahnwitzigen Plan: Er will fliehen, nach England, Frankreich – egal wohin, nur fort.

Wochenlang bereitet er die Flucht vor. Dabei unterstützt ihn der Leutnant Hans Hermann von Katte, dem er in großer Zuneigung verbunden ist – die beiden gehen miteinander um, „wie ein Liebhaber mit seiner Geliebten“, wird sich ein Vertrauter des Königs erinnern.

Als guter Termin für ihr Vorhaben erscheint den zwei Männern eine Reise des Herrschers nach Süddeutschland, bei der Friedrich den Vater begleiten soll. Von dort erreicht man schnell den Rhein – und damit die französische Grenze.

Doch die beiden verhalten sich so unvorsichtig, dass der König längst misstrauisch geworden ist und Friedrich ununterbrochen überwachen lässt. Zudem wird eine Reiseerlaubnis für Katte überraschend widerrufen, er muss bei seinem Regiment in Berlin bleiben.

Friedrich aber will seinen Plan nicht aufgeben. In der Nacht zum 5. August 1730 logiert die königliche Reisegesellschaft nahe Mannheim in einer Scheune, so wie es den rustikalen Gewohnheiten des Monarchen entspricht.

Um drei Uhr morgens verlässt der Kronprinz das Quartier, bekleidet mit einem roten Reiserock. Er ist erst wenige Schritte gegangen, als ein preußischer Oberstleutnant, den wahrscheinlich ein Diener alarmiert hat, auf ihn zutritt und in ein Gespräch verwickelt. Kurz darauf

treten weitere Offiziere hinzu. Friedrich ist umstellt.

Der König könnte diesen Ausbruchversuch leicht vertuschen. Aber er fühlt sich nun wohl endgültig in seiner Einschätzung des vermeintlich nichtsnutzigen Sohns bestätigt – und wirft ihm Desertion vor: ein Verbrechen, das meist mit dem Tod bestraft wird.

Friedrich Wilhelm lässt den Sohn in einer plombierten Kutsche in die Festungsstadt Küstrin an der Oder bringen. Wächter sperren ihn in einen Kerker, der nur von einem Talglicht erhellt wird.

Der Monarch setzt eine Untersuchungskommission ein, die den Thronfolger verhört. Mitte September legt sie ihm eine Liste mit 185 Fragen vor – die schärfsten und bedrohlichsten hat der Herrscher selbst formuliert: Was für eine Strafe er, Friedrich, verdiene? Ob er noch würdig sei, einmal Landesherr zu werden? Ob er sein Leben geschenkt haben wolle oder nicht?

Der Kronprinz begreift wahrscheinlich erst jetzt, wie gefährlich seine Lage ist. Er antwortet ausweichend.

Auf die Frage, ob er den Thron noch verdient habe, erklärt er: Er könne nicht sein eigener Richter sein.

Ob er sein Leben geschenkt wolle? Er unterwerfe sich dem Willen des Königs. Danach lässt er zu Protokoll geben, dass er erkenne, „ganz und gar und in allen Stücken Unrecht zu haben“ – er bitte um Vergebung, und der Vater könne mit ihm machen, was er wolle.

Doch Friedrich Wilhelm zerreißt das Protokoll und setzt ein Kriegsgericht ein, das über Friedrich, von Katte und weitere Unterstützer der Flucht verhandeln soll. Die Richter erklären, sie könnten über den Kronprinzen nicht urteilen – das sei eine „Staats- und Familiensache“. Katte soll lebenslang in Festungshaft.

Der Monarch fordert daraufhin eine Verschärfung, die die Richter aber ablehnen. Einen Tag später hebt der König daher das Urteil auf und erklärt,

Katte sei zu enthaupten – vor dem Fenster von Friedrichs Zelle in Küstrin.

Am 6. November 1730 um sieben Uhr morgens führen Wachen Katte zur Richtstätte, wo ein Sandhügel aufgeschüttet ist. Der Kronprinz steht am Fenster, die zwei Männer rufen sich Abschiedsworte auf Französisch zu. „Mein lieber Katte, bitte vergeben Sie mir“, schreit Friedrich. „Der Tod ist süß, wenn man für einen solch liebenswerten Prinzen stirbt“, antwortet Katte.

Dann legt er Perücke, Hemd und Halstuch ab, kniet sich in den Sand. Als der Scharfrichter mit einem Schlag den Kopf vom Körper abtrennt, sinkt der Kronprinz am Fenster in Ohnmacht.

Nach diesem Vorfall lebt Friedrich Wilhelm noch knapp zehn Jahre. Doch seine langen Arbeitstage, das viele Rauchen und Trinken im Tabakskollegium schwächen seine Gesundheit mehr und mehr. Er hat Gicht und Ödeme, erleidet Schlaganfälle. Mehrmals denkt er über eine Abdankung nach.

Kronprinz Friedrich wird zwei Wochen nach der Exekution Kattes aus der Haft entlassen, nachdem er zuvor einen Eid schwören musste, künftig „blindlings den väterlichen Willen zu befolgen“ – andernfalls, so droht Friedrich Wilhelm, werde er die Thronfolge oder gar sein Leben verlieren.

Friedrich muss weiter in Küstrin bleiben und dort in einer Provinzial-

LITERATURTIPPS

KARL EDUARD VEHSE

»Preußens Könige Privat«

Bis heute lesenswerte Schilderung des Hoflebens aus dem 19. Jahrhundert (Anaconda).

CHRISTOPHER CLARK

»Preußen – Aufstieg und Niedergang 1600–1947«

Ordnet den Soldatenkönig in die preußische Geschichte ein (bpb).

IN KÜRZE

Mit calvinistischer Strenge und rücksichtsloser Grobheit macht Friedrich Wilhelm I. aus dem zerrissenen, korrupten und bankrotten Preußen Europas modernsten Staat. Er führt seinen Hof ohne jeden Prunk, kürzt den Etat rigoros zusammen, baut eine dienstefrige und unbestechliche Beamten-schaft und ein starkes stehendes Heer auf – und schafft so die Grundlage für den Aufstieg Preußens zur Vormacht in Deutschland unter seinem Sohn Friedrich II.

behörde des Generaldirektoriums mitarbeiten. Er solle dadurch, so wünscht es sich der Vater, zur Besinnung kommen und die Details der Finanzverwaltung kennenlernen.

Der Kronprinz steht unter ständiger Aufsicht von drei Hofbeamten, darf die Stadt nicht verlassen und weder Musik hören noch spielen. Der Tod seines Freundes hat ihn psychisch schwer verwundet, er wird sich für den Rest seines Lebens mit Zynismus und Härte panzern.

Friedrich hält sich an den Eid und unterwirft sich dem unerbittlichen Vater. So stimmt er zu, 1733 eine vom König ausgewählte Prinzessin zu heiraten, obwohl er sie für „eine stumme Hässlichkeit“ hält. (Bald nach seiner Thronbesteigung wird er sie in ein Schloss am Rande Berlins verbannen und den Kontakt zu ihr fast völlig abbrechen.)

Da er Reue zeigt – oder zumindest überzeugend vorspielt –, nähern sich Vater und Sohn wieder an. Als der König, schon schwach, im Mai 1740 von Dienern im Rollstuhl auf den Vorplatz des Potsdamer Schlosses geschoben wird, trifft dort kurz darauf auch der Kronprinz ein.

Die beiden umarmen sich weinend. Dann ziehen sie sich zu einem langen Gespräch zurück, in dem der Monarch seinem Sohn unter anderem rät, „den Frieden so lange als möglich zu erhalten“.

Drei Tage später stirbt Friedrich Wilhelm I.

mit nur 51 Jahren. 27 Jahre lang hat der unerträgliche Junge geherrscht und sein Land zu einer respektierten Macht unter den Fürsten Europas gemacht.

Mehr als anderthalb Jahrhunderte lang wird Preußen nun die Geschichte des Kontinents mitbestimmen, mit der von Friedrich Wilhelm geschaffenen gewaltigen Armee, doch auch durch die Tugenden, die er geprägt hat und die bald als typisch preußisch gelten: Disziplin, Arbeitseifer, Effizienz, Gehorsam.

Den letzten Wunsch des Soldatenkönigs aber wird sein Nachfolger ignorieren. Nur gut sechs Monate nach seiner Regierungsübernahme führt der junge Monarch die Armee in einen großen Krieg, den Friedrich Wilhelm immer vermieden hat: Im Dezember 1740 marschiert er mit seinen Truppen in das benachbarte Schlesien, um Österreichs neuer Herrscherin Maria Theresia diese strategisch wichtige Provinz abzunehmen.

Vor allem aber giert Friedrich nach Ruhm. Für sein Heldentum ist er ohne Zögern bereit, den mühsam aufgebauten Staat aufs Spiel zu setzen. Geradezu todessehnsüchtig reitet er immer wieder selbst in den Kugelhaagel.

Und er herrscht, als wollte er ein Gegenbild seines Vorgängers und Peinigers sein: als selbst erklärter Philosophenkönig, der Frömmigkeit verachtet; als Künstler und Schöngest, der dichtet und 121 Flötensonaten komponiert.

Die Männer der vom Soldatenkönig so gehegten und geschonten Armee opfert er zu Zehntausenden auf den Schlachtfeldern, im Kampf gegen Österreich, Russland, Sachsen, Frankreich.

Und in diesen jahrelangen Kriegen wird Friedrich, genannt „der Große“, Preußen zu einer europäischen Großmacht erheben – mit rücksichtsloser Entschlossenheit und mitunter unver-schämtem Glück.

Auf jenem Fundament, das ihm der verhasste Vater zuvor bereitet hat. ◊

Das Unglück ist Johann Christian Günthers treuester Gefährte. In seinem kurzen Leben sitzt er im Gefängnis, wird vom Vater verstossen, wohnt im Armenhaus, wirbt um die Gunst von Fürsten, die ihn ignorieren, verlobt sich zweimal, ohne je zu heiraten. Und stirbt mit nur 27 Jahren.

Doch in der knappen Zeit, die ihm vergönnt ist, schreibt der Dichter wie ein Besessener. Er ist ein Meister der Barockpoesie, füllt deren strenge Formen aber zugleich mit etwas Neuem, Einzigartigem. Seine Werke gehören zur bedeutendsten deutschen Lyrik der frühen Neuzeit – obwohl die allermeisten Gedichte anfangs kaum Bekanntheit erlangen.

Günther kommt 1695 in Schlesien zur Welt, jener Region, die große Barockpoeten wie Andreas Gryphius hervorgebracht hat. Schon als Schüler erobert er mit Liebesversen das Herz der Nachbarstochter Leonore. Bald aber muss er die Verlobte zurücklassen, denn er soll Arzt werden wie sein Vater: 1715 zieht er ins sächsische Wittenberg und beginnt ein Medizinstudium.

Doch er träumt davon, Poet zu sein. Geld verdient er nebenbei mit Gelegenheitsgedichten, wie sie üblich sind: Adelige und reiche Bürger bestellen bei ihm Verse zu Hochzeiten, Geburten oder Begräbnissen. Gut leben kann er davon aber nicht.

Daher will Günther einen Fürsten als Mäzen. Um sein Prestige zu mehren (und wohl auch aus Eitelkeit), bewirbt er sich 1716 um den Ehrentitel eines „Kaiserlichen lorbeer gekrönten Poeten“. Eine törichte Idee, denn der Titel hat längst viel von seinem einstigen Ansehen verloren und fordert Kandidaten vor allem eines ab: Geld. Mindestens zwölf Silbertaler muss der junge Dichter an die Wittenberger Universität entrichten, ehe er mit einem Lorbeerkranz gekrönt wird; beim Festschmaus speisen alle Geladenen auf seine Kosten. Nur indem er Schulden macht, kann sich Günther Kranz und Titel leisten.

Seine Karriere befördert das zwar nicht, dafür sitzen ihm bald die Gläubiger im Nacken – und lassen ihn 1717 ins Schuldgefängnis sperren. Der tief enttäuschte Vater verstößt seinen Sohn. Nur weil Landsleute ihm aushelfen, kommt Günther schließlich frei.

Er gibt sein Studium auf, reist nach Leipzig weiter. Und erlangt 1718 erstmals überregionale Bekanntheit: als

Verfasser einer Ode auf Prinz Eugen. „Sein Schwert, das Schlag und Sieg vermählt / Und wenn es irrt, aus Großmut fehlt“, preist Günther den obersten Feldherrn des Kaisers. Der Herrscher nimmt allerdings keine Notiz von ihm. Und auch eine Bewerbung als Hofdichter-Gehilfe des sächsischen Kurfürsten bleibt ohne Erfolg. So kehrt er nach Schlesien zurück, wohnt zeitweilig im Armenhaus.

Dennoch bricht nun die produktivste Zeit seines Lebens an. Insgesamt 600 Gedichte mit rund 40 000 Versen sowie ein Drama werden die Jahrhunderte über-

dauern. All sein Schaffen ist zwar verwurzelt im Barock: So folgt er den strengen Vorgaben, welche Zeilen sich zu reimen haben, wählt als Versmaß häufig den Alexandriner, thematisiert immer wieder die Vergänglichkeit des Lebens.

Doch weit mehr als andere Poeten der Zeit drängt er sich in seinem Werk selbst in den Vordergrund, als missverstandenes Genie, als Individuum. Kleidet eigene Erlebnisse in Reime, persönliche Empfindungen in Metaphern, bannt seine stürmische Seele in Tinte auf Papier.

Vor allem in seinen Liebes- und Klageversen entfaltet sich poetische Kraft. „Schweig du doch nur, du Hälfte meiner Brust! / Denn was du weinst, ist Blut aus meinem Herzen“, schrieb er Leonore vor dem Abschied – die Beziehung der beiden zerbricht

1720. Und über sein Dichterelend reimt er: „Ein jeder, heißt's, vermag sein Glück selbst zu machen / Wer Welt und Ursprung kennt, der wird des Sprichworts lachen.“

Der Poet versucht, sich doch noch in eine bürgerliche Existenz zu retten, verlobt sich mit einer Pfarrerstochter. Der Brautvater aber fordert vor der Hochzeit eine Versöhnung Günthers mit dem eigenen Vater. Der Sohn reist zum Elternhaus – wird jedoch abgewiesen. Er führt seine rastlose Existenz fort, kommt bei Freunden und Gönnern unter, aber immer nur auf Zeit. Am 15. März 1723 stirbt Johann Christian Günther in Jena, wohl an Tuberkulose, drei Wochen vor dem 28. Geburtstag.

Sein frühes Ende löst eine Serie von Publikationen aus. Ein Gelehrter veröffentlicht Sammlungen von Günthers Werken, die sich sehr gut verkaufen – und ihn über Jahrzehnte zu einem von Deutschlands meistgelesenen Lyrikern machen. Erst im Tod ist ihm so jener Ruhm vergönnt, den er sich zu Lebzeiten vergebens erhofft hat. ◇

MEISTER DER VERSE

Zeitlebens bemüht sich Johann
Christian Günther erfolglos
um Wertschätzung. Dabei ist
er der begabteste Dichter
seiner Generation

TEXT: *Samuel Rieth*

ILLUSTRATION: *Rainer Ebrt für GEOEPOCHE*



JOHANN CHRISTIAN GÜNTHER kann von seiner Lyrik kaum leben, wohnt zeitweilig im Armenhaus, kommt als Schuldner sogar ins Gefängnis. Dabei versteht er es wie kein Zweiter, Gefühle und persönliche Erlebnisse in das strenge Versmaß der Barockpoesie zu übersetzen

Nie war Geschichte lebendiger.

Spannende Reisen durch die Vergangenheit: jetzt GEO EPOCHE lesen oder verschenken!

”

GEO EPOCHE lädt Sie alle zwei Monate auf eine Zeitreise in die Geschichte ein: mit gründlich recherchierten Texten und grandiosen Bildern.

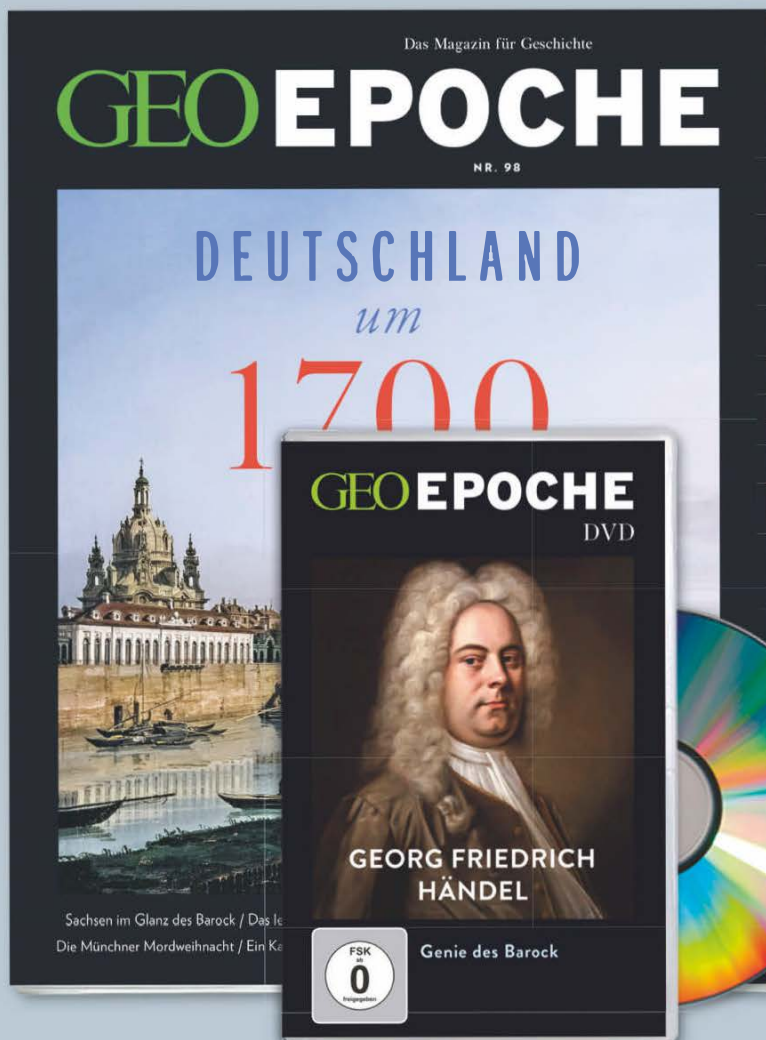
Herzlichst

*Jh
Michael Schaper*

“



Michael Schaper,
Chefredakteur GEO EPOCHE



6 X GEO EPOCHE FÜR 72,-€*
1 Jahr Lesefreude für Sie.

+

WUNSCH-PRÄMIE ZUR WAHL

Zur Begrüßung als Dankeschön.

+

JEDERZEIT KÜNDBAR

Nach Ablauf des 1. Jahres.

+

KOSTENLOSE LIEFERUNG

Wir übernehmen die Versandkosten für Sie.

+

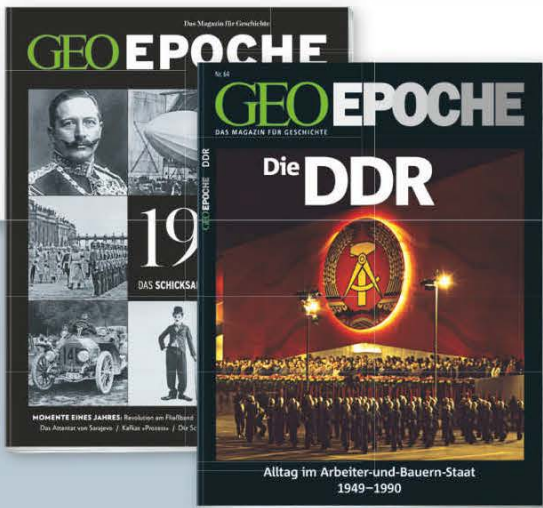
NEU: INKLUSIVE DIGITALER AUSGABEN

Alle Inhalte der gedruckten Ausgaben auf Ihrem Tablet, Smartphone oder Desktop-PC.

+

WAHLWEISE MIT DVD**

Auf Wunsch mit passender DVD zum Heftthema.



1. GEO EPOCHE-Bestseller

Zwei besonders beliebte GEO EPOCHE-Ausgaben.

- „Die DDR“ – Alltag im Arbeiter-und-Bauern-Staat
- „1914“ – Das Schicksalsjahr des 20. Jahrhunderts

Ohne Zuzahlung



2. Asia-Messerset „Taki“

Fernöstliches für jede Küche.

- Set aus einem Koch-, Gemüse- und Sushimesser im japanischen Stil
- Klingen aus Edeltahl, Griffe aus Holz

Zuzahlung: nur 1,-€

**JETZT
BESTELLEN!**



3. Bluetooth Lautsprecher „Cuboid“

Genießen Sie kabellos Ihre Lieblingsmusik.

- Geeignet für Smartphones, Tablets etc.
- Bis zu fünf Stunden Akkulaufzeit
- Maße: ca. 10,8 x 5,4 x 3,6cm

Zuzahlung: nur 1,-€



4. Amazon.de-Gutschein, Wert: 10,-€

Gutschein für die nächste Online-Shopping-Tour.

- Riesige Auswahl, täglich neue Angebote
- Technik, Bücher, DVDs, CDs u. v. m.

Ohne Zuzahlung

Jetzt bestellen und Vorteile sichern:
www.geo-epoche.de/abo

+49 (0) 40/55 55 89 90

Bitte Bestell-Nr. angeben:

Ohne DVD selbst lesen	183 3806	Mit DVD selbst lesen	183 3845
Ohne DVD verschenken	183 3807	Mit DVD verschenken	183 3846
Ohne DVD als Student lesen	183 3808	Mit DVD als Student lesen	183 3847

*6 Ausgaben GEO EPOCHE inkl. digitaler Ausgaben für zzt. nur 72,-€ (inkl. MwSt. und Versand) - ggf. zzgl. 1,-€ Zuzahlung. Es besteht ein 14-tägiges Widerrufsrecht. Zahlungsziel: 14 Tage nach Rechnungserhalt.

**6 Ausgaben GEO EPOCHE inkl. digitaler Ausgaben mit DVD für zzt. nur 105,-€ (inkl. MwSt. und Versand) - ggf. zzgl. 1,-€ Zuzahlung. Es besteht ein 14-tägiges Widerrufsrecht. Zahlungsziel: 14 Tage nach Rechnungserhalt.

GEOEPOCHE KOLLEKTION



BASTIONEN künden von der Macht ihrer Erbauer

ENGLAND

Die neue Ausgabe von **GEOEPOCHE KOLLEKTION** erzählt vom Aufstieg Englands zum Mittelpunkt eines Weltimperiums. Diese einzigartige Geschichte beginnt mit einer Niederlage: Im Jahr 1066 landeten die Truppen des normannischen Herzogs Wilhelm an der südenglischen Küste und besiegen die alteingesessenen Angelsachsen. Fortan werden für Jahrhunderte französischstämmige Monarchen über das Inselreich regieren. Das Heft rekonstruiert die „Rosenkriege“ sowie die Epoche Elisabeths I., die das Fundament legt für Englands globales Empire, und stellt das Rätsel William Shakespeares vor. Reporter beschreiben die Metropole London – im 19. Jahrhundert die modernste der Welt – und berichten vom allmählichen Niedergang Großbritanniens im 20. Jahrhundert. Die Geschichte Englands: von Wilhelm dem Eroberer bis zu Elisabeth II.



Das Heft hat einen Umfang von 200 Seiten und kostet 13,50 Euro. Weitere Themen: Magna Carta / Richard III. / Heinrich VIII. und Thomas Cromwell / Winston Churchill / Der Streik der Kumpel / Das Geheimnis Elisabeths II.

GEO WISSEN GESUNDHEIT

DAS GESUNDE HERZ

Vielen Problemen des Herz-Kreislauf-Systems kann man erstaunlich gut vorbeugen. Was man dazu im Einzelnen tun muss, erläutert die Redaktion auf fast 200 Seiten – und beschreibt überdies die erstaunlichen Fortschritte moderner Kardiologie und Herzchirurgie. Dazu ein Test: Wie hoch ist mein Infarkt-Risiko?



Das Heft kostet 11,50 Euro (mit DVD »Übungen für Herz und Kreislauf«: 16,50 Euro). Weitere Themen: Was bringt Heilfasten? / Schlagen Frauenherzen anders? / Alles über Krankheitsbilder und Therapien / Wie Seelenqual das Herz krank macht

GEO WISSEN

PUBERTÄT

Sie ist ein dramatischer Einschnitt ins Familienleben, doch nicht nur eine Zeit der Krisen, sondern auch der Chancen. **GEO WISSEN** beschreibt, wie Eltern und Kinder die unruhige Phase des Erwachsenwerdens am besten überstehen – und weshalb die Umbauarbeiten im Gehirn so wichtig für die Entwicklung sind.



Die Ausgabe hat einen Umfang von 156 Seiten und kostet 10 Euro (mit DVD »Forscher entschlüsseln die Pubertät«: 16,50 Euro). Weitere Themen: Die Macht der Peergroup / Die Lust am Exzess / Wie Eltern die Ablösung gelingt

DEUTSCHLAND um 1700



Friedrich August I.
(»August der Starke«),
Herrscher Sachsens,
überstrahlt um 1700
alle anderen deutschen
Barockfürsten

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts dringt der Glanz des Barock in die vom Dreißigjährigen Krieg verheerten deutschen Lande: Wie ihr Vorbild, Ludwig XIV. von Frankreich, erheben Fürsten den Prunk zum Mittel der Politik, zieren sich mit Kunst und Wissenschaft – und wollen so absolutistisch regieren wie der Sonnenkönig

TEXT: *Olaf Mischer*

Um 1700 ist Deutschland noch kein Nationalstaat: Das Heilige Römische Reich deutscher Nation ist kaum mehr als ein loser Bund aus gut 300 souveränen Grafschaften, Herzog- und Fürstbistümern sowie freien Städten, dazu vielen Hundert kleinen Ritterschaften und Klostergütern.

Zum Reich gehören überdies Länder wie Böhmen und Savoyen, in denen die Untertanen slawische oder romanische Sprachen sprechen. Umgekehrt zählen zu den Fürsten im Reich auch auswärtige Monarchen, etwa der dänische König als Herzog von Holstein.

Im deutschsprachigen Gebiet des Reichs wird sich bis etwa 1770 mit Preußen eine zweite Großmacht neben Österreich etablieren. Und das Ringen der beiden miteinander wird für lange Zeit die deutsche Geschichte dominieren.

Das römisch-deutsche Reich selbst – das sich von der Ostsee bis zur Adria, von der Weichsel im Osten bis an die Grenzen zu Frankreich und den Niederlanden erstreckt – ist um 1700 ein politisch, wirtschaftlich und militärisch eher bedeutungsloser Staatenbund. Ausgelöst wurde dieser Niedergang durch den Dreißigjährigen Krieg, der von 1618 bis 1648 in den deutschen Ländern wütete. In dessen Verlauf war ein regionaler Religionskonflikt zwischen protestantischen Adligen und dem Kaiser, dem katholischen Oberhaupt des Reichs, zu einem multinationalen Kampf um die Hegemonie in Europa eskaliert, an dem unter anderem auch Schweden und Frankreich beteiligt waren.



ANTON ULRICH VON BRAUNSCHWEIG-WOLFENBÜTTEL

1633–1714

Der Welfenherrscher liebt den glanzvollen Effekt; Maskeraden, Opern, Feuerwerk. In Braunschweig lässt er eine riesige Opernbühne bauen und nahebei ein Lustschloss, für das er Bild um Bild anschafft. Als der Herzog stirbt, hinterlässt er eine große Gemäldesammlung – sowie etliche Lieder, Bühnenstücke und Romane aus eigener Feder

1648

Münster/Osnabrück. Der Westfälische Frieden beendet den Dreißigjährigen Krieg. Zu den Siegern zählen zum einen Frankreich und Schweden, die zu Großmächten aufgestiegen sind. Zum anderen profitieren in den deutschen Ländern die hohen Adligen, Kirchenfürsten und wohlhabenden Eliten der Reichsstädte. Sie herrschen nun als souveräne Fürsten und Magistrate über ihre Territorien. Damit haben sie die Macht, politische und militärische Bündnisse einzugehen sowie in ihren Ländern Gesetze zu erlassen. Im Reichstag, der Interessenvertretung aller Fürsten und Reichsstädte, verabschieden sie darüber hinaus die im gesamten Reich geltenden Gesetze. Der Kaiser ist bei

allen Entscheidungen auf das Wohlwollen des Reichstags angewiesen. Doch wirkliche Machtfülle besitzen nur die acht Kurfürsten, die den Kaiser wählen: die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, die Herzöge Sachsens und Bayerns, der Markgraf Brandenburgs, der Pfalzgraf der Pfalz sowie Böhmens König, der zugleich Erzherzog von Österreich ist.

Vor allem sie streben nun absolutistische Regime an: Nach dem Vorbild des französischen Königs Ludwig XIV. wollen sie ungehindert durch gesetzliche Schranken und Parlamente regieren. Doch tatsächlich bedürfen die Fürsten vor allem bei Steuererhöhungen vielfach der Zustimmung von Stadtbürgern und Landadeligen.

um 1650

Franken. In der protestantischen Region finden rund 150 000 evangelische Religionsflüchtlinge aus dem katholischen Österreich eine neue Heimat. Zwischen Main und Regnitz ist während des Krieges mindestens die Hälfte der Bevölkerung ums Leben gekommen. In anderen Reichsgebieten pachten Siedler aus der überbevölkerten Schweiz verwaiste Höfe von adeligen Grundherren.

Leipzig. Der Buchdrucker Timotheus Ritzsch gibt die erste Tageszeitung der Welt heraus, die „Einkommenden Zeitungen“.

1663

Potsdam. Der Brandenburger Landtag bewilligt dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm für die nächsten fünf Jahre Steuern in Höhe von 530 000 Talern. Das Geld soll vor allem für den Aufbau eines stehenden Heeres genutzt werden. Zugleich werden die meisten Bauern des Kurfürstentums per Verordnung quasi zu Leibeigenen adeliger Gutsherren erklärt – es sei denn, sie können beweisen, dass sie frei sind (was praktisch unmöglich ist). Sie dürfen etwa die Ländereien der „Junker“ nicht ohne Erlaubnis verlassen und unterliegen deren Gerichtsbarkeit.

1663

Polen. Mit einem Überfall auf Polen beginnt Schwedens König Karl X. Gustav den Ersten Nordischen Krieg; er will seine Vormachtstellung im Ostsee-

raum weiter ausbauen. Da der Herrscher das Land nicht allein unterwerfen kann und fürchten muss, dass der Brandenburger Kurfürst Friedrich Wilhelm den polnischen König, seinen Lehnsherrn, unterstützen wird, lässt er seine Truppen kurz darauf Preußen überrennen und zwingt Friedrich Wilhelm zu einem Bündnisvertrag. Gemeinsam erringen sie 1656 bei Warschau einen Sieg über Polens König Johann II. Kasimir und dessen Verbündete. Doch im Jahr darauf gelingt es dem Polenherrscher, Friedrich Wilhelm auf seine Seite zu ziehen – gegen das Versprechen, nach einem Sieg auf die Hoheit über das Herzogtum Preußen zu verzichten.

1658

Frankfurt am Main. Die Kurfürsten wählen den 18-jährigen Leopold I. zum Kaiser. Wie fast alle seine Vorgänger in den zwei Jahrhunderten zuvor stammt er aus dem österreichischen Haus Habsburg, dem bedeutendsten Adelsgeschlecht des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation.

1660

Bei Danzig. Mit dem Frieden von Oliva endet der Erste Nordische Krieg. In dem Abkommen bestätigt König Johann II. Kasimir den bereits drei Jahre zuvor ausgesprochenen Verzicht auf seine Lehnshoheit über das Herzogtum Preußen. Damit ist der brandenburgische Kurfürst endgültig souveräner Herrscher über das Territorium an der Ostsee.

1661

Berlin. Nach mehreren Großbränden schafft die Stadt als eine der ersten in den deutschen Landen Feuerspritzen an. Zwar müssen die Bürger Flammen nun nicht mehr mit Eimerketten bekämpfen, dennoch lassen sich weitere Brandkatastrophen in der vorwiegend aus Holzhäusern bestehenden Kommune kaum verhindern. Wegen der Feuergefahr verbieten viele Städte, Holzhäuser und mit Stroh gedeckte Gebäude zu errichten.

1663

Regensburg. Nachdem Truppen des osmanischen Sultans

Mehmed IV. das zum Herrschaftsgebiet der Habsburger gehörende Königreich Ungarn angegriffen haben, ruft Kaiser Leopold I. den Reichstag – die Abgesandten der Territorialherren und Reichsstädte – zusammen, den er um finanzielle Unterstützung für den Abwehrkampf bittet. Denn nur diese Ständevertretung kann Reichssteuern bewilligen sowie Reichsgesetze erlassen; sie darf jedoch nur auf Wunsch des Kaisers und mit Zustimmung der Kurfürsten tagen. Nun genehmigt der Reichstag die gewünschte Sonderabgabe (die er später allerdings nicht auszahlt, sondern in Truppenhilfe umwandelt). Doch anstatt die

Versammlung aufzulösen, wie es dem Gesetz entspräche, bleiben die Abgesandten in Regensburg, um über eine Reform der Reichsverfassung zu beraten – etwa die Abschaffung der kurfürstlichen Vorrechte bei der Kaiserwahl. Da sie und ihre Nachfolger zu keiner Einigung kommen, tagt die Versammlung als „Immerwährender Reichstag“ (bis zum Untergang des römisch-deutschen Reichs 1806) weiter. So ist die wichtigste verfassungspolitische Neuerung, dass der Reichstag fortan aus eigener Machtvollkommenheit permanent tagt – auch zum Vorteil des Kaisers, der nun nicht mehr um Zustimmung der Kurfürsten buhlen muss, wenn er dem Parlament Gesetze vorlegen will.

München. Mit der Grundsteinlegung für die Theatinerkirche beginnen die Bauarbeiten für den ersten bedeutenden Barockbau in Deutschland. Durch die Pracht des in Italien entwickelten Baustils wollen die römische Kirche und der bayerische Landesherr die noch unter den Folgen des Krieges leidende Bevölkerung beeindrucken und wieder für Klerus und Staat gewinnen.

ABRAHAM A SANCTA CLARA

1644–1709

Als Johann Ulrich Megerle geboren, erlangt der Augustinermönch mit derben Kanzelreden und bissigen Satiren Berühmtheit. Seine Druckschriften sind Bestseller – und überzeugen auch den Kaiser: 1677 wird der Priester (der seinen Klostersnamen nach seinem Onkel und einer Schülerin des Franz von Assisi wählt) an den Hof in Wien berufen, gefeiert als bedeutendster Prediger seiner Zeit



1664

Ungarn. Leopold I. und Mehmed IV. schließen einen auf 20 Jahre befristeten Frieden.

1669

Hessen. Graf Friedrich Casimir, Regent der kaum 100 Quadratkilometer großen Kleinstaaten Hanau-Lichten-

berg und Hanau-Münzenberg, erwirbt von einer niederländischen Handelsgesellschaft ein 3000 Quadratkilometer großes Gebiet an der Nordküste Südamerikas in der Region des heutigen Guyana. Die Erträge aus der Kolonie sollen die nach dem Krieg verschuldeten Ländereien vor dem Staatsbankrott bewahren. Doch nur wenige Siedler ziehen in die unwirtliche Gegend. Um 1700 annektiert Frankreich das Überseegebiet.

1670

Wien. Unter dem Einfluss des Klerus und auf Druck von Wiener Räten sowie Handwerkern und Kaufleuten verfügt Kaiser Leopold die Vertreibung der österreichischen Juden – als angebliche Feinde Christi (tatsächlich aber vor allem als lästige Konkurrenten). Die gut 5000 meist wohlhabenden und gebildeten Heimatlosen lassen sich teils in Franken nieder oder gehen auf Einladung Kurfürst Friedrich Wilhelms nach Berlin, wo sie die erste jüdische Gemeinde der Stadt gründen. Die (wie in allen deutschen Staaten) politisch rechtlosen jüdischen Zuwanderer sorgen für wirtschaftliches Wachstum und steigende Steuereinnahmen, indem sie etwa Unternehmen gründen.

1674

Brandenburg. Schwedische Truppen fallen im Dezember in das Kurfürstentum ein, als der Großteil der Brandenburger Armee gerade die Vereinigten Niederlande in einem Krieg gegen Frankreich unterstützt.

Noch ehe sein Heer vollzählig zurückgekehrt ist, befiehlt Kurfürst Friedrich Wilhelm im folgenden Sommer den Angriff auf die Besatzer. In der Schlacht von Fehrbellin besiegen 6000 Brandenburger Soldaten die fast doppelt so starke schwedische Streitmacht.

1675

Regensburg. Friedrich Wilhelm legt dem Reichstag ein Memorandum vor, in dem er fordert, den Import von Waren aus dem wirtschaftlich prosperierenden Frankreich zu verbieten, um die Wirtschaft in den deutschen Fürstentümern zu schützen sowie die noch kriegsbedingt

hohe Arbeitslosigkeit zu beseitigen. Die anderen Herrscher stimmen sofort zu. Doch einige ignorieren das Gesetz, weil sie es als Eingriff in ihre Souveränität betrachten.

1678

Hamburg. Mit dem Singspiel „Adam und Eva“ des Barockkomponisten Johann Theile wird am Gänsemarkt das erste deutsche Opernhaus eröffnet. Mit 2000 Plätzen ist es das größte Theater im Reich.

1680

Coburg. Der Sachse Gottfried Kirch entdeckt als erster

Mensch einen Kometen per Teleskop. Als der Himmelskörper wenig später auch mit bloßem Auge zu sehen ist, geraten die Menschen in Panik. Denn sie glauben, Gott habe ihn als Vorzeichen für „ein allgemeines Verderben“ gesandt. Doch für den Plauener Diakon und Astronomen Georg Samuel Dörffel ist dies Aberglaube: Seine Berechnungen beweisen, dass sich der Komet auf einer Parabelbahn um die Sonne bewegt. Dörffel ist damit der erste Wissenschaftler, der ein zutreffendes Bild einer Kometenbahn entwirft.

Halle. Mit Unterstützung des Brandenburger Kurfürsten gründet ein Einwanderer aus Grenoble eine Ritterakademie. Dort werden Söhne Adelliger und reicher Bürger nach französischem Vorbild für Positionen am Hof, in der Verwaltung und beim Militär vorbereitet. Die Akademie ist die Keimzelle der 15 Jahre später gegründeten Universität Halle.

1681

Straßburg. 35 000 französische Soldaten besetzen die Reichsstadt. Damit hat Ludwig XIV. ein wichtiges Ziel erreicht: die Annexion aller Grenzgebiete zu Spanien, den Niederlanden und dem römisch-deutschen Reich, die seiner Auffassung nach zu Frankreich gehören. 1684 überlässt Kaiser Leopold, Straßburgs durch einen erneuten Konflikt mit dem Sultan geschwächter Schutzherr, die Stadt für zunächst 20 Jahre den Franzosen, um einen

MARIA SIBYLLA MERIAN

1647–1717

Fast ihr ganzes Leben lang sammelt und untersucht die Naturforscherin und Malerin Insekten – eine Leidenschaft, die sie von ihrer Geburtsstadt Frankfurt bis in die Niederlande und nach Surinam treibt. Der 1705 veröffentlichte Prachtband über ihre dortigen Studien, »Metamorphosis insectorum Surinamensium«, trägt ihr Weltruhm ein



Krieg gegen die Großmacht zu verhindern.

1663

Berlin. Grundeigentümer müssen künftig nachts an jedem dritten Haus eine brennende Laterne anbringen. Nach Hamburg hat Berlin damit als zweite deutsche Stadt eine Straßenbeleuchtung. Anderswo werden die Straßen nicht oder mit feuergefährlichen Fackeln und Pechpfannen erhellt.

1683

Wien. Als sich die Ungarn gegen die Herrschaft der Habsburger erheben, bricht Mehmed IV. den Waffenstillstand von 1664 und lässt 200 000 Soldaten auf Wien marschieren. Nach zweimonatiger Belagerung können Truppen unter dem polnischen König Johann III. Sobieski die Stadt befreien. Damit ist die Westexpansion der Osmanen gestoppt. Auch Reichsfürsten haben an der Seite des Kaisers gekämpft.

Westafrika. Brandenburger Soldaten und Abenteurer bauen im Auftrag des Kurfürsten Friedrich Wilhelm an der Küste des heutigen Ghana das Fort Großfriedrichsburg. Von dort aus sollen seine Kaufleute mit afrikanischem Gold und Elfenbein handeln – und mit Menschen für die amerikanischen Sklavenmärkte.

1648

Brandenburg. Der Protestant Friedrich Wilhelm gewährt französischen Glaubensbrüdern Asyl, die Ludwig XIV. mit Ge-



EHRENFRIED WALTHER VON TSCHIRNHAUS

1651–1708

Jahrelang experimentiert der bedeutendste Gelehrte Sachsens, um im Auftrag Augusts des Starken das »Arkanum« zu lüften, das Geheimnis der Porzellanherstellung. Doch er stirbt kurz vor dem Durchbruch: 1709 vermeldet schließlich sein Mitarbeiter Johann Friedrich Böttger dem Kurfürsten Erfolg

walt in die katholische Kirche zwingen will. Innerhalb kurzer Zeit kommen mehr als 20 000 dieser »Hugenotten« nach Brandenburg. Andere protestantische Landesherren nehmen etwa ebenso viele Flüchtlinge auf. Die häufig gut ausgebildeten Franzosen tragen erheblich zum Wirtschaftsaufschwung des Landes bei.

Dresden. Der Stadtteil Altendresden nördlich der Elbe brennt fast völlig nieder. Sachsens Kurfürst Johann Georg III. ordnet an, das Areal im barocken Stil neu zu bebauen.

1663

Berlin. Der Hugenotte Pierre Mercier d'Aubusson gründet die erste Gobelinmanufaktur Deutschlands. Bald entstehen

in anderen Reichsteilen ebenfalls mehr und mehr solcher gewerblichen Großbetriebe, in denen Lohnarbeiter neben Schmuckteppichen auch andere Luxusartikel für Fürsten und wohlhabende Bürger sowie Rüstungsgüter arbeitsteilig produzieren. Diese Unternehmen werden oft mit staatlicher Unterstützung oder von Fürsten gegründet, um das Prestige der Herren sowie deren Steuereinnahmen zu steigern.

1688

Kurpfalz. Frankreichs König Ludwig XIV. überfällt das Kurfürstentum am Rhein, um für seinen Bruder die Nachfolge des verstorbenen Herrschers der Pfalz durchzusetzen, da

dieser mit der Schwester des Toten verheiratet ist. Gegen diese Aggression schmiedet Kaiser Leopold mit Spanien und den Niederlanden 1693 eine Allianz, der es schließlich gelingt, Ludwig zum Verzicht auf die Pfalz zu bewegen. Allerdings muss der Kaiser im Gegenzug endgültig Straßburg aufgeben. Die Pfalz ist nach diesem Konflikt verwüstet: Die französische Armee hat Felder, Brücken, Festungen sowie Städte wie Speyer und Heidelberg zerstört.

Berlin. Friedrich III. wird nach dem Tod seines Vaters neuer Herrscher Brandenburg-Preußens. Der Kurfürst widmet sich, dem barocken Zeitgeist entsprechend, besonders der Repräsentation und Förderung der Künste.

1690

Berlin. Der Gymnasialdirektor Johann Bödiker veröffentlicht mit den »Grundsätzen der deutschen Sprache im Reden und Schreiben« die bislang bedeutendste deutsche Grammatik. Darin dringt der Pädagoge auf die Vereinheitlichung der deutschen Sprache. Denn im Norden sprechen die Menschen »plattdeutsche« Mundarten, im Süden »hochdeutsche« Dialekte, die sich vielfach von Ort zu Ort derart unterscheiden, dass sich die Leute kaum miteinander verständigen können. Auch wegen Bödikers Wirken entwickelt sich in den folgenden 100 Jahren eine deutsche »Kulturnation«, zu der auch die vorwiegend deutschsprachigen Regionen der Habsburger gehören.

1698

Dresden. Nach dem Tod seines älteren Bruders tritt Friedrich August aus dem Haus Wettin dessen Nachfolge als Kurfürst Sachsens an. Wegen seiner großen Kraft wird er später „der Starke“ genannt.

1698

Frankfurt am Main. Die Börse bezieht erstmals ein festes Gebäude. Bislang haben Kaufleute die aktuellen Wechselkurse für deutsche und ausländische Münzen unter freiem Himmel festgelegt.

1696

Dresden. Kurfürst Friedrich August bewirbt sich um die Nachfolge des verstorbenen polnischen Königs Johann III. Sobieski – denn als Herrscher eines sächsisch-polnischen Reichs wäre er ein Fürst von europäischem Rang. Da Polens Monarch von einheimischen Adligen gewählt wird, schickt er einen Vertrauten zu einflussreichen Aristokraten, um deren Stimmen zu kaufen. Um die Bestechung zu finanzieren, lässt August der Starke große Teile des Staatsschatzes verpfänden, Kredite aufnehmen, Ländereien und Handelsrechte veräußern. Zudem sichert er sich die Zustimmung der Hohenzollern und der Habsburger. Schließlich konvertiert der Protestant sogar zum Katholizismus, der polnischen Staatsreligion. Der Aufwand lohnt sich: Beim Wettbewerb um die Königswürde setzt er sich im Jahr 1697 gegen seine Mitbewerber durch.



CHRISTIAN THOMASIUS

1655–1728

Der Vordenker der Aufklärung ist in jeder Hinsicht ein Rebell: Er hält Vorlesungen in Deutsch statt Latein, zieht galante Kleider dem Talar vor, karikiert orthodoxe Kollegen. Als der Philosoph und Jurist in Leipzig Lehrverbot erhält, zieht er nach Halle, wo er die dortige Universität mit aufbaut – und ein Ende der Hexenprozesse erwirkt

1698

Glauchau. Der Theologe August Hermann Francke gründet in der Kleinstadt eine Schule, in der arme Waisen nach den Grundsätzen des Pietismus, einer radikalen protestantischen Bewegung, unterrichtet werden: Neben Bibeltreue legen die Lehrer Wert auf Fleiß, Gehorsam und Wahrheitsliebe – die späteren „preußischen Tugenden“.

1699

Surinam. Die aus Frankfurt am Main stammende Zeichnerin Maria Sibylla Merian erreicht die niederländische Kolonie. Dort erkundet sie das Leben von Insekten. Ihre Forschungsergebnisse veröffentlicht sie 1705 in der „Metamorphosis

insectorum Surinamensis“. Das Werk über ihre zukunftsweisenden Studien wird zum internationalen Bestseller.

1700

Madrid. Spaniens König, der Habsburger Karl II., stirbt kinderlos. Seine Nachfolge hat er testamentarisch Philipp von Anjou übertragen, einem Enkel Ludwigs XIV. Doch die österreichischen Habsburger reklamieren die Krone für Erzherzog Karl, den Sohn Kaiser Leopolds. Deshalb verbündet sich der römisch-deutsche Herrscher nun mit Großbritannien, den Niederlanden sowie Brandenburg – und greift Frankreich und Spanien an. Der 1701 beginnende Spanische Erbfolgekrieg wird

in fast ganz Europa sowie in Überseekolonien geführt.

Baltikum. Mit dem Einfall polnisch-sächsischer Truppen in Livland (das sich über weite Teile der heutigen Staaten Lettland und Estland erstreckt) beginnt ein Koalitionskrieg unter russischer Führung gegen Schweden. Auch Dänemark und Brandenburg treten dieser Allianz bei. Während die kleineren Koalitionspartner in diesem „Großen Nordischen Krieg“ vor allem ihr Territorium erweitern wollen, sucht Zar Peter einen Zugang zur Ostsee, der ihm von Schweden verwehrt wird. Gemeinsames Ziel ist zudem die Schwächung der skandinavischen Hegemonialmacht.

Berlin. Auf Initiative des Hannoveraner Universalgelehrten Gottfried Wilhelm Leibniz gründet Kurfürst Friedrich III. nach Pariser Vorbild die „Societät der Wissenschaften“.

1701

Königsberg. In seiner preußischen Residenz krönt sich der brandenburgische Kurfürst selbst zum König Friedrich I. in Preußen. (König von Preußen darf er sich nicht nennen, da das außerhalb seines Herzogtums liegende Westpreußen nach wie vor dem polnischen Monarchen untersteht.) Der Kaiser hat ihm die prestigeträchtige Umwandlung seines Herzogtums Preußen in ein Königreich als Gegenleistung für Friedrichs Unterstützung im Spanischen Erbfolgekrieg zugewilligt. Mit der Zeit wird das gesamte brandenburgisch-preußische Gebiet als „Preußen“ bezeichnet.

Rom. Papst Clemens XI.

bemüht sich, für den Sohn des sächsischen Kurfürsten eine katholisch-österreichische Prinzessin als Braut zu werben. Er hofft, dass so ganz Sachsen wieder katholisch wird. Auch August der Starke wünscht eine solche Ehe. Denn sie würde dem Sohn eine realistische Chance eröffnen, die habsburgischen Territorien zu erben und die Kaiserkrone zu erringen. Zudem würden die Sachsen Österreich als Verbündeten gegen Preußen gewinnen.

1764

London. Anna Stuart wird Königin in England. Um zu verhindern, dass nach dem Tod der Protestantin (deren 17 Kinder allesamt früh verstorben sind) katholische Mitglieder des Hauses Stuart die englische Krone erben könnten, hat das Parlament schon im Vorjahr ein Gesetz verabschiedet. Dadurch gelangen Angehörige des mit Anna verwandten lutherischen Hauses Hannover, das seit 1692 über eine Kurwürde verfügt, auf vordere Plätze der englischen Thronfolgeliste, darunter auch der amtierende Kurfürst Georg Ludwig.

Berlin. König Friedrich erteilt der jüdischen Unternehmerin Esther Liebmann die Erlaubnis, Sechspfennigmünzen zu prägen. Ihr Gewinn soll nicht bezahlte Rechnungen in Höhe von 25 000 Reichstalern vor allem für Schmuck begleichen, den sie ihm gemeinsam mit ihrem verstorbenen Ehemann geliefert hat, dem Hofjuwelier Jost Liebmann.

1793

Wien. Leopold I. stirbt am 5. Mai. Das Amt des Kaisers übernimmt nun sein ältester Sohn, Joseph I.

München. Österreich, das mit seinen Verbündeten im Vorjahr Bayern – einem Gegner im Spanischen Erbfolgekrieg – eine vernichtende Niederlage beigebracht hat, besetzt am 15. Mai München. Seit Monaten plündern die Soldaten die Vorräte der bayrischen Bauern, schlachten deren Vieh, zwingen die Söhne zum Dienst in der österreichischen Armee. Hohe Kontributionen an Wien lassen auch die Steuern steigen. Deshalb beginnen Landbewohner einen

Aufstand gegen die Besatzer und versuchen in der Nacht zum 25. Dezember München einzunehmen. Während dieser „Mordweihnacht“ kommen mehr als 1000 Bayern ums Leben; 40 Soldaten sterben oder werden verletzt.

1706

Sachsen. Schwedische Truppen fallen in das Kurfürstentum Augusts des Starken ein, der mit dem Angriff auf Livland sechs Jahre zuvor den Großen Nordischen Krieg ausgelöst hat. Sie schlagen seine Armee und zwingen ihn in einem Friedensschluss zum Verzicht auf Polens Krone. Zudem bleiben

die skandinavischen Truppen zunächst in Sachsen, denn der Krieg ist noch nicht beendet.

1708

Tilsit. Nachdem im Sommer im Königreich Preußen die Pest ausgebrochen ist, sterben im darauffolgenden Winter allein im Amt Tilsit 6640 Menschen. Bis 1710 sucht die Seuche das Land immer wieder heim: Insgesamt kommen mehr als 200 000 Menschen ums Leben – etwa jeder dritte Einwohner.

1709

Poltawa. Russische Truppen besiegen Schweden in der Ukraine vernichtend. Im Jahr darauf kann August der Starke den polnischen Thron wieder einnehmen.

1710

Berlin. Da Preußen vor dem Staatsbankrott steht, setzt der 22-jährige Kronprinz Friedrich Wilhelm durch, dass eine Kommission die Gründe dafür untersucht. Das Ergebnis: Hohe Rüstungsausgaben, der Spanische Erbfolgekrieg, vor allem aber die Verschwendungssucht von König Friedrich I. sowie Unterschlagungen seiner führenden Beamten haben den Haushalt zerrüttet.

Meißen. August der Starke gründet die erste europäische Porzellanmanufaktur. Die bis dahin nur in Ostasien hergestellte Feinkeramik ist beim deutschen Adel und im Bürgertum sehr begehrt. Das Geheimnis der Produktion haben

SOPHIE CHARLOTTE VON PREUSSEN**1668–1705**

Hochgebildet ist die hannoversche Adelige, die 1684 den brandenburgischen Kurfürsten Friedrich heiratet: Noch ehe sich ihr Mann 1701 zum König in Preußen krönt, erwirkt sie mit dem Gelehrten Gottfried Wilhelm Leibniz die Gründung einer Akademie, dank der Berlin später zu einem Zentrum der Wissenschaft aufsteigt



der Gelehrte Ehrenfried Walther von Tschirnhaus und sein Mitarbeiter Johann Friedrich Böttger im Auftrag ihres Landesherrn entdeckt.

Hamburg. Der Rat ist besorgt, dass „die Zierde und der Wohlstand“ der Stadt Schaden nimmt. Denn Hamburgs Straßen sind voller Abfall und Kot: Weil es weder eine funktionierende Müllabfuhr noch eine umfassende Kanalisation gibt, leeren die Hamburger ihre Nachttöpfe in die Rinnsteine, wo bereits die Küchenabfälle der Nachbarn verrotten. Nun sollen die Bürger ihren Unrat in den Wohnungen sammeln, bis ihn private Abfuhrunternehmen (die den Unrat als Dünger an Bauern verkaufen) abholen. Aber auch diese strafbewehrte Regel erzielt nicht den gewünschten Erfolg.

1711

Frankfurt am Main. Als Nachfolger Josephs I. wählen die Kurfürsten dessen Bruder als Karl VI. zum Kaiser. Nach wie vor tobt der Kampf um die spanische Krone.

1713

Berlin. Friedrich Wilhelm I. besteigt den Thron Preußens. Er will anders als sein Vater sparsam haushalten – und vor allem eine schlagkräftige Armee aufbauen.

Wien. Beunruhigt durch den langandauernden Spanischen Erbfolgekrieg, will Kaiser Karl VI. um jeden Preis verhindern, dass nach seinem Tod der Besitz der österreichischen Habsburger in fremde

Hände fällt. Da er noch keine Kinder hat, verfügt er, dass falls kein männlicher Nachfolger geboren wird, auch Töchter erberechtigt sein sollen.

1714

Rastatt. Im Frühjahr endet der Spanische Erbfolgekrieg – nach zahllosen Belagerungen, Schlachten und Seegefechten, unter anderem bei Bonn, Barcelona und Rio de Janeiro. Im Jagdschloss des Markgrafen von Baden-Baden muss Kaiser Karl VI. seinen von Frankreich unterstützten Kontrahenten Philipp V. als König Spaniens anerkennen. Gleichwohl geht der Habsburger durch erhebli-

che Gebietszuwächse gestärkt aus dem Konflikt hervor.

London. Nach dem Tod Königin Annas wird Kurfürst Georg Ludwig von Hannover zum britischen Herrscher Georg I. gekrönt.

1715

Karlsruhe. Markgraf Karl III. Wilhelm von Baden-Durlach begnügt sich nicht (wie die meisten Barockfürsten) mit dem Bau eines neuen Schlosses: Er lässt eine ganze Hauptstadt errichten – dreieckig angelegt, von seiner Residenz bekrönt. Am Herrschersitz beginnen 32 Alleen, die wie Sonnenstrahlen die Kapitale

und den Schlosspark durchschneiden.

Stralsund. Preußische Truppen belagern die Stadt, die seit dem Westfälischen Frieden fast durchgängig dem schwedischen König gehört. Damit beginnt der einzige große Feldzug Friedrich Wilhelms I. Mit Dänen und Sachsen erobert er auch das schwedische Vorpommern, Usedom und Rügen. Nach dem Krieg darf Preußen allerdings nur Stettin und den Süden Vorpommerns behalten.

1713

Ruhrort. Am Zusammenfluss von Rhein und Ruhr lässt der Magistrat der (heute zu Duisburg gehörenden) Stadt einen Hafen für den Umschlag von Kohle anlegen. In der Ruhrregion wird bereits seit mehr als 100 Jahren Steinkohle abgebaut. Doch bislang mussten im Rhein ankernde Frachter mühsam von Booten aus beladen werden. Über den neuen Binnenhafen, der bald zum größten Europas wird, werden nun immer größere Mengen des Brennstoffs bis nach Straßburg und in die Niederlande verschifft.

1713

Westafrika. Preußens König verkauft seine Kolonie Großfriedrichsburg an eine niederländische Aktiengesellschaft. Zu schwierig war es, mit Gold- und Menschenhandel lohnende Erträge zu erzielen. Rund 24 000 Afrikaner haben deutsche Kaufleute als Sklaven nach Amerika verschleppt.

CHRISTIAN WOLFF

1679–1754

Der in Halle lehrende Professor für Mathematik und Philosophie zieht 1721 mit der Behauptung, dass es eine vom Christentum unabhängige Moral gebe, den Zorn der Frommen auf sich. Er wird von der Universität verbannt, kehrt aber 17 Jahre später aus dem hessischen Exil zurück – als wichtigster Vertreter der deutschen Aufklärung



1718

Berlin. Friedrich Wilhelm I. verbietet, Eisen, Wolle und Leder aus Preußen nach Sachsen zu exportieren. Zudem belegt er Waren aus dem Nachbarstaat mit hohen Zöllen, weil der wirtschaftliche Aufschwung Sachsen auch militärisch und politisch immer stärker werden lässt. 1721 verschärft er das Embargo noch, sodass der Warenaustausch fast zum Erliegen kommt – auch zum Schaden der preußischen Wirtschaft.

Ludwigsburg. Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg stattet seine langjährige Mätresse Christina Wilhelmina von Würben (geborene von Grävenitz) mit der Grafschaft Welzheim aus. Wie auch in den anderen Territorien, die er ihr überlässt, reformiert die kluge Frau dort die Verwaltung – und steigert so die Erträge ihrer Gebiete.

1713

Wien. Die habsburgische Prinzessin Maria Josepha und Sachsens Kurprinz Friedrich August heiraten. Der Bräutigam ist bereits fünf Jahre zuvor der katholischen Kirche beigetreten, denn er hofft, später das Erbe der Habsburger antreten zu können.

1721

Sachsen. Die Unzuverlässigkeit der sächsischen Post, befindet August der Starke, führe zu Einbußen in der Staatskasse. Deshalb lässt er überall im Land „Postmeilen-säulen“ aufstellen, auf denen die Fahrpläne der amtlichen



GEORG PHILIPP TELEMANN

1681–1767

Kaum ein deutscher Komponist wird von seinen Zeitgenossen so gerühmt wie Telemann, der 1721 als Musikdirektor nach Hamburg kommt – und wohl keiner ist produktiver. Rund 3600 Musikstücke, darunter Kantaten, Opern und Konzerte, schreibt der Autodidakt nieder und propagiert eine neue Form der Aufführung: öffentliche Konzerte für das Bürgertum

Kutschen eingemeißelt sind; die Bediensteten mahnt er zu mehr Disziplin. So wird seine Post innerhalb kurzer Zeit zum leistungsfähigsten Beförderungssystem Deutschlands.

Finnland. Im Frieden von Nystad beenden Schweden und Russland den Großen Nordischen Krieg: Das Zarenreich erhält dauerhaft Zugang zur Ostsee. Die Reichsfürsten haben sich schon zuvor vertraglich mit Stockholm geeinigt. Preußen behält Teile seiner 1715 eroberten Gebiete.

1723

Halle. Auf Intervention einflussreicher Pietisten wird Christian Wolff der Universität verwiesen. Der Mathematiker und Aufklärungsphilosoph hat-

te in einem Vortrag erklärt, die chinesische Kultur sei beispielhaft dafür, dass auch außerhalb des Christentums eine hochstehende Moral existiere. Wenig später hilft Wolff Zar Peter beim Aufbau der Russischen Akademie der Wissenschaften. Im römisch-deutschen Reich prägt die unter anderem von ihm vertretene Philosophie der Aufklärung bald das Denken vieler Gelehrter, Beamten und mancher Fürsten: Sie vertrauen darauf, dass der Mensch allein durch die Vernunft befähigt ist, die reale Welt zu erkennen und zu verstehen.

Jena. Der Dichter Johann Christian Günther stirbt 27-jährig, wohl an Tuberkulose. Er hinterlässt 600 weitgehend unbeachtete Gedichte mit rund 40 000 Versen. Mehr als

ein halbes Jahrhundert später rühmt Johann Wolfgang von Goethe die Bedeutung des spätbarocken Meisters: Seine Poesie sei „rhythmisch bequem, geistreich, witzig“. Vielen gilt Günther als Vorreiter des „Sturm und Drang“, der literarischen Strömung der frühen Goethezeit.

1724

Leipzig. Am Karfreitag präsentiert der Komponist Johann Sebastian Bach, seit 1723 Musikdirektor der vier Stadtkirchen und Kantor der Thomasschule, erstmals seine „Johannespassion“. Mit der drei Jahre später uraufgeführten Matthäuspasion zählt sie zu den bedeutendsten Werken der Barockmusik.

1799

Stuttgart. Herzog Karl Alexander von Württemberg beruft den jüdischen Kaufmann Joseph Süß Oppenheimer als „Hof- und Kriegsfaktor“ zu einer Art Finanzminister und Finanzier in Personalunion. Sogenannte „Hofjuden“ dienen mehreren deutschen Fürsten als Kreditbeschaffer. Denn die meisten christlichen Bankiers sind nicht willens, den notorisch klammen Herrschern Geld zu leihen. Für jüdische Unternehmer bedeutet diese Position dagegen einen gewaltigen sozialen Aufstieg. Nach dem Tod des Herzogs fällt Joseph Süß Oppenheimer einer auch antijüdisch motivierten Intrige von Höflingen zum Opfer. Er wird 1738 in Stuttgart hingerichtet.

Warschau. August der Starke stirbt im Alter von 62 Jahren. Sein Sohn tritt als Friedrich August II. die Nachfolge an – in Polen wird er jedoch erst nach blutigen Machtkämpfen als König anerkannt.

1739

Berlin. Der preußische Thronfolger Friedrich bekennt sich zu den Prinzipien einer friedlichen, von den Idealen der Aufklärung wie des Absolutismus geleiteten Regierung. Der Herrscher sei zwar uneingeschränkter Souverän, schreibt er, müsse seine Interessen jedoch dem Wohl der Bürger unterordnen, kurz: Er sei der erste Diener seines Staates.

1740

Berlin. Nach dem Tod seines Vaters am 31. Mai übernimmt Friedrich II., den die Preußen bald „den Großen“ nennen werden, die Regierung.

Wien. Als Nachfolgerin ihres verstorbenen Vaters, Kaiser Karls VI., wird dessen Tochter Maria Theresia im Oktober Herrscherin über die habsburgischen Territorien. Trotz der von Karl VI. angeordneten Erbschaftsregelung erheben Karl Albrecht von Bayern und Friedrich August II. von Sachsen Anspruch auf Teile der Hinterlassenschaft Karls – beide sind mit österreichischen Prinzessinnen verheiratet.

Schlesien. Friedrich II. von Preußen nutzt die durch die Erbfolgestreitigkeiten geschwächte Position Österreichs und überfällt am 16. Dezember mit 20 000 Soldaten die zum



BALTHASAR NEUMANN

1687–1753

Als Baudirektor in Würzburg beginnt der einstige Militäringenieur 1720 sein ehrgeizigstes Projekt: Er errichtet für den Fürstbischof der Stadt eine Residenz von überbordender Pracht, in der jedes Detail der Demonstration herrschaftlicher Macht dient.

Neumann stirbt, ehe die Anlage bezugsfertig ist – als Vollender des deutschen Barock

Habsburgerreich gehörende Provinz Schlesien. Mit großer Gegenwehr muss er in diesem Schlesischen Krieg nicht rechnen: In der Region sind nur 6000 Soldaten stationiert. Zwar grenzt das fruchtbare und bevölkerungsreiche Schlesien direkt an Preußen, doch geht es Friedrich um weit mehr als um Landgewinn: Mit dem Angriff auf die traditionelle Großmacht Habsburg beginnt er einen Kampf um die Hegemonie in Deutschland.

1741

München. Ende Mai verbünden sich Bayern, Frankreich und Spanien gegen Österreich, um die vermeintlichen Erbansprüche des bayerischen Herrschers an den habsbur-

gischen Ländereien durchzusetzen und um Maria Theresia zu schwächen. Später schließen sich der Allianz unter anderem auch Sachsen und Schweden an. Mit Österreich verbünden sich die Vereinigten Niederlande sowie Großbritannien.

Österreich. Im Juli besetzen französische und bayerische Truppen Oberösterreich, sodann Böhmen, wo sich Kurfürst Karl Albrecht zum König proklamieren lässt. Damit beginnt der Österreichische Erbfolgekrieg.

Klein Schnellendorf. Um einen Zweifrontenkrieg zu vermeiden, schließt Maria Theresia in Oberschlesien einen geheimen Waffenstillstand mit dem bislang in Schlesien siegreichen Preußen.

1742

Frankfurt am Main. Da ihr als Frau die Kaiserwürde verwehrt sei, so die Habsburgerin Maria Theresia, gebühre die Reichskrone ihrem Ehemann Franz Stephan. Doch die Kurfürsten wählen im Januar den Bayern Karl Albrecht zum Kaiser. Während der Krönungszeremonie besetzen österreichische Truppen Bayern.

Berlin. Im Juli schließen Österreich und Preußen Frieden: Um freie Hand gegen Bayern, Frankreich und deren Verbündete zu haben, überlässt Maria Theresia ihrem Gegner Friedrich II. Schlesien.

1745

München. Karl Albrecht stirbt am 20. Januar. Drei Monate später schließt sein Sohn, Kurfürst Maximilian III. Joseph, mit Maria Theresia Frieden: Der Bayer verspricht, den Gatten der Erzherzogin bei der nächsten Kaiserwahl zu unterstützen, und verzichtet auf die böhmische Krone; im Gegenzug ruft Maria Theresia ihre Truppen aus Bayern zurück.

Fontenoy. An der Schelde besiegen die Franzosen im Mai Maria Theresias Aufgebot und besetzen die Österreichischen Niederlande (entspricht etwa dem heutigen Belgien). Es ist die letzte große Schlacht im Erbfolgekrieg: Die Briten ziehen ihre Truppen angesichts eines drohenden Staatsstrechs vom Festland zurück, und die Franzosen unterstützen den katholischen Putschisten aus dem Hause Stuart.

Frankfurt am Main. Am 13. September wählt das

Kurfürstenkollegium Maria Theresias Mann Franz Stephan von Lothringen zum Kaiser.

1742

Potsdam. Einweihung von Schloss Sanssouci, Sommerresidenz Friedrichs II. „Quand je serai là, je serai sans souci!“, hofft er: „Wenn ich dort bin, werde ich ohne Sorge sein!“

1748

Aachen. Der Österreichische Erbfolgekrieg endet. Hohe Kosten haben die Kontrahenten zu Verhandlungen bewogen. Die Kriegsparteien bestätigen in einem vor allem von Frankreich und Großbritannien ausgehandelten Abkommen Maria Theresia als Herrscherin der habsburgischen Territorien. Zudem geben sie alle während des Konflikts eroberten Gebiete zurück – und bekräftigen Preußens Herrschaft über Schlesien.

1756

Landshut. Eine 14-Jährige wird wegen angeblicher Hexerei hingerichtet. Die Waise soll im Bund mit dem Teufel geweihte Hostien missbraucht, die Mutter Gottes gelehnet und ein Unwetter heraufbeschworen haben. Sie wird wegen schwarzer Magie verbrannt – als letzte Frau in Deutschland.

Westminster. Großbritannien schließt am 16. Januar einen Bündnisvertrag mit Preußen. Das Abkommen verpflichtet Friedrich II., das Herzogtum Hannover (das Englands König Georg II. in

Personalunion regiert) im Fall eines französischen Angriffs zu verteidigen – was nicht unwahrscheinlich ist, da London und Paris Rivalen sind im Kampf um Kolonialbesitz in Indien und Nordamerika. Friedrich erhofft sich durch das Übereinkommen Schutz vor einem möglichen österreichisch-russischen Angriff: Denn Zarin Elisabeth ist sowohl mit Großbritannien als auch mit der österreichischen Herrscherin alliiert. Doch er wird sich verrechnen.

Versailles. Erbost über den Vertrag von Westminster, schließt Frankreichs König Ludwig XV. mit Maria Theresia am 1. Mai ein Bündnis – sehr

zur Verwunderung Friedrichs II., der die traditionelle Gegnerschaft zwischen Wien und Versailles für unüberbrückbar hielt. Doch Maria Theresia ist kompromissbereit, weil sie Frankreich als Verbündeten gegen Preußen braucht, dem sie Schlesien wieder abnehmen will. Auch Schweden und Russland treten dem antipreußischen Bündnis bei.

Sachsen. Um einem Angriff Österreichs und seiner Alliierten zuvorzukommen, überfällt Preußen am 29. August das Wien politisch nahestehende Kurfürstentum – und löst damit einen Konflikt aus, den spätere Historiker den „Siebenjährigen Krieg“ nennen

werden. Preußen wird unter anderem gegen Österreich in Böhmen, gegen Russland in Ostpreußen, gegen Schweden in Preußisch-Pommern kämpfen – sowie Großbritannien gegen Frankreich in Indien und Nordamerika. Die sächsischen Truppen kapitulieren im September des Jahres.

1757

Böhmen. Im Frühjahr rückt Friedrich II. auf Habsburger-Territorium vor und besiegt bald darauf die österreichische Streitmacht. Einen Monat später aber muss er sich nach einer schweren Niederlage wieder zurückziehen.

Preußen. Im Laufe des Jahres sammeln sich französische Truppen an der Westgrenze, während eine russische Armee in Ostpreußen einmarschiert und Friedrichs Heer klar besiegt. Zudem dringt Schweden ins preußische Pommern ein und Österreich in Schlesien. Erst zum Jahresende gewinnt Friedrich II. eine entscheidende Schlacht: im schlesischen Leuthen gegen Maria Theresia.

1793

Krefeld. Eine anglo-hannoversche Armee besiegt im Sommer Preußens Gegner Frankreich. Zugleich gelingt es König Friedrich II. in einem schweren Gefecht, die russischen Truppen zu schlagen.

1759

Kunersdorf. Östlich von Frankfurt erleiden die Preußen im August eine katastrophale

JOSEPH SÜSS OPPENHEIMER

1698–1738

Der Kaufmann, der den württembergischen Herzog Karl Alexander mit Geld versorgt, zählt zu den einflussreichsten »Hofjuden« im römisch-deutschen Reich. Als der Herrscher stirbt, endet Oppenheimers Karriere jäh: Neider beschuldigen ihn des Betrugs. 1738 wird er in Stuttgart hingerichtet – unter dem Jubel der Bevölkerung



Niederlage gegen die vereinigten Truppen Österreichs und Russlands. 18 000 preußische Soldaten kommen ums Leben.

1760

Dresden. Österreich erobert Sachsens Hauptstadt. Damit ist der Preußenkönig in der Defensive. Nun setzt Friedrich II. alles daran, sein Territorium sowie Schlesien zu verteidigen. Und tatsächlich gewinnt er bis Jahresende zwei entscheidende Schlachten bei Liegnitz und Torgau gegen die Erzherzogin. Doch in den folgenden Monaten werden seine Truppen mehr und mehr aufgerieben.

1761

London. Großbritannien stellt die Unterstützung Preußens ein. Nach einem Thronwechsel im Jahr zuvor will der neue, kriegsmüde König Georg III. den Konflikt in Europa auch angesichts der hohen Kosten beenden. Frankreich und Großbritannien tragen ihren Kampf inzwischen ohnehin vor allem in ihren Überseekolonien aus. Für Preußen scheint der Krieg nun verloren.

1762

Moskau. Zarin Elisabeth stirbt. Wenig später kündigt ihr Nachfolger Zar Peter III., ein Bewunderer Preußens, die Allianz mit Österreich und verbündet sich mit Friedrich II. Kurz darauf vermittelt er auch einen Friedensvertrag zwischen dem Preußenkönig und dem kriegsmüden Herrscher Schwedens.

1764

Warschau. Nach dem Tod des Sachsenherrschers Friedrich August II. (als Friedrich August III. König von Polen) wählt der polnische Adel einen einheimischen Edelmann zum Monarchen. So verliert Sachsen auch im Reich dauerhaft an Bedeutung.

Hubertusburg. Im Jagdschloss des sächsischen Kurfürsten beenden Preußen und Österreich den Siebenjährigen Krieg in Europa (Frankreich und Großbritannien haben sich wenige Tage zuvor über ihre Streitigkeiten in Übersee geeinigt). In ganz Deutschland sind Städte zerstört, Hunderte Dörfer unbewohnbar, Felder

vernichtet; gut 500 000 Menschen sind durch die Kämpfe ums Leben gekommen. Nun verpflichten sich die Kriegsparteien, alle eroberten Gebiete wieder zurückzugeben, Schlesien allerdings bleibt preußisch. Die wichtigste Konsequenz des Siebenjährigen Krieges ist indes nicht im Friedensvertrag fixiert: Preußen ist endgültig zur europäischen Großmacht aufgestiegen.

1742

Neiße. In einem schlesischen Schloss loten Friedrich II. und Maria Theresias 1765 zum Kaiser gewählter Sohn Joseph II. Möglichkeiten für eine fried-

liche Koexistenz aus. Doch ihr gegenseitiges Misstrauen ist zu groß. Und so wird die Rivalität der beiden Großmächte auch in den folgenden fast 100 Jahren die deutsche Geschichte prägen – bis Preußen 1866 Österreich aus dem Verband deutscher Staaten drängt.

Immerhin: Friedrich II. wird in den zwei Dekaden bis zu seinem Tod keinen Krieg mehr anzetteln. So kann sich Deutschland von den Folgen der zwischen 1674 und 1763 ausgefochtenen Konflikte erholen. In der jetzt anbrechenden Friedenszeit sieht der Preußenkönig seine Aufgabe darin, Handel und Gewerbe zu fördern. Ähnlich halten es die anderen Fürsten, indem sie in ihren Staaten die Ansiedlung von Manufakturen unterstützen oder durch bessere Bodennutzung landwirtschaftliche Erträge steigern lassen.

Doch der Warenaustausch im Reich ist weiterhin durch Zollschränken gehemmt. Überdies bleiben die Menschen durch zahlreiche innerdeutsche Grenzen getrennt. Auch gibt es nach wie vor weder eine deutsche Regierung noch ein gemeinsames stehendes Heer, weder eine Reichsverwaltung noch ein einheitliches Finanzsystem oder eine überall geltende Währung. Vor allem aber wird die Geschichte des Reiches ein weiteres Jahrhundert durch das preußisch-österreichische Machtringen bestimmt.

So ist Deutschland nach wie vor „nicht eine Nation“, wie der Poet Christoph Martin Wieland 1773 bemerkt, „sondern ein Aggregat von vielen Nationen“. ◇

WILHELMINE VON BAYREUTH

1709–1758

1731 zieht die Liebblingsschwester Friedrichs des Großen zu ihrem Bräutigam nach Bayreuth – ein Provinznest, das die Markgräfin bald nach eigenem Gusto formt. Wilhelmine lässt ein Opernhaus bauen, gestaltet Schlösser und Parks, holt Künstler an den Hof – und malt, komponiert und schreibt Gedichte bis zu ihrem frühen Tod



AUS DER REDAKTION

VERIFIKATION / HEFTKONZEPT

Lenka Brandt & Samuel Rieth

Besonders interessant findet die Faktenprüferin, wie Herrscher Prachtarchitektur als Machtinstrument einsetzen. Das erlebte auch der für diese Ausgabe verantwortliche Textredakteur, als er Versailles besuchte, die Residenz jenes Herrschers, der um 1700 Vorbild der deutschen Fürsten war: Ludwig XIV.



ILLUSTRATIONEN

Rainer Ehrh

Preußen ist für den in Brandenburg lebenden Künstler ein „obsessives Dauerthema“. Umso passender, dass er in seinen ersten Arbeiten für GEOEPOCHE unter anderem die „Hofjüdin“ des preußischen Königs darstellt. Mit der gleichen Zeichentechnik hat er auch dieses ironische Selbstporträt samt Kasper angefertigt.



GEOEPOCHE

Das Magazin für Geschichte

IMPRESSUM

CHEFREDAKTEUR: Michael Schaper
STELLVERTRETENDER
CHEFREDAKTEUR: Dr. Frank Otto
ART DIRECTION: Tatjana Lorenz
TEXTREDAKTION: Samuel Rieth (Konzept dieser Ausgabe), Jens-Rainer Berg, Insa Bethke, Dr. Anja Fries, Johannes Teschner
AUTOREN: Jörg-Uwe Albig, Dr. Mathias Mesenhöller
BILDREDAKTION: Christian Gargler (Leitung), Roman Rahmacker, Jochen Raß
VERIFIKATION: Lenka Brandt, Olaf Mischer, Alice Passfeld, Andreas Sedlmair
LAYOUT: Eva Mitschke, Hannah Göppel, Jan Schneider
WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG: Dr. Florian Schönfuß (Konzept & Literatur)
KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters
CHEF VOM DIENST / SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer
REDAKTIONSASSISTENZ: Ümmük Arslan; Anastasia Mattern, Thomas Rost (Buchrecherche)
CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Droste
HONORARE: Andreas Koseck
GESCHÄFTSFÜHRENDE
REDAKTEURIN: Maike Köhler
Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Michael Schaper
PUBLISHER: Dr. Gerd Brüne, Frank Thomsen
SALES DIRECTOR: Franziska Bauske / DPV
Deutscher Pressevertrieb

EXECUTIVE DIRECTOR DIRECT SALES: Heiko Hager, G+J Media Sales
Verantwortlich für den Inhalt der Beilagen: Daniela Pörmann – Director Brand Solutions
G+J el MS, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg
Es gilt die jeweils gültige Anzeigen-Preisliste unter www.gujmedia.de
MARKETING: Pascale Vitoir
HERSTELLUNG: G+J Herstellung, Heiko Belitz (Ltg.), Oliver Fehling
Gruner + Jahr GmbH
Sitz von Verlag und Redaktion:
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.
Postanschrift der Redaktion:
Brieffach 24, 20444 Hamburg.
Telefon: 040 / 37 03 0-0,
Telefax: 040 / 37 03 56 48,
Internet: www.geo-epoche.de
Heftpreis: 12,00 Euro
(mit DVD: 18,50 Euro)
ISBN: 978-3-652-00852-5;
978-3-652-00846-4 (Heft mit DVD)
ISSN-Nr. 1861-6097
© 2019 Gruner + Jahr, Hamburg
Bankverbindung: Deutsche Bank AG
Hamburg,
IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00,
BIC: DEUTDEHH
Litho: 4mat Media, Hamburg
Druck: appl druck GmbH,
Senefelderstraße 3-11, 86650 Wemding
Printed in Germany

FOTOVERMERK NACH
SEITEN

Anordnung im Layout: l.= links, r.= rechts, o.= oben, m.= Mitte, u.= unten

TITEL: National Gallery of Ireland, Dublin
INHALT: Kunsthistorisches Museum Wien: 4 o.; akk-images: 4 l. m.; Getty Images: 4 r. m.; Rainer Ehrh für GEOEPOCHE: 4 l. u.; bpk-images: 4 r. u.; Deutsches Historisches Museum/bpk-images: 5 o.; Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek, Hannover: Sign: 3-65-48: 5 m.; Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, akk-images: 5 u.
IM DEUTSCHLAND DES BAROCK: akk-images: 6/7, 18/19; bpk-images: 8/9, 10/11, 14/15, 16/17; Kunsthistorisches Museum Wien: 12/13
FÜRST DER VERSCHWENDUNG: akk-images: 23; bpk-images: 24/25, 26 o., 27 u., 28/29, 32/33, 34 (2), 35 o.; Alamy: 26 u., 27 o.; OHMA G Nr 26a/SächsHStA, Dresden: 35 u.
IN DER METROPOLE DES GELDES: Frankfurter Goethe-Museum/David Hall/Artothek: 38/39; Stadel Museum/Artothek: 40/41, 42, 46; akk-images: 43 (3), 45 (3), 47 (3), 48 (3), 49 (3), 51 (2); bpk-images: 44
DIE HOFJÜDIN: Rainer Ehrh für GEOEPOCHE: 53
BLUTIGE WEIHNACHTEN: Bayerische Staatsbibliothek/bpk-images: 54; Sammlung Graphik und Gemälde/Münchener Stadtmuseum: 56; Sammlung Jochen Raß: 59 (3), 60 (2)
FESTUNG DER GIER: Getty Images: 62/63; Rijksdienst voor het Cultureel Erfgoed/Amersfoort: 65; Werner Forman Archive/Bridgeman Images: 66; Max McClure/Alamy/mauritus images: 69; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 70
DIE MACHT DER GELIEBTEN: Rainer Ehrh für GEOEPOCHE: 71
DAS GROSSE STERBEN: akk-images: 74/75: 80 r. u., 82; Metropolitan Museum of Art/Science Photo Library/ akk-images: 77; Getty Images: 78/79; Alamy: 80 l. o.; bpk-images: 80 r. o., 80 l. u., 81 (2); Wellcome Library, London: 83; Wien Museum, Wien: 84
DER SOLDATENKÖNIG: Deutsches Historisches Museum/bpk-images: 86, 94; Hessische Hausstiftung, Kronberg/akk-images: 89; Stiftung Preussische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg/bpk-images: 90, 93
MEISTER DER VERSE: Rainer Ehrh für GEOEPOCHE: 99
ZEITLEISTE: RMN – Grand Palais/bpk-images: 103; B.P. Keiser/Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig: 104; Dominikanerkonvent, Graz: 105; Kunstmuseum Basel: 106; Alamy: 107; Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg: 108, 110; Stiftung Stadtmuseum Berlin: 109; Interfoto: 111; akk-images: 112, 113; Kunstauktionshaus Neumeister, München: 114
AUS DER REDAKTION: Jochen Raß: 115 o.; Rainer Ehrh: 115 u.
DAS LETZTE UNIVERSALGENIE: Heide Anton Ulrich-Museum, Braunschweig: 116; Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek, Hannover: Sign: 3-65-16: 116/119; Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek, Hannover: Sign: 3-65-48: 118; Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek, Hannover: Sign: 3-65-54: 120/121; Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek, Hannover: Sign: 3-65-28: 123; Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek, Hannover: Sign: 3-65-31: 124
JOHANN SEBASTIAN BACH: Staatsbibliothek zu Berlin, Musikabteilung (Mus.ms. Bach P. 32): Hintergrund und 126/127; Alamy: Signatur 126/127, 134/135; Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, akk-images: 128; bpk-images: 129 (3), 132, 133 (2), 136/137; Stadtgeschichtliches Museum Leipzig: 130/131
DAS SCHWÄBISCHE VERSAILLES: Günther Bayer für Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg: 140/141; GEO Grafik: 142; AdobeStock: 142/143 o.; Euro luftbild/akk-images: 143 u.; imagebroker/ddp images: 144/145, 147 o., 147 l. m.; Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg: 145 o.; Tobias Gerber/laif: 145 u.; Armin Weischer/Landesmedienzentrum Baden-Württemberg: 146 o.; ddp images: 147 l. m., 147 r. m., 148 u.; AIPX: 148 l. u.; Achim Mende für Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg: 148 r. u.
EINE STADTALS BÜHNE: American Libraries/archive, org: 150/151, 153, 154/155, 156/157, 158, 160/161, 162; mauritus images: 152; Interfoto: 159
VORSCHAU: Sir Francis Canker Photography/Getty Images: 166/167
RÜCKSEITE: RMN – Grand Palais/bpk-images:

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION
Telefon: 040/37 03 20 84,
Telefax: 040/37 03 56 48
E-Mail: briefe@geo-epoche.de
Die Redaktion behält sich die Kürzung und Veröffentlichung von Leserbriefen auf www.geo-epoche.de vor.

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHÜBER ETC.
Anschrift: GEO-Versand-Service, 74569 Blaufenken
Telefon: +49/40/42 23 64 27,
Telefax: +49/40/42 23 66 63
E-Mail: guj@sigloch.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG
Online-Kundenservice: www.geo.de/kundenservice
Telefon: 0049/40/55 55 89 90
Service-Zeiten: Mo-Fr 7.30 bis 20.00 Uhr, Sa 9.00 bis 14.00 Uhr
Postanschrift: GEOEPOCHE Kundenservice, 20080 Hamburg

Preis Jahresabo: 72,00 € (D), 81,00 € (A), 114,00 sfr (CH)
Abo mit DVD: 105,00 € (D), 120,00 € (A), 174,60 sfr (CH)
Studentenabo: 43,20 € (D), 48,60 € (A), 68,40 sfr (CH)
mit DVD: 66,60 € (D), 77,40 € (A), 118,80 sfr (CH)
Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich

USA: GEOEPOCHE is published by Gruner + Jahr GmbH
K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St, Englewood NJ 07631
Periodicals Postage is paid at Paramus NJ 07652
Postmaster: Send address changes to GEOEPOCHE, GLP, PO Box 9868, Englewood NJ 07631.
KANADA: Sunrise News, 47 Silver Shadow Path, Toronto, ON, M9C 4Y2,
Tel: +1 647-219-5205,
E-Mail: sunriseorders@post.com

Titelbild: »Dresden vom rechten Elbufer mit der Augustusbrücke« von Bernardo Bellotto. Kürzungen in **Zitaten** sind nicht kenntlich gemacht.
Redaktionsschluss: 12. Juli 2019

Alle Fakten, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCHE-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden.

1646–1716

Gottfried Wilhelm Leibniz

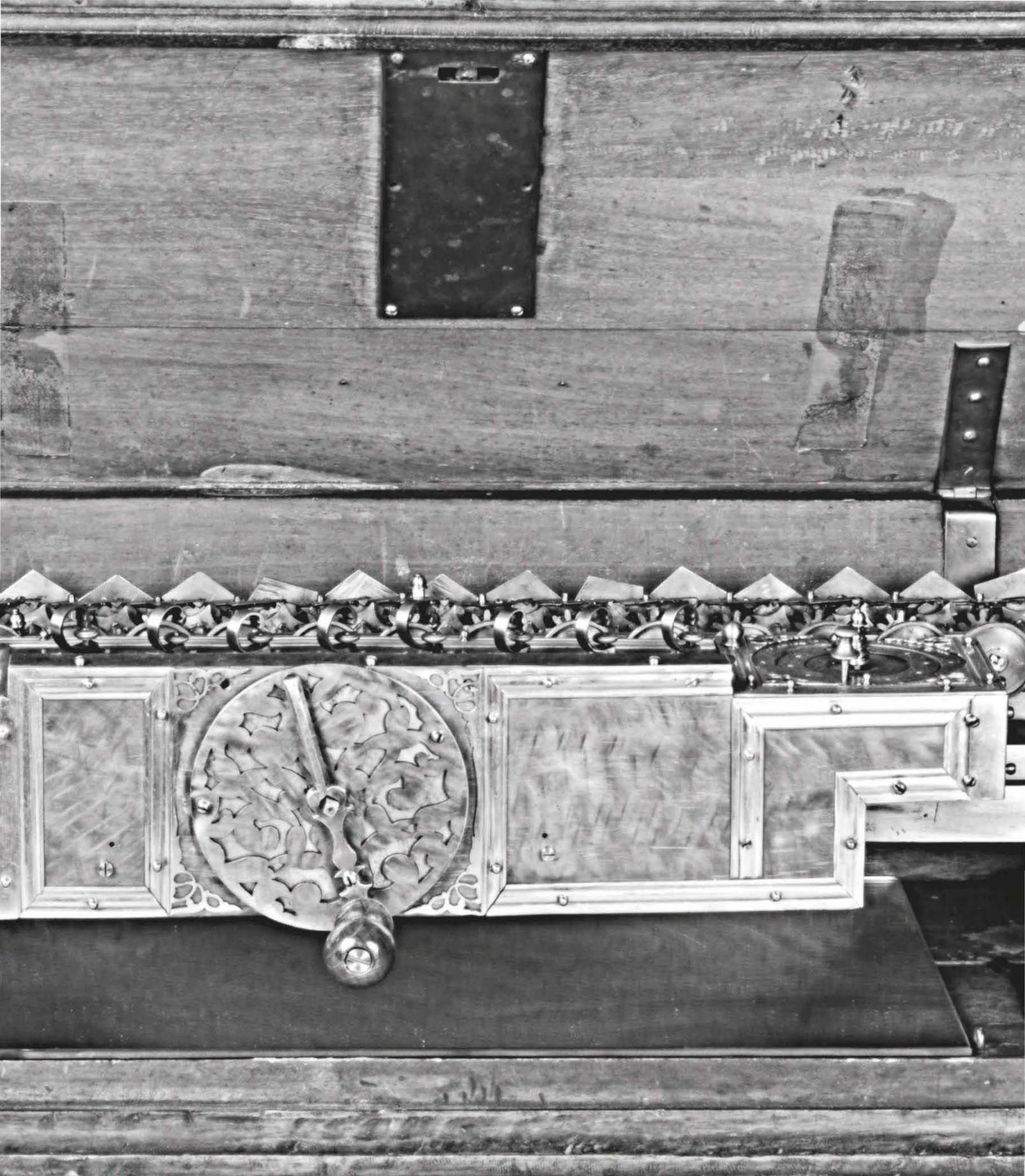
Das letzte UNIVERSAL- GENIE



LEIBNIZ ist
unter anderem
Jurist, Diplomat,
Mathematiker,
Philosoph und
Erfinder

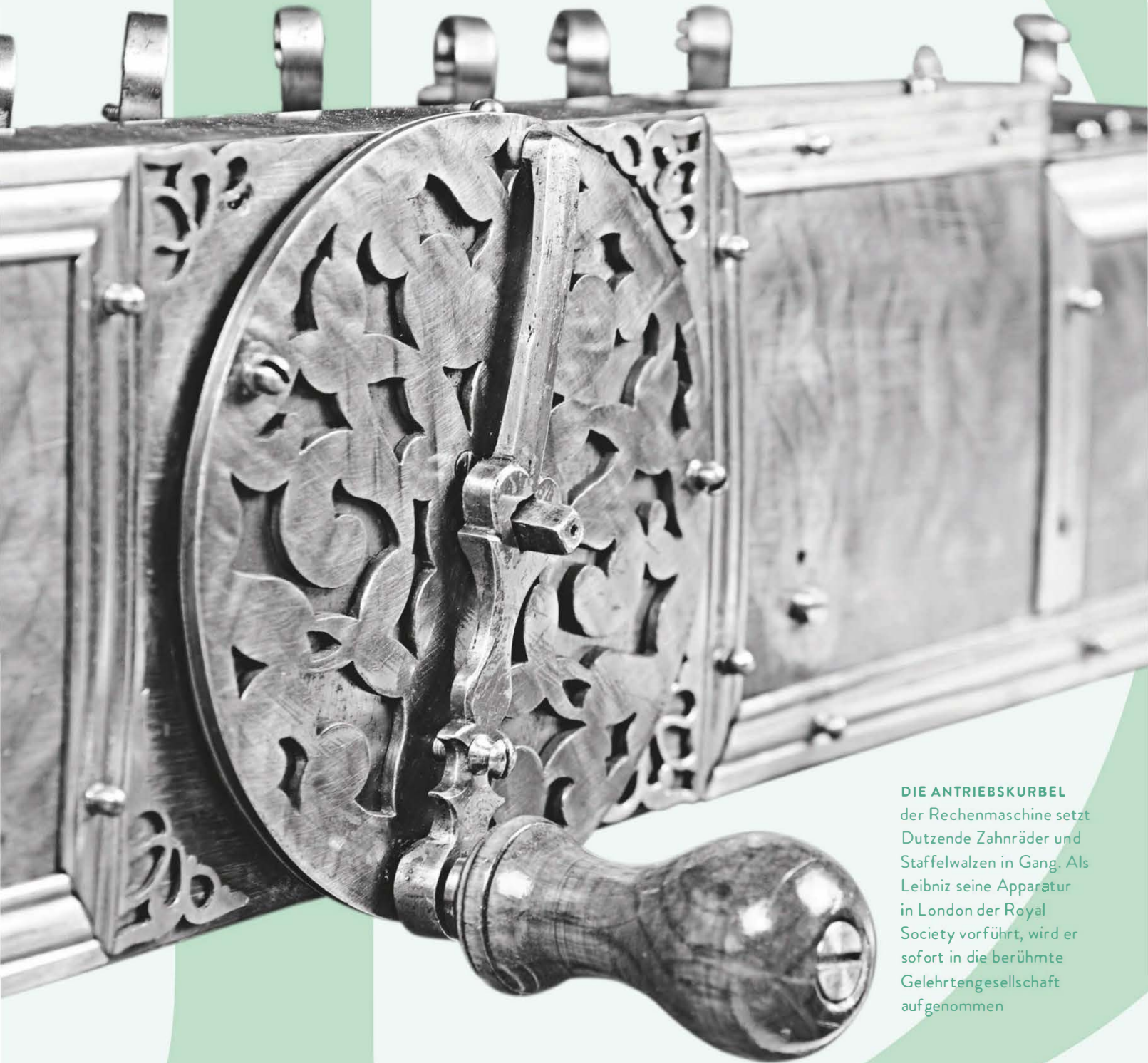
Um 1700 erlebt Europa einen Wissenschaftsschub: Akademien und Universitäten werden gegründet, Forscher erlangen immer neue Erkenntnisse. Der wohl größte Geist dieser Zeit ist Gottfried Wilhelm Leibniz, der als Gelehrter alle Disziplinen zu beherrschen versucht. Zu einem seiner Hauptfelder wird die Mathematik – hier gelangen ihm Durchbrüche, die die Welt bis heute prägen






DIE MATHEMATIK sieht Leibniz als Schlüssel dafür, die Welt zu verstehen. Mehr als vier Jahrzehnte lang tüftelt er an dieser gut 14 Kilogramm schweren, aus Eisen und Messing gefertigten mechanischen Rechenmaschine – der ersten, die alle vier Grundrechenarten beherrscht

TEXT: Jörg-Uwe Albig



DIE ANTRIEBSKURBEL
der Rechenmaschine setzt
Dutzende Zahnräder und
Staffelwalzen in Gang. Als
Leibniz seine Apparatur
in London der Royal
Society vorführt, wird er
sofort in die berühmte
Gelehrten-gesellschaft
aufgenommen



Der Mann, der die Welt neu sortiert, ist kein Weltmann. Gottfried Wilhelm Leibniz ist Beamter der drittletzten Stufe, Geheimer Justizrat im Dienst des Herrschers von Hannover; ein blasser, leicht unbeholfener, schnell verlegener Einzelgänger.

Er hat keine Frau und keine engeren Freunde, und die Mahlzeiten, die er sich aus dem Gasthaus kommen lässt, verzehrt er meist allein auf seinem Zimmer. Seine Stimme ist hoch und dünn, sein Blick kurzsichtig, seine Füße und Finger zu lang für seinen Geschmack. Und sein gesamter Leib scheint nicht zur Bewegung gemacht.

Doch dieser einsame Mann steht mit ganz Europa in Verbindung. Er hat Audienzen bei Fürsten, bei zwei deutschen Kaisern und dem russischen Zaren. Er schreibt mehr als 15 000 Briefe, korrespondiert mit 1100 Partnern in 16 Ländern. In diesem unablässigen Austausch bewegt er seine Gedanken und hält sie zugleich fest – gedruckte Bücher veröffentlicht er zu Lebzeiten kaum.

Sein Werk ist das Netzwerk.

In einer Zeit der wissenschaftlichen Explosion, in der die Kenntnisse in unerhörtem Maß anwachsen, ist Leibniz der wohl letzte Universalgelehrte – der „intelligenteste Mensch seiner Epoche“, wie ihn ein Biograf rühmen wird.

Er verschwendet sich als Doktor der Rechte, als Philosoph und Forscher, als Mathematiker und Erfinder. Er arbeitet als Techniker, Physiker, Historiker und Bibliothekar. Er wirkt als Diplomat, als Sprachwissenschaftler und als Theologe. Denn nur wer sich überall auskennt, kann das Entlegenste miteinander verknüpfen: „Wer nur an einer Sache arbeitet“, weiß er, „entdeckt selten etwas Neues.“

So findet er, was seine Zeitgenossen nicht einmal suchen. Er entwickelt Theorien zu Archäologie und Sprachgeschichte, aber auch eine Vorform des Dübels und einen gefederten Sitz für lange Kutschfahrten – sowie eine revolutionäre mechanische Rechenmaschine mit Staffelwalze und Zahnrad (die zwar vorerst nur vorübergehend funktioniert, deren Bauprinzip sich jedoch fast 300 Jahre nach seinem Tod als fehlerfrei erweisen wird).

Zudem formuliert er die „Dyadik“, die sämtliche Zahlen mit den Ziffern 1 und 0 ausdrückt, und legt so die Grundlagen für die digitale Rechenweise des Computers. Er entdeckt auch eine Methode zur Beschreibung von Kurven, die als Infinitesimalrechnung die Mathematik umwälzen wird und ohne die weder moderne Motoren denkbar wären noch Flugzeuge oder das Smartphone.

Doch eigentlich geht es Leibniz immer und immer wieder vor allem um eines: die Harmonie. Denn „Glück“, schreibt er, beruhe auf „höchstmöglicher Harmonie“.

Und weil Harmonie, so seine Definition, „die Vollkommenheit des Denkbaren“ sei, führten nur das Denken und das Wissen zuverlässig zu diesem Ziel – zur „Harmonie des Geistes“ und schließlich zur Erkenntnis jener „Universalharmonie“, die in Gottes Schöpfung wirke.

ES LÄSST SICH KAUM eine unharmonischere Zeit denken als jene Epoche, in die der kleine Gottfried Wilhelm hineingeraten ist, kurz vor Ende des Dreißigjährigen Kriegs.

1642, vier Jahre bevor er in Leipzig geboren wird, nehmen wieder einmal die Schweden nach langer Belagerung die Stadt ein, die in diesem Krieg schon ein Fünftel ihrer Einwohner verloren hat. Erst 1650 ziehen die letzten Besatzungstruppen ab. Und noch viele Jahre später plündern Räuberbanden die Häuser, vermerken die Chronisten in Leipzigs Straßen „besondere Bettelbedrängnis“.

Und weil die Harmonie seiner Ansicht nach nur durch das Denken entstehen kann, schafft Leibniz sie in seinem Kopf: Mit den Werkzeugen der Logik will er diese verrückt gewordene Zeit in die Bahn bringen.

Schon vor der Einschulung mag das Professorenkind lieber lesen als spielen, unterhält sich besser mit Büchern als mit gleichaltrigen Freunden. Und dass sein Vater stirbt, als er sechs ist, sieht er im Rückblick nicht als Trauma, sondern als Chance: Nur so kann er ohne elterliche Vorgaben lernen, was ihm gefällt, und „auf viele Dinge kommen, an die ich sonst nimmermehr gedacht hätte“.

Mit acht Jahren besucht er nicht nur die Grundschule, sondern wälzt nebenbei den altrömischen Historiker Livius – und erschließt sich die lateinische Sprache ohne Wörterbuch, nur anhand der Holzschnitt-Abbildungen, mit denen die Bücher verziert sind. Mit neun stürzt er sich auf die Kirchenväter, die Logik des Aristoteles und die Metaphysik der Scholastik.

Mit zwölf denkt er erstmals über eine „Art Alphabet der menschlichen Gedanken“ nach: ein Arsenal aus klar definierten, als Zeichen darstellbaren Grundbegriffen, die sich eindeutig und nachvollziehbar zu gedanklichen Urteilen kombinieren lassen. Auch als er mit 17 das Stu-

dium der Rechtswissenschaft beginnt, findet er noch genug Energie, sich nebenher in allerlei wissenschaftlichen Disziplinen auszuprobieren – und zwar, das ist ihm wichtig, ausschließlich „nach meinem eigenen Willen“.

Die Professur, die ihm die Universität Nürnberg mit 21 Jahren anbietet, lehnt er selbstbewusst ab. Er will sich nicht im akademischen Betrieb einmauern: Sein Leben lang wird er nie einen Hochschulposten bekleiden.

Denn sein Wissen soll hinaus in die Welt. Am liebsten würde er es mit vollen Händen verteilen.

Pädagogische Erlebnisparks „zum leichteren Erlernen aller Dinge“ malt er sich aus, mit Laternae magicae, künstlichen Meteoriten, nachgestellten Land- und Seeschlachten sowie den berühmten Vakuumkugeln des Magdeburger Bürgermeisters Otto von Guericke, deren Hälften 30 Pferde nicht auseinanderzerren können. Stellt sich öffentliche Bluttransfusionen vor, Shows mit Rechen-

maschinen und Artisten, die durch Schreie Glaszerspringen lassen. Solches Infotainment könnte „den Leuten die Augen öffnen“, erklärt er – und ihnen so die Welt der Vollkommenheit näher bringen, sprich: der Harmonie.

Unermüdlich und auf allen Ebenen bemüht er sich um diese Harmonie. Verhandelt mit protestantischen Kirchenmännern und katholischen Bischöfen um die Einheit der Konfessionen. Tüftelt weiter an seinem universalen Zeichensystem zur besseren Verständigung der

DIE 650 EINZELTEILE
der Maschine sind
millimetergenau auf-
einander abgestimmt.
Für die Mechaniker,
die die Apparatur in
Handarbeit zusam-
mensetzen, eine jahre-
lange Prüfung



Forscher aller Länder, durch das nur noch eindeutig definierte Begriffe miteinander kombiniert werden könnten und für Streit kein Raum mehr bliebe.

Am liebsten möchte er in die Politik: mitmachen, an den Hebeln ziehen, die Geschichte der Nationen beeinflussen – oder wenigstens die der Kleinstaaten, die in Deutschland um Macht und Prestige ran-

geln. Meist bleibt es aber nur bei Projekten, großen Entwürfen. Er schmiedet Pläne für einen Reichsbund deutscher Fürsten, die niemand umsetzen will. Machtsich auf, um dem Franzosenherrscher Ludwig XIV. einen Heiligen Krieg gegen das reiche Ägypten vorzuschlagen – damit Frankreichs Monarch dafür Europa in Frieden lässt. Doch als er 1672 in Paris eintrifft, um dem Sonnenkönig den Gedanken zu unterbreiten, hat der längst beschlossen, in die Niederlande einzumarschieren.



Um Geld zu verdienen, verfasst Leibniz juristische Gutachten. Und dient sich 1673 sogar, mit einer Spottschrift auf Ludwig XIV., dem Kaiser in Wien für einen Posten als Hofsatiriker an. Doch ein Beamter richtet ihm aus, Majestät beschäftige bereits einen spaßigen Bibliothekar, es bestehe kein weiterer Bedarf.

1676 nimmt er das Angebot des Herzogs Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg an, in der Residenz Hannover als Rechtsbeistand und Bibliothekar zu dienen – allerdings erst nach langem Zögern, denn Hannover ist tiefe Provinz: ein Nest mit kaum 10 000 Einwohnern, erst 40 Jahre zuvor zur fürstlichen Residenz avanciert.

Nur allmählich blüht auch hier jene barocke Pracht auf, die andere Höfe längst beglänzt. Noch immer säumen Fachwerkhäuser die oft ungepflasterten Straßen, und statt in einem Prunkbau residiert der Herzog in einem umgebauten Kloster.

Johann Friedrich ist ein rachsüchtiger, auf den ersten Blick wenig einnehmender Mensch. Selbst seine Mutter findet ihn hässlich, „abscheulich dick, dabei viel kürzer als die anderen“. Sechs Lakaien tragen ihn in der Sänfte umher, und zur Jagd muss man ihn stützen. Auch ein Mann des Geistes ist er nicht: Viel mehr als die Bücher interessiert ihn seine kostspielige Armee.

Leibniz, den Intellektuellen, hält sich der Fürst eher zu seinem Amusement. Er bringt ihn in einer Kammer der Bibliothek unter, im Modergeruch alter Schwarten.

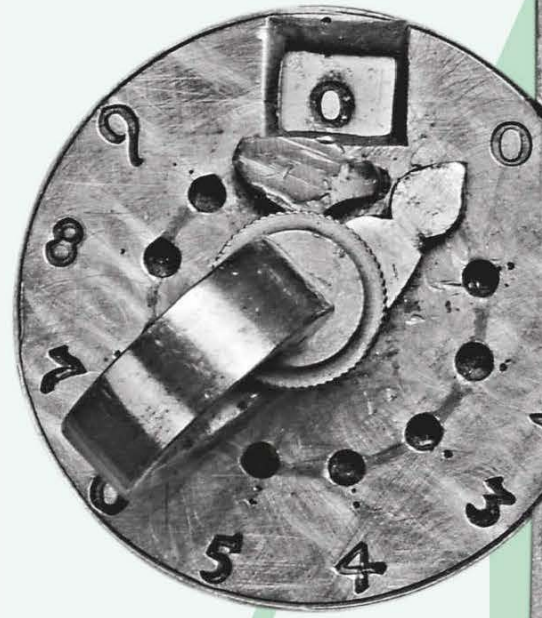
Der Gelehrte fürchtet zunächst, er sei zu einer wahren „Sisyphusarbeit der Gerichtsgeschäfte“ verdammt, doch tatsächlich lässt Johann Friedrich ihm reichlich Zeit, seinen mathematischen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Grillen zu folgen.

Manchmal darf er dem Herzog auch seine Ideen vortragen. Dann begibt sich Leibniz zum „Audienzbett“, in dem Johann Friedrich ab acht Uhr morgens seine Tage verbringt, und präsentiert ihm Entwürfe für Verschlüsselungsmaschinen, Pläne zur Mechanisierung der Seidenproduktion, zur Verwaltungsreform, zu Ackerbau und Manufakturwesen. Unterbreitet ihm ein gigantisches Programm zur Datensammlung, schlägt Mikrokredite für Arme vor, Versicherungen gegen Flut und Feuer und für Hinterbliebene.

„Mein Guter“, ächzt der Fürst dann, „mein Besonderer“ und bietet jovial eine Tasse Schokolade an. Doch von den Plänen will er meist nichts wissen.

Nur der Vorschlag seines Hofgelehrten, die Bergwerke im Harz, Deutschlands größter Industrielandschaft, mit Windkraft zu entwässern, stößt bei Johann Friedrich

MULTIPLIKATIONEN
und Divisionen vollzieht
die Konstruktion durch
vom Zählrad dokumen-
tierte, fortlaufende
Additionen beziehungs-
weise Subtraktionen –
so wie auch moderne
Computer



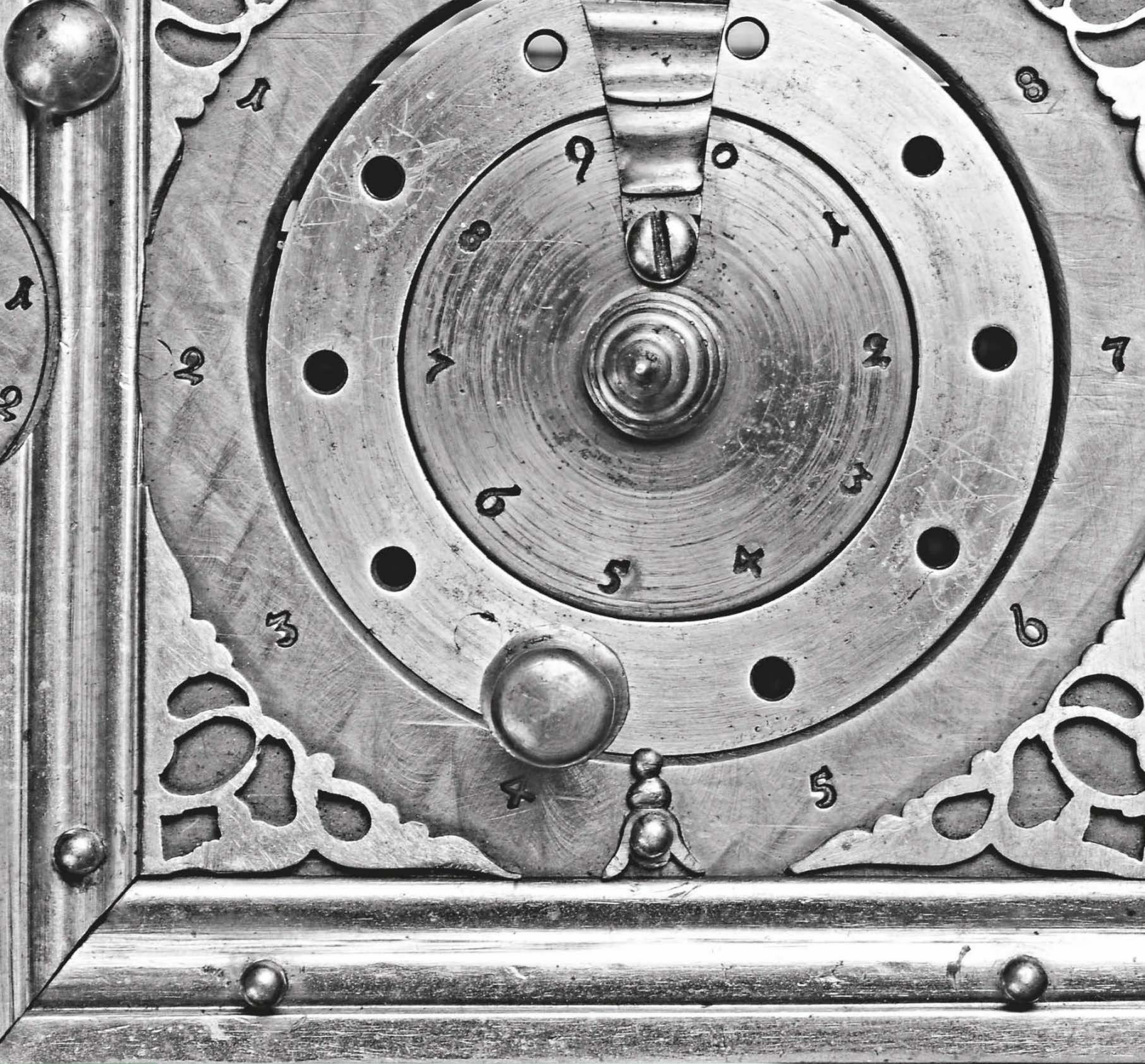
auf Interesse. Doch die Leibniz'schen Windmühlen sind zu schwach, und auch Wind und Wetter nicht verlässlich auf seiner Seite. Zudem sabotiert das Bergamt den wunderlichen Quereinsteiger, der sich kaum unter Tage wagt, „wo ich mich selbst nicht sehen könnte“. Schließlich muss der Autodidakt auch diese Pläne aufgeben.

Als Johann Friedrich 1680 stirbt und dessen Bruder Ernst August in Hannover das Regiment übernimmt, verschlechtert sich die Stellung des Gelehrten noch weiter. Der neue Fürst kürzt Leibniz den Etat für die Bibliothek von 1500 auf nicht einmal 100 Taler pro Jahr. Dafür spannt er ihn als PR-Manager ein, lässt ihn Erbensprüche legitimieren und Glückwunschgedichte verfassen. Und erteilt ihm den Auftrag, eine umfassende Geschichte des Welfenhauses zu erstellen, dem der Herzog angehört.

Immerhin darf der Forscher für diese Arbeit reisen. Auf der Suche nach den Wurzeln seines Chefs durchkämmt er Süddeutschland und Österreich, durchquert Italien bis nach Rom und Neapel. Und es gelingt ihm sogar, in Wien eine Audienz bei Kaiser Leopold I. zu erhaschen, ihm Pläne zur Münzreform vorzulegen, zur Finanzierung der Türkenkriege, zum Aufbau eines Reichsarchivs. Doch der Kaiser nickt nur gnädig – und wendet sich anderen Dingen zu.

DERWEIL GREIFEN DIE BESCHRÄNKUNGEN am hannoverschen Hof immer massiver auch seinen Körper an. Manchmal spürt Leibniz plötzlich „Frost und darauf Hitze“, dann wieder ein „Grimmen“ im Bauch.

Die Ärzte raten ihm, weniger zu denken – Leibniz aber weiß selbst am besten, was ihm fehlt: „Alles was mich



körperlich und geistig beengt“, klagt er einem schottischen Briefpartner, „kommt daher, dass ich nicht in einer großen Stadt wie Paris und London lebe.“

Es erscheint wie ein Glücksfall, dass sich Sophie Charlotte – die hochgebildete Tochter von Ernst August und Gattin des brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III. – für Berlin ein Observatorium wünscht, so wie es bereits in Paris steht. Leibniz wittert eine Chance. Darf es nicht vielleicht eine ganze Akademie sein: ein Haus

für die Mathematik und Medizin, für Botanik und Bergbau, Astronomie und Architektur, Physik und Chemie?

Diese „Societät“, so schwebt es ihm vor, soll nicht nur dienen, sondern regieren. Eine sanfte Diktatur des Geistes soll sie sein, eine Wissensbehörde, ein Superministerium, das nach und nach den ganzen Staat übernehme – und schließlich den Erdkreis: Beherrschte eine solche Institution erst einmal „mehr als die Hälfte der Welt“, hätten auch Krieg und Gewalt ein Ende. Immer wieder



MITHILFE dieser Kurbel kann man bestimmte Teile der Maschine vor- und zurückbewegen. Dadurch vergrößern sich die eingegebenen Zahlen – und Rechnungen bis in den 16-stelligen Bereich werden möglich

reist er nach Berlin. Umgarnt die Kurfürstin mit seinem Scharfsinn, bis die schließlich bekennt, seine „Schülerin“ zu sein. Und 1700 bewilligt Friedrich III. tatsächlich die Akademie: mit Leibniz als Präsidenten, allerdings ohne Budget.

Der Gelehrte sucht die Mitglieder zusammen, lädt sie zu Sitzungen. Doch die Männer, die er findet, sind eher Dilettanten als Genies – ein Archivar und Hobby-Mathematiker etwa, ein Kalendermacher mit Faible für Astronomie, ein Prediger, der nebenbei zur Geschichte der Brandenburger Bischöfe forscht, ein Arzt, der mit Brenngläsern experimentiert. Und es ist nicht die Schuld von Leibniz, dass die Kollegen ihm bald das Heft aus der Hand nehmen und das Projekt lange in der Bedeutungslosigkeit verebbt.

In Gesprächen mit der Kurfürstin und deren Gästen stellt er seine philosophischen Gedanken auf den Prüfstand. Immer deutlicher entwickelt er jetzt eine Philosophie, die seiner Sehnsucht nach Harmonie das theoretische Rüstzeug verschafft. Und natürlich ist sie, wie es sich für einen Universalgelehrten gehört, nicht einfach Metaphysik – sondern, wie er bekennt, „sozusagen gänzlich Mathematik“.

In seiner „Theodizee“, dem umfangreichsten Werk, das er je publiziert, unternimmt er nicht weniger als die Verteidigung Gottes mit den Mitteln der Logik: Er besteht darauf (dem Irrsinn der Europa immer wieder

erschütternden Kriege zum Trotz), dass der Gang der Dinge so vernünftig ist wie Algebra. „Indem Gott rechnet und seinen Gedanken ausführt“, so schreibt er, „entsteht die Welt.“

Nichts in ihr geschehe ohne zureichenden Grund. Und so sei sie vielleicht nicht uneingeschränkt gut – aber doch die beste aller möglichen Welten: die einzige logische Option, die dem rechnenden Gott zur Auswahl stand.

Auch die Dyadik, sein Zahlensystem aus Einsen und Nullen, dient Leibniz weniger als Mittel zur Lösung mathematischer Probleme, sondern vor allem als Metapher für die Allmacht Gottes (symbolisiert durch die 1), der die Welt aus dem Nichts (0) geschaffen hat.

Und seine Infinitesimalrechnung ist ihm nicht nur ein Werkzeug, das ihm hilft, die Steigungen an beliebigen Punkten von Kurven zu bestimmen und durch die Kurven begrenzte Flächen zu berechnen – sondern ein weiterer Beleg dafür, dass „alles mathematisch“ und „unfehlbar zugehe in der ganzen weiten Welt“.

Doch während sich der Gelehrte noch im Glanz seines wachsenden Ruhms sonnt, pocht der hannoversche Fürst Georg Ludwig (der 1698 seinem Vater Ernst August nachgefolgt ist) immer wieder auf die Erfüllung der Dienstpflichten. Allmählich, so kolportiert es jedenfalls ein hannoverscher Gesandter am Kaiserhof in Wien, habe Georg Ludwig genug von den „unendlichen Korrespondenzen“ seines Untertans, dessen „Hin- und Wiederrei-

sen“, dessen „unersättlicher Kuriosität“. Der Herrscher argwöhnt, Leibniz habe „entweder kein Talent oder keine Lust“, eine Aufgabe „zusammenzubringen oder zu beenden“. Die große Weltgeschichte etwa: Wird sie denn niemals fertig?

Leibniz fügt sich in die Pflicht, die er seinem Fürsten schuldet, auch wenn sie ihn zwingt, wie er klagt, „alle mathematischen, philosophischen und juristischen Überlegungen, zu denen ich mich hingezogen fühle, zurückzustellen“.

Und als wären diese profanen Belästigungen noch nicht genug, eskaliert auch noch ein großer Gelehrtenstreit um die Infinitesimalrechnung.

FÜR LEIBNIZ ist der Fall klar: 1684 hat er in einer Wissenschaftszeitschrift erstmals die wesentlichen Elemente seines „Calculus“ publiziert. Erst drei Jahre später hat Isaac Newton in seiner Schrift „Mathematische Grundlagen der Naturphilosophie“ öffentlich nachgezogen.

Doch seit Langem lancieren die Anhänger des Mannes aus Cambridge den bösen Verdacht, in Wahrheit sei der Brite der Erste gewesen. Leibniz habe einfach nur zwei Briefe ausgewertet, in denen Newton dem Deutschen seine neue Methode dargestellt habe – und die mit leicht veränderten Begriffen als eigene Leistung ausgegeben.

In diesen Briefen stehen freilich nur vage Andeutungen; zudem sind sie, wie im 17. Jahrhundert unter vorsichtigen Forschern üblich, mit hermetischen Zeichenfolgen wie „6accdae13ef f7i3l9n4o4qrr4s8t12vx“ verschlüsselt.

Bald tobt der Zwist um die mathematische Erstgeburt nicht mehr nur zwischen Leibniz und Newton, sondern zwischen den Wissenschaftsgemeinden des Kontinents und der auf den Britischen Inseln. 1712 nimmt sich eine Untersuchungskommission der Londoner „Royal Society“ den Fall vor, der angesehensten Wissenschaftsinstanz weltweit – deren Präsident seit 1703 Isaac Newton heißt. Binnen nur 50 Tagen kommt sie zu dem Schluss, dass „Mr. Newton der erste Erfinder“ der „differenziellen Methode“ sei.

Autor des Abschlussberichts: Isaac Newton.

Leibniz wankt unter diesem Schlag. Gekränkt lässt er sich zu einem Flugblatt hinreißen, das er anonym in der Mathematiker-Gemeinde zirkulieren lässt: In Wirklichkeit sei Newton derjenige, der „sich die Ehre eines anderen als eigenes Verdienst angeeignet hat“ – und seine Unterstüt-

LITERATURTIPPS

HANS POSER

»Gottfried Wilhelm Leibniz«

Die wichtigsten Ideen des Gelehrten und ihre Wirkung bis heute (Junius).

THOMAS SONAR

»Die Geschichte des Prioritätsstreits zwischen Leibniz und Newton«

Nacherzählung des Wissenschaftskrimis (Springer Spektrum).

zer nichts als „Schmeichler“, erfüllt von „Eitelkeit“ und „Ungerechtigkeit“.

Das Urteil aber ist gesprochen. Überdies peinigen Leibniz jetzt auch noch Gicht und offene Beine. Die Schmerzen versucht er mit neuen Schmerzen zu übertönen: verursacht durch hölzerne Schraubstöcke, in die er die befallenen Glieder zwingt. Die offenen Stellen trocknet er mit Löschpapier.

Als der Universalgelehrte am 14. November 1716 stirbt, fast gelähmt, ohne Frau und Familie, prahlt sein Gegner Newton einem späteren Bericht zufolge, er habe des Kontrahenten „Herz gebrochen“. Und anders als der Brite, dessen Sarg 1727 Herzöge und viele Tausend Anhänger begleiten werden, verlässt Gottfried Wilhelm Leibniz die Welt halb vergessen. Zu seinem Begräbnis erscheint nicht ein einziges Mitglied des Hofes oder der Beamtenschaft. Auf dem Sarg aber prangen, in silbernem Zinn auf schwarzem Samt, die Eins und die Null seiner Dyadik.

In der Wohnung des Toten finden sich Hunderttausende beschriebener Blätter und Zettel, darunter viele fast fertige, doch unveröffentlichte Manuskripte – die der hannoversche Herrscher eilig konfiszieren lässt, um darin womöglich enthaltene Hofgeheimnisse zu schützen.

Der Streit aber, wer denn nun die Infinitesimalrechnung erfunden hat, kommt durch den Tod der zwei Genies noch lange nicht zur Ruhe. Mehr als zwei Jahrhunderte lang dauert er an, und erst 1949 wird ein Mathematikhistoriker Leibniz endgültig rehabilitieren: Der sei zwar nach Newton als Zweiter, doch völlig selbstständig zu der bahnbrechenden Methode gelangt.

Zudem hat Leibniz die eleganteren Zeichen und Begriffe gefunden; daher rechnet schon bald fast die ganze gelehrte Welt mit seinen Symbolen. Nur die Engländer bleiben der umständlichen Terminologie ihres Newton treu.

Und so werden die Sieger im Krieg der Formeln am Ende doch dessen Verlierer sein: Mit ihrem unhandlichen Werkzeug verlieren die Briten für mindestens ein Jahrhundert den Anschluss an die Entwicklung der Mathematik.

Den unterlegenen Leibniz aber wird man lange nach seinem Tod als Urvater von Kybernetik und Computer verehren, als Propheten des Siegeszugs formaler Logik.

Kurz: als Wegbereiter der Moderne. ◇

IN KÜRZE

Der rasante Zuwachs an Wissen um 1700 bedeutet das Ende des klassischen Universalgelehrten. Der letzte, der noch den Überblick behält, ist Gottfried Wilhelm Leibniz. Der Leipziger wirkt als Jurist, Philosoph, Physiker, Theologe, Techniker – und Mathematiker. Er entwickelt die Infinitesimalrechnung, ohne die moderne Motoren und Smartphones undenkbar wären. Und legt mit der Dyadik, die alle Zahlen durch 1 und 0 ausdrückt, die Grundlage für den Computer.

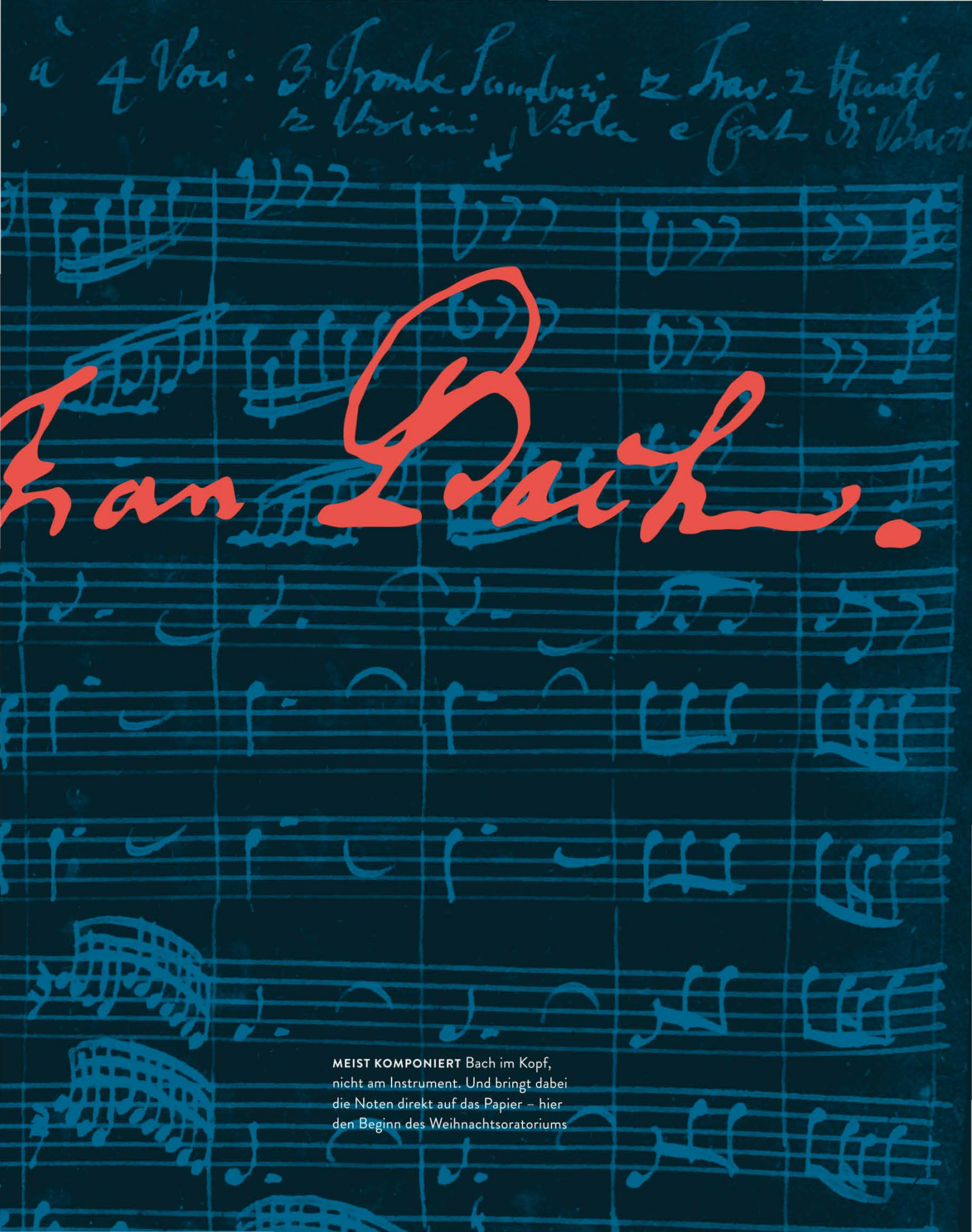
1723
Johann Sebastian Bach

Feria Nationalis M. Oratorium No. 8

Keiner erforscht die Regeln der Musik und deren Wirkung auf das menschliche Gemüt so genau wie er. Als Johann Sebastian Bach 1723 zum Musikdirektor in Leipzig berufen wird, ist er für den Stadtrat dennoch nur dritte Wahl

TEXT: Jörg-Uwe Albig

Johann Sebastian



Johann Sebastian Bach.

MEIST KOMPONIERTE Bach im Kopf,
nicht am Instrument. Und bringt dabei
die Noten direkt auf das Papier – hier
den Beginn des Weihnachtsoratoriums



MUSIK IST für Bach eine Wissenschaft: analytisch wie die Chemie, präzise wie die Mathematik. Dem Anspruch, sie zu durchdringen, folgt der Komponist sein Leben lang

E

Er ist dem Gesetz auf der Spur. Den Formeln, Regeln und Wirkkräften, den Konstanten und Planetenbahnen – jenes Paralleluniversums, das sich Musik nennt.

Musik ist ja zu ernst, um sie den Ohrenschmeichlern und Schöntönern zu überlassen. Das Wort „Musicant“, das den musikalischen Praktiker bezeichnet, klingt ihm wie eine Beleidigung. Für ihn ist Musik ein Stück Weltweisheit: eine geradezu „mathematische Wissenschaft“, wie einer seiner Schüler es formulieren wird. Eine Physik der „Ursachen, Eigenschaften und Unter-

schiede des Klanges“. Und eine Chemie der Substanzen, die den Menschen „zur Andacht, zur Tugend, zur Freude und zur Traurigkeit bewegen“.

Das ist das Credo des Johann Sebastian Bach.

Es ist eine wissbegierige Zeit. Die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert ist eine Epoche der Weltformeln, der großen wissenschaftlichen Entwürfe. Der Engländer John Ray ordnet das Pflanzenreich in einer Systematik, der Niederländer Christiaan Huygens beschreibt erstmals den Wellencharakter des Lichts. Sein Landsmann Antoni van Leeuwenhoek begründet mit seinem Mikroskop die Mikrobiologie. Und der Deutsche Gottfried Wilhelm Leibniz legt die theoretischen Grundlagen für das, was einmal Computer heißen wird.

Über allen aber glänzt der Stern des Isaac Newton. Der Brite hat nicht nur die Kraft dingfest gemacht, die den Mond um die Erde und die Erde um die Sonne kreisen lässt, die Ebbe und Flut erzeugt. Er hat auch die Gesetze der Mechanik und Optik bestimmt, die Entwicklung des Spiegelteleskops vorangebracht und fast gleichzeitig mit Leibniz die Infinitesimalrechnung entwickelt, mit der sich etwa Kurven berechnen lassen.

Wohl nirgendwo in Deutschland ist die Verehrung für diesen Mann so gewaltig wie in der Universitätsstadt Leipzig. Doch bei allem Wissenschaftsglauben sind die Leipziger, mit sechs Kirchen gesegnet, auch äußerst gottesfürchtig. Und jetzt, im Jahr des Herrn 1723, hat der Rat einen nicht mehr ganz unbekannten Mann zum Kantor der

Thomasschule bestellt, ins höchste musikalische Amt der Stadt – ebendiesen Johann Sebastian Bach, den man nicht von ungefähr später als den Newton der Musik feiern wird.

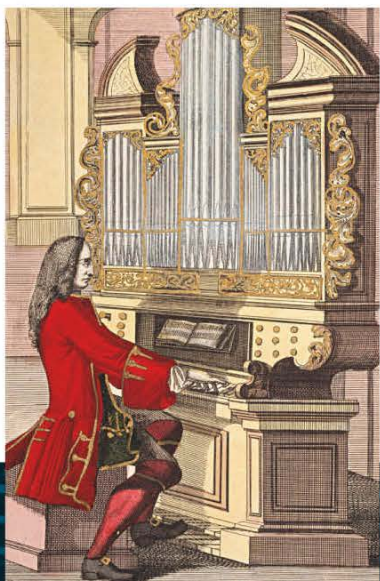
Zugegeben: Eigentlich hätten die Leipziger gern den berühmteren Georg Philipp Telemann gehabt, der so eingängige Melodien schreibt. Doch der bleibt lieber in Hamburg, als Kantor des Johanneums und Musikdirektor der Stadt.

Auch Deutschlands Nummer zwei, der Komponist Christoph Graupner, war nicht zu haben, weil sein Dienstherr, der Landgraf von Darmstadt, ihn nicht freigeben mochte.

Dann eben Bach. Immerhin „exzelliert“ der, so ein Ratsmitglied, „im Klavier“ – und zwar so triumphal, dass 1717 ein französischer Tastenkünstler lieber freiwillig das Feld geräumt hat, als gegen ihn zum Wettspiel anzutreten. Auch als Komponist ist er berühmt genug.

Und so ist diese Personalie nicht zuletzt ein Coup des Stadtmarketings. Im Prestigekampf gegen etablierte Musikstädte wie Frankfurt, Hamburg und Dresden soll Leipzig endlich konkurrenzfähig werden. Schließlich sind in dieser Stadt, mit über 30 000 Einwohnern gesegnet und andächtig „Klein Paris“ genannt, in den 20 Jahren zuvor Handel und Gewerbe erblüht, haben

DIE ORGEL gehört zu den Instrumenten, die der Spross einer Musikerfamilie meisterhaft beherrscht



GEBOREN
als Sohn eines
Trompeters, weiß
Bach um die
Macht eines
Fanfarenstoßes



neun Banken die Geschäfte aufgenommen, zahlreiche Manufakturen die Zünfte verdrängt: Sie produzieren Textilien, Leinwand und Tapeten, verkaufen Tabak, Spielkarten und Musikinstrumente.

Über ganze Häuserblocks erstrecken sich jetzt die neuen Paläste, die den frischen Stolz der Bürger demonstrieren. Sie prahlen mit Prunkfassaden und Innenhöfen, Erkern und Goldornamenten. Als eine der ersten deutsche Städte beleuchtet Leipzig seit 1702 seine Straßen sogar mit 750 von Eichenpfählern getragenen Öllampen.

Als „Marktplatz des Kontinents“ ist der Handelsort dabei, Frankfurt zu überflügeln: Dreimal im Jahr, zu Neujahr, Ostern und Michaeli, locken Messen Aussteller sowie Besucher an.

Inzwischen gilt Leipzig auch als Hochburg für Buchhandel, Literatur und Theater. Es hat berühmte Verleger, große Druckereien und die „Einkommenden Zeitungen“, die erste Tageszeitung der Welt. Es hat öffentliche Kunstkabinette, in denen Privatsammler den Bürgern ihre Gemälde von Leonardo und Tizian präsentieren, von Rubens, Brueghel und Rembrandt.

Und es hat Kaffeehäuser, in denen die Bürger so fortschrittsfroh debattieren, dass die Obrigkeit bereits 1716 das „leichtfertige Wesen“ in diesen Etablissements zu überwachen beginnt.

Doch vor allem hat es eine Universität. Die, 1409 gegründet, ist eine der ältesten Deutschlands: Hier haben 1519 schon Martin Luther und sein Wider-

sacher Johannes Eck ihre Dispute ausgefochten. Hier etablieren sich allmählich Frühaufklärer wie der Schriftsteller, Sprachforscher und Literaturtheoretiker Johann Christoph Gottsched, und auch allerlei „verdächtige Meinungen und neue Arten zu reden und zu schreiben“ sind bereits so verbreitet, dass die Universitätsverwaltung mit Aushängen am Schwarzen Brett vor ihnen warnt.

KURZ: HIER HERRSCHT ein intellektuelles Reizklima, in dem einer wie Bach, der bei einer Auktion schon mal über ein Zehntel seines Jahresgehalts für Bücher ausgibt, gedeihen kann. Am 22. Mai 1723 zieht er in Leipzig ein. Eine Kara-



SEINE ERSTE Anstellung hat Bach wohl als Geiger – am Hof der Herzöge von Sachsen-Weimar

wane rollt mit ihm in die Stadt: vier Wagen, mit Hausrat beladen, dann zwei Kutschen, darin der Meister, dessen zweite Frau Anna Magdalena, die er nach dem Tod der ersten Gattin geheiratet hat, die Schwägerin Friedelena und die fünf Kinder. Der Konvoi hält vor der spätgotischen Thomaskirche, ihrem plumpen Turm, dem mächtigen Schiff mit dem Schieferdach und den hohen Fenstern. Dort nimmt die Sippe die Wohnung des Kantors in Beschlag.

Die drei Stockwerke im Südflügel der Thomasschule sind frisch renoviert. Nebenan, gleich hinter der Wand, proben, lernen und essen die Chorschüler. Vom Flur führt eine Tür in die stattliche Musikbibliothek der Schule mit mehr als 500 Titeln und 4500 Stimmbüchern, vom Wohnzimmer aus schaut Bach auf den Thomaskirchhof. Und vom Arbeits-

zimmer, der „Komponier-Stube“, blickt er über die Stadtmauer Richtung Westen auf die Parks und Lustgärten der Bürger mit Gewächshäusern, Orangerien, Pavillons und Rabatten im französischen Stil.

Die Komponier-Stube wird Bach nun zum Laboratorium. Seine Werkzeuge – die Papierstöße, Tintenfüßer, Rabenfedern und Messer, die Bleistifte und Sandschachteln, die Rastrale und Lineale zum Ziehen der Notenlinien – werden ihm zu Messinstrumenten.

Hier erkundet er die Molekularstruktur der Musik. Er baut ihr Periodensysteme, unternimmt ihre Spektralanalyse, geht in aufwendigen Versuchsreihen weiter als je ein Musiker vor ihm: probiert nicht nur sämtliche Möglichkeiten durch, die in einem Thema schlummern, sondern analysiert die Potenziale der Musik selbst. Und zwar meist allein im

Kopf, da er seine Kompositionen direkt aufs Papier wirft: Am Klavier testet er sie erst hinterher.

IN DIESEN VIER WÄNDEN findet Bach – wieder einmal – einen Ersatz für die weite Welt. Fast sein ganzes Leben hat er ja, bis auf zwei Schuljahre in Lüneburg und ein paar Abstecher nach Hamburg, Lübeck oder Karlsbad, in der Enge verbracht, in einem Radius von etwa 100 Kilometern um die Stadt Weimar.

Während sein gleichaltriger, aber ungleich berühmterer Kollege Georg Friedrich Händel, Großbürgerkind aus Halle, ins Weite strebt, in Italien die neuesten Entwicklungen der Klangkunst aufsaugt und später in England mit seiner „Wassermusik“ oder dem „Messias“ zum Nationalhelden wird, bleibt Bach in der Heimat und wühlt sich in die



Vertikale – in die tiefsten Urgründe der Musik.

Dort ist er zu Hause. Bei seinen Eltern in Eisenach, im reformatorischen Schatten von Luthers Wartburg, atmete er vom ersten Tag an Töne.

Hier kulminierten fünf Generationen Musikgeschichte: vom Urgroßvater Veit, Weißbäcker und Dilettant auf dem kleinen Zupfinstrument Cythringen, über den Urgroßvater Johann, Müller und nebenberuflicher Spielmann, über den Großvater Christoph, Organist in Arnstadt, bis zum Vater Ambrosius, erst Ratsmusiker in Erfurt, dann Hof-

AN DER LEIPZIGER Thomaskirche arbeitet Bach 27 Jahre lang als Kirchenmusiker. Hier erklingt 1727 erstmals die »Matthäuspension«, sein Monumentalwerk über die Leiden Christi

trompeter und Leiter des Eisenacher Stadtpfeifer-Kollegiums. Ein üppiger musikalischer Stammbaum, Äste und Nebenäste schwer beladen mit Komponisten, Kapellmeistern und Virtuosen.

Doch es war auch eine Welt der Abschiede. Schon mit zehn Jahren hatte Johann Sebastian seine Eltern, vier Geschwister und einen Onkel verloren.

Sein Weg nach oben blieb davon unbeirrt. Zähl arbeitete er sich in die Höhe, Schritt für Schritt, Stufe um Stufe wie auf einer Tonleiter – begleitet vom zutiefst bürgerlichen Stolz des Selfmademan: Nie sei er einem Meister gefolgt, sondern durch „bloß eigenes Nachsinnen“ zur musikalischen Reife gelangt, so sein Sohn Carl Philipp Emanuel.

Auch sein Know-how in der Kompositionstechnik hat er sich auf eigene Faust in der Freizeit erworben. Und sei-

nen Erfolg schreibt er nicht höherer Eingebung zu, sondern der nüchternen Beharrlichkeit des Laboranten: „Ich habe fleißig sein müssen“, sagt er, „wer ebenso fleißig ist, der wird es ebenso weit bringen können.“

S

Schon mit elf Jahren, als Schüler am „Lyceum“ zu Ohrdruf, knapp 50 Kilometer von Eisenach entfernt, hat er arbeiten müssen für diesen Aufstieg. Im „Kurrendechor“ musste er auf Festen und auf der Straße mit Gesang Spenden eintreiben, um die Ausbildung abzugelten. Und nur weil er mit 15 Jahren noch seine Kinderstimme hatte, konnte er die Lateinschule des Michaelisklosters in Lüneburg besuchen und sich zur Gegenleistung als „Mettensänger“ verdingen.

1703, mit 18 Jahren, tritt er seine erste Stelle an: Wohl als Geiger arbeitet er sieben Monate lang am herzoglichen Hof von Sachsen-Weimar. Noch im gleichen Jahr soll er für die Neue Kirche in Arnstadt eine Orgel begutachten – und bleibt gleich dort, als neuer Organist.

1707 wechselt er an die Kirche Divi Blasii in Thüringens zweitgrößter Stadt Mühlhausen: Dort komponiert er die Kantate „Gott ist mein König“, die ihn erstmals überregional bekannt macht – ein Meilenstein in diesem noch jungen Genre, das Chorsätze abwechselnd mit Rezitativen und Arien kombiniert.

1708 engagieren ihn die Herzöge Wilhelm Ernst und Ernst August von Sachsen-Weimar als Hoforganisten und Kammermusiker. Er bekommt 75 Prozent Gehaltsaufschlag – plus Naturalien: 18 Scheffel Weizen, zwölf Scheffel Gers-



te, vier Klafter Feuerholz und 30 Eimer steuerfreies Bier. Da ist der 23-Jährige schon so etabliert, dass er mit seiner ersten Ehefrau Maria Barbara eine bürgerliche Existenz aufbauen kann.

Dass er 1717 Hofkapellmeister in Köthen wird, ist ein deutlicher Karriere-schritt. Bach befehligt hier eine Kapelle aus 17 professionellen Musikern, und das bei einem Gehalt, das dem des zweit-höchsten Hofbeamten entspricht.

Auch das Arbeitsklima scheint zu-nächst günstig: Der junge Fürst Leopold liebt die Kunst, sammelt Gemälde, spielt selbst Gambe, Violine und Cembalo.

Nur schade, dass er dann eine Frau mit wenig Sinn für Musik heiratet, die auch beim Fürsten, wie Bach klagt, die „musikalische Inklinaton“ etwas „lau-licht“ werden und Bach nach besseren Posten Ausschau halten lässt.

N

Nun also Leipzig. Bach verdient hier noch besser als in Köthen: Zwar beträgt sein Grundgehalt nur gut 100 Taler im Jahr, gerade doppelt so viel wie das eines Barbiers. Dazu kommen aber Neben-einkünfte für die Musik bei Ratswahl-, Studenten- und Geburtstagsfeiern, bei Hochzeiten und Beerdigungen.

Bald erwirtschaftet er 700 Taler im Jahr, das vierfache Salär eines Pfarrers. Zum Antrittsgottesdienst, am ersten Sonntag nach Trinitatis, präsentiert Bach, der den Mangel längst nicht mehr kennt, seine Kantate „Die Elenden sollen essen“. Das Publikum reagiert, wie die Presse vermerkt, „mit gutem Applaus“.

Die Arbeit selbst aber wird ihm bald sauer. Bach schuftet 15 bis 16 Stun-

den am Tag, und „ohne des regierenden Herrn Bürgermeisters Erlaubnis“ darf er, so der Vertrag, die Stadt nicht verlassen.

Er muss die Gottesdienste an den vier Hauptkirchen untermalen, jeden Sonntag eine Kantate zur Aufführung bringen, möglichst von ihm komponiert, und Weihnachten und Ostern noch eine Passion oder ein Oratorium dazu.

Er soll auch Orgeln, Musiker und Kandidaten für den öffentlichen Dienst begutachten und die städtischen Instru-mente warten. Und er muss 55 Internats-schüler und rund 100 Externe an der Thomasschule prüfen und unterrichten – in Gesang und Instrumentalspiel, aber auch in Latein, dem lutherischen Kate-chismus und den „Colloquia Corderi“, einem Lehrbuch über Frömmigkeit, Literatur und gutes Benehmen.

Nicht nur Bach stöhnt unter der Arbeitslast: Auch die Schüler kommen nicht zur Ruhe. Täglich zur Frühan-dacht müssen sie singen, dienstags und freitags zur Betstunde an der Neukirche und schließlich zum Sonntagsgottes-dienst, der vier Stunden dauert. Der Tag der Zöglinge beginnt um fünf Uhr, und noch bis spät in den Abend hinein repe-tieren sie den Schulstoff.

Im Schulhaus teilen sich drei Klas-sen einen Raum und im Schlafsaal drei Knaben ein Bett. Auch das Essen ist karg – und der ganze Alltag so kräftezehrend, dass viele der Schüler ständig krank, erschöpft und schwach bei Stimme sind.

Gleichzeitig hält die Schule auf strengste Disziplin. Die oberen Klassen dürfen nur lateinisch sprechen. Wer zu viel isst, muss zwei Groschen Strafe zah-len, wer zu spät aufsteht und das Gebet versäumt, drei Pfennige, wer „lästerliche Reden führt“, ob auf Deutsch oder Latein, sechs. Und wer unerlaubt vor Ende des Gottesdienstes die Kirche verlässt, bekommt die Rute zu spüren.

Bald findet sich auch Bach als Räd-chen dieser Disziplin wieder. Er muss den Schülern nicht nur „mit gutem Exempfl vorleuchten“, sondern sie auch

überwachen. Alle vier Wochen hat er Inspektorendienst, soll Morgen- und Abendgebet und die folgende Bettruhe der Zöglinge kontrollieren und zudem aufpassen, dass es bei den Mahlzeiten „kein Zechen“ gibt, dafür aber Verse aus der Heiligen Schrift, die „deutlich und langsam vorgelesen werden“.

Wo bleibt bei diesem Pensum die Kunst? Schon sein Vertrag ist nicht ge-rade dazu angetan, kreative Freiheit zu garantieren: Bachs Musik, heißt es darin etwa, dürfe „nicht zu lang“ und schon gar nicht „opernhafteig“ sein.

Denn nur zögernd öffnen sich die Leipziger neuen Tönen. Zwar hat an der kleinen Neukirche schon 1717 eine „oratorische Passion“ – Christi Leidens-geschichte mit verteilten Rollen – wegen ihrer Annäherung an den italienischen Konzert- und Opernstil für Aufsehen gesorgt. Doch an den Hauptkirchen pflegt man noch immer mit Hingabe die kargen Motetten aus Luthers Jahrhun-dert. Musik soll einzig dem Lobpreis Gottes dienen, Genuss für Menschen-ohren ist nicht vorgesehen.

Bach aber lässt sich nicht beirren. Binnen weniger Jahre komponiert er rund 300 Kantaten. Für die Texte enga-giert er lokale Talente wie die Bürger-

FÜR DAS CEMBALO schreibt Bach bedeutende Instrumentalwerke wie das »Wohltemperierte Klavier«



IN DER
BAROCKMUSIK
spielen die Cellis-
ten meist den
Generalbass und
sollen gemeinsam
mit den höheren
Instrumenten
die Zuhörer zu
Stimmungen wie
Trauer, Freude,
Glück bewegen



meistertochter Marianne von Ziegler oder den Steuereintreiber Christian Friedrich Henrici, der nebenbei schlüpfrige Gedichte und Schwänke mit Titeln wie „Der Erz-Säufer“ verfasst.

Und wahrhaftig: Bachs „Johannespassion“, die er am 7. April 1724 zur Karfreitagsvesper in der Nikolaikirche aufführt, ist mit ihrer Dramatik, den freigedichteten Rezitativen und Arien von jenem „Opernhafteigen“ nicht weit entfernt, das seine Vorgesetzten so fürchten.

Auch die „Matthäuspassion“, die in der Thomaskirche zum ersten Mal erklingt, gerät mit dem Einsatz von gleich zwei Chören, die im Dialog vom Leiden und Tod Jesu Christi singen, in gefährliche Nähe zur Bühnenkunst.

DABEI SIND BACHS Passionen viel mehr als die Nummernrevuen der barocken Oper: Es sind fast dreidimensionale Architekturen, komplex gefügt und filigran verstrebt. Text und Musik werden hier nicht einfach addiert, sondern zu Musterbeispielen musikalischer Statik.

Gut 200 Jahre später wird der Musiktheoretiker und Philosoph Theodor W. Adorno Bachs Unternehmen als „ästhetische Naturbeherrschung“ feiern – ganz wie die Wissenschaft, die dem Menschen die Erde untertan macht. Der führende Bach-Kenner Christoph Wolff wird ihm eine nie zuvor gehörte „Rationalisierung des kreativen Akts“ bescheinigen. Und dem Musikwissenschaftler Martin Geck zufolge werden auf Bachs Notenblättern „Widersprüche ausgetragen und Widerstände bewältigt“ – und schließlich „in Harmonie aufgelöst“.

Da ist es kein Wunder, dass in den Ohren des Philosophen Adorno nach dem Bach-Hören selbst der graziöse Mozart seltsam mechanisch klingen wird – und noch der revolutionäre Beethoven wie eine „Art von dekorativer Unterhaltungsmusik“.

Doch wie jeder Forscher weiß Bach, dass der Weg der Erkenntnis niemals abgeschlossen ist. Während die

Erfolgskomponisten seiner Zeit, etwa Antonio Vivaldi, ihre Werke als fertige Produkte vermarkten, bleibt für Bach die Musik ein unendliches *work in progress*.

Über manchen Studien grübelt er jahrelang, stellt um, korrigiert, gewichtet neu, ohne dass je ein Abschluss in Sicht käme (über seiner „Kunst der Fuge“ sogar so lange, dass er ihre Fertigstellung nicht mehr erleben wird).

In einer Zeit, die den Musiker als effizienten Handwerker sieht, ist das ein unerhörter Anspruch: nicht nach Perfektion zu streben, sondern nach einer Wahrheit – die zugleich, wie eine Fata Morgana, stets am Horizont bleibt.

Dabei kann von Laborbedingungen in Bachs Kantorenwohnung eigentlich nicht die Rede sein.

Es geht zu „wie in einem Taubenhause“, so der Sohn Carl Philipp Emanuel: ein Gewimmel von Musikern, Librettisten und Instrumentenbauern, von Studenten und Schülern. Auswärtige Kollegen machen ihre Aufwartung, Gäste bleiben zum Diner. Dazu der Nachwuchs, dessen Zahl ständig wächst: Zu den fünf, die mit Bach nach Leipzig gezogen sind, kommen hier zwölf weitere Kinder auf die Welt – von denen einige freilich früh sterben.

Trotzdem komponiert Bach nicht nur, sondern entwickelt auch neue Techniken für das Orgelspiel, vertieft sich in die Mechanik, Akustik und Mathematik der Instrumente. Und unermüdlich erforscht er die Wechselwirkungen zwi-

schen Wort, Ton und Gedanken: ein akribisches Ausloten dessen, „was in der Kunst möglich ist“, wie Carl Philipp Emanuel es später nennt.

In seinem „Wohltemperierten Klavier“ etwa, das er 1744 abschließt, reizt Bach das emotionale Potenzial sämtlicher 24 Tonarten aus, schickt sie durch Windkanäle aus Präludien und Fugen – und stellt ganz nebenbei ein Naturgesetz auf den Prüfstand. Denn bislang pflegten die Musiker jedes Tasteninstrument auf „reine“ Töne zu stimmen, deren Obertöne, dem intuitiven Gehör entsprechend, in ganzzahligen Verhältnissen schwingen – um den Preis, dass



ALS MUSIKDIREKTOR in Leipzig arbeitet Bach wie ein Besessener, verfasst allein 300 Kantaten

etwa auf einem in C-Dur gestimmten Instrument eine weniger verwandte Tonart wie As-Dur durch die verschobenen Intervallverhältnisse hässlich klingt.

Bach aber wendet als Erster jene „gleichschwebende“ Stimmung an, die der Musiktheoretiker Andreas Werckmeister 1691 vorgeschlagen hat: Das Klavier stimmt er so um, dass sich jede Oktave in zwölf gleich große Halbtonschritte aufteilt – eine leichte Irritation des natürlichen Gehörs, das der Ordnung der Obertöne folgt. Doch nur so lassen sich, wie im „Wohltemperierten Klavier“, Stücke in jeder beliebigen Tonart in einem Werk kombinieren.

Dabei ist diese Gleichheit der Halbtönschritte nicht nur ein Bruch mit der Konvention: Sie ist auch ein Angriff auf die gottgewollte Ordnung der Natur, wie sie die damalige Theologie versteht.

Zwar dient auch Bach die Musik vor allem „zur Gottes Ehre“. Er ist ein frommer Mann, der christliche Literatur sammelt, seine mehrbändige Bibel eifrig studiert und mit handgeschriebenen Notizen versieht.

Trotzdem, so wird Adorno anmerken, soll sich in Bachs Kompositionen nicht einfach „der theologisch überwölbte Kosmos offenbaren“. Im Gegenteil: Mit seiner ganzen Musik wehre er sich dagegen, zum bloßen Kirchenmann degradiert zu werden. In dieser feudalen Zeit weigert er sich, nur als Service-Kraft gesehen zu werden – und pocht auf die Souveränität des Künstlers.

U

Und tatsächlich hat sich Bach, der früh vaterlos Gewordene, seit jeher mit Au-

toritäten angelegt. Schon als Organist in Arnstadt hat er, wie der Superintendent moniert, durch „viele wunderliche variationes“ und „fremde Thone“, die er der Orgel entlockte, Unmut erregt. Um in Lübeck den berühmten Komponisten und Organisten Dietrich Buxtehude zu hören, hat er drei Monate lang unentschuldigt den Dienst geschwänzt.

Als sich die Gemeinde über seine ausufernden Orgel-Arabesken beschwerte, hat Bach die Präludien so brutal gestraft, dass der Pfarrer sich sputen musste, um anschließend wieder rechtzeitig auf der Kanzel zu stehen. Und bei seinem zweiten Abschied von Weimar hat er sich gar, wie die Akten sagen, so „halsstarrig“ aufgeführt, dass er für vier Wochen ins Gefängnis kam.

Jetzt muss er sich gegen eine Leipziger Obrigkeit wehren, die ihm mit immer neuen Zumutungen und Respektlosigkeiten zur Last fällt.

Dreist mischt der Rat sich in die Auswahl der neuen Schüler ein, beschließt 1730 sogar, Bach wegen angeblich nachlässiger Amtsführung „die Besoldung zu verkümmern“.

Er setzt dem Kantor einen mehr als 20 Jahre jüngeren Rektor vor die Nase, der über seinen Kopf hinweg ein in Bachs Augen „untüchtiges Subjectum“ zum Präfekten macht. Unter Gebrüll jagt der Kantor den Neuen von der Kirchenempore.

Allmählich muss Bach sich von der Hoffnung verabschieden, in Leipzig endlich als Künstler gewürdigt zu werden – oder gar als Wissenschaftler. Über den Status eines Gebrauchsmusikers kommt er hier nicht hinaus.

Manchmal denkt er wehmütig an den vergleichsweise kommoden Dienst in Köthen zurück, fern aller urbanen Raffinesse zwar, doch dafür unter der gütigen Herrschaft eines „gnädigen und Musik so wohl liebenden als kennenden Fürsten“. Einem Freund klagt er in einem Brief, Leipzig sei „ein sehr teurer Ort“ und der „Dienst bei Weitem nicht



IN LEIPZIG ist Bach für den Unterricht der Thomas-schüler verantwortlich, die Pflege der Instrumente und die musikalische Gestaltung der Gottesdienste in den Hauptkirchen. Der Rat erwartet zudem eigene Kantaten – am liebsten wöchentlich (Kupferstich »Allegorie auf das Gehör«)



so erklecklich, wie man mir ihn beschrieben“. Wenn „eine gesunde Luft“ sei, fielen auch noch die „Leichen“ und damit die Honorare für die Beerdigungen fort. Zudem Sorge die „wunderliche und der Musik wenig ergebene Obrigkeit“ der Stadt dafür, dass er „fast in stetem Verdruß, Neid und Verfolgung leben muß“.

Kurz: Er erwäge, „meine Fortune anderweitig zu suchen“.

NEIDISCH SCHAUT ER auf Georg Friedrich Händel, den Weltstar. Schon mit

25, mit der Premiere seiner Oper „Agrippina“ in Venedig, hat der in Halle an der Saale Geborene seine Zuhörer in einen derartigen Taumel versetzt, dass ein unbefangener Beobachter „sie alle miteinander für wahnwitzig gehalten haben würde“, wie ein Zeuge vermerkt: „Viva il caro Sassone“, riefen sie unablässig – es lebe der liebe Sachse.

Die Oper „Rinaldo“, die Händel 1711 in London uraufführte, sorgte mit Zauberkünsten und einem lebenden Spatzenschwarm für frenetische Ovationen.

Auch „Teseo“ und „Amadigi“ gerieten zu überwältigenden Bühnenshows – mit Wasserspielen und Lichteffekten, Fontänen und Flammenwänden, künstlichen Furien und Geistern und von der Decke herabschwebenden Wagen.

Mit staatstragenden Stücken wie der „Ode für den Geburtstag der Königin“ ist der Deutsche in London zum Liebling des Hofes avanciert. Und 1717 war Englands König Georg I. so berückt von der „Wassermusik“, die Händels 50 Musiker in einem Boot neben seinem



Lustschiff auf der Themse aufführten, dass er das schwimmende Konzert gleich dreimal nacheinander wiederholen ließ.

Ein paar Mal versucht Johann Sebastian Bach, den glanzvollen, inzwischen permanent in England lebenden Kollegen kennenzulernen. Schon 1719, als Georg Friedrich Händel für ein paar Tage in seine Geburtsstadt zurückgekehrt war, hat er die Postkutsche genommen, um den Meister dort zu treffen – doch als er ankam, war der schon wieder abgereist.

Als Händel jetzt, im Jahr 1729, wieder einmal die Heimat besucht, schickt Bach seinen Sohn, um den Gefeierten nach Leipzig einzuladen – doch der lässt ausrichten, er habe leider, leider keine Zeit. Offenbar, so Bachs Sohn Carl Philipp Emanuel später, ist die Berühmtheit aus London „nicht so neugierig“ auf den Leipziger Kollegen wie umgekehrt.

WODURCH SOLL DER städtische Beamte Bach hier auch auf sich aufmerksam machen? Um seine Ideen richtig umzu-

setzen, fehlen ihm die begabten Sänger. Und statt der 20 Musiker, die der Vortrag seiner Werke eigentlich verlangt, hat er gerade mal acht – deren „Qualitäten und musikalische Wissenschaften“ zudem, wie er klagt, sehr zu wünschen übrig ließen.

Schließlich fleht Bach seine Vorgesetzten an, wenigstens die Grundvoraussetzungen für eine „wohlbestallte Kirchenmusik“ zu schaffen – nämlich Geld für fähige Sänger und Instrumentalisten. Sieht der Rat denn nicht, wie bei den



WOHLHABENDE BÜRGER

Leipzigs flanieren über eine Promenade. Viele von ihnen favorisieren bald eine andere, gefälligere Art der Musik. Bachs Tonarchitekturen passen nicht mehr zum Zeitgeschmack. Nach seinem Tod geraten sie zunächst weitgehend in Vergessenheit

Rivalen in Dresden die Musiker „von königlicher Majestät bezahlt werden“?

Dort, in der Hauptstadt Sachsens, unter der großspurigen Ägide des Kurfürsten Friedrich August I., zugleich König von Polen, gibt es ihn ja, den Glanz, den Bach im bürgerlichen Leipzig vermisst (siehe Seite 22). Bereits als Prinz hat der Monarch sich von einer Reise nach Venedig eine komplette Operntruppe plus Hofkapellmeister mitgebracht.

Und noch immer gibt der Dresdener Hof enorme Summen für das Schöne aus: Die Opernsänger, das Orchester und das französische Ballett etwa streichen Honorare ein, von denen Künstler andernorts nur träumen können.

Allein der Hofkapellmeister Antonio Lotti und seine Frau, die Sängerin Santa Stella, haben in ihrer Dresdener Zeit zusammen 10 500 Taler im Jahr verdient – mehr als das Hundertfache von Bachs Grundgehalt.

Immer wieder reist der Thomaskantor zu Konzerten und Opernaufführungen nach Dresden an die Elbe, um etwas von dieser Pracht zu erhaschen. Eifrig hofiert er die königliche Familie, komponiert beflissen Huldigungen für deren Geburts-, Namens-, Krönungs- und Hochzeitstage.

Er schreibt 1727 eine Trauermusik zum Tod von Friedrich Augusts Ehefrau Christiane Eberhardine („Lass, Fürstin, lass noch einen Strahl“) und widmet dessen Sohn Friedrich August II. zum Regierungsantritt auch die ersten fertigen Sätze der majestätischen „h-Moll-Messe“, die er 1749 vollenden wird.

Dabei hat er wohl gar nicht die Absicht, die Messe in einem Gottesdienst aufzuführen. Selbstherrlich entzieht er sie dem Dienstgebrauch, erhebt sie zu einem Stück autonomer Kunst, einem Meilenstein seiner Vermessungsarbeit – einem Resultat „derjenigen Wissenschaft“, wie er in seinem Begleitschreiben an Friedrich August II. formuliert, „welche ich in der Musik erlangte“.

Bei einem Besuch des Monarchen in Leipzig führt Bach ein Studentenorchester vor die königliche Unterkunft, um, wie die Presse notiert, „alleruntertänigste Abendmusik mit Trompeten und Pauken“ für den Herrscher vorzutragen – eine Kantate mit dem Titel „Preise dein Glücke, gesegnetes Sachsen“.

König und Königin, heißt es, „haben solche gnädigst angehört und Ihre Majestät herzlich wohlgefallen“.

Beklagenswert nur, dass Bachs erster Trompeter nach dem strapaziösen Auftritt einem Schlaganfall erliegt.

Zugleich versucht Bach, sich mit weltlicher Musik sein Kantoren-Joch zu erleichtern. Er liefert Geselliges für Geselligkeiten – eine „Bauern-Kantate“ für eine Feier auf dem Rittergut eines Kreishauptmanns etwa, mit Zitaten aus Gassenhauern wie „Mit mir und dir ins Federbett“ oder „Was helfen uns tausend Dukaten“.

Er komponiert dialogische *drammi per musica*, „Dramen für Musik“ über mythologische Themen, denen nur noch die szenische Umsetzung zur Oper fehlt.

Und mit einem professionellen „Collegium musicum“ unterhält er die rauchenden und trinkenden Gäste im Zimmermannschen Kaffeehaus an der Katharinenstraße – jeden Freitagabend von acht bis zehn, bei gutem Wetter auch mittwochnachmittags im Garten.

E

Endlich, im Jahr 1736, hat sein Werben um den Dresdener Hof Erfolg: Auf Bachs „untertänigste Bitte“ ernannt der sächsische Kurfürst ihn zum „Königlich-Polnischen und Kurfürstlich-Sächsi-

schen Hofcompositeur“. Es ist ein Titel ohne praktische Bedeutung, der ihm aber immerhin gegen die zunehmenden Schikanen des Leipziger Stadtrats den Rücken stärkt.

Doch kaum hat er an dieser Front Ruhe, erwächst dem Mann der „musikalischen Wissenschaft“ ein neuer Gegner: der Zeitgeist. Denn während Bach sich in seiner Forschungsarbeit verschanzt und sie gegen die Winkelzüge der Kommunalpolitik verteidigt, huldigt die jüngere Generation einer Mode, mit der Bach, wie er bald feststellen muss, nichts mehr anfangen kann.

Gerade die Aufklärer, die Ritter von Vernunft und Fortschritt, haben jetzt genug vom Intellektuellen in der Musik, stellen Anmut und Empfindung über Wahrheit und ausgefeilte Konstruktion. Gegen den barocken Willen zum Künstlichen setzen sie das Dogma einer neuen „Natürlichkeit“ – das nun auch die Kunst beherrschen soll.

M

Modern ist jetzt, was gefällig ist. Der „galante Stil“, den die Millennials des 18. Jahrhunderts goutieren, setzt statt auf Kontrapunkt und Komplexität auf „edle Einfalt“, auf Originalität, Esprit und jenes gewisse Etwas, das sich „Geschmack“ nennt.

Nicht Bachs raffiniert verschlungene Ton-Girlanden sind mehr gefragt, die einander gleichberechtigt durchdringen, sondern die schlichte, gesangliche Melodie, die klar über den Begleitstimmen schwebt. Schön ist, was gefällt – und was das ist, bestimmen statt der Wissenschaft die bürgerlichen „Lieb-

haber“, die sich Angenehmes für den Hausmusikabend wünschen.

Es ist paradox: Je weiter Bach sich vorwagt in den unerforschten Weltraum der Musik, desto rückständiger wirkt er in den Augen seiner Zeitgenossen.

1737 trifft den 52-Jährigen der Angriff eines kaum 30 Jahre alten Theoretikers und Komponisten namens Johann Adolph Scheibe ins Mark seiner Berufsehre: Bach könnte „die Bewunderung ganzer Nationen sein, wenn er mehr Annehmlichkeit hätte“, ätzt Scheibe in seiner einflussreichen Zeitschrift „Critischer Musicus“, „wenn er nicht seinen Stücken durch ein schwülstiges und verworrenes Wesen das Natürliche entzöge, und ihre Schönheit durch allzu große Kunst verdunkelte“.

Denn die „beschwerliche Arbeit“ und „ausnehmende Mühe“, die darin stecke, sei „wider die Natur“.

Bach will die Kritik nicht auf sich sitzen lassen. Er macht den Leipziger Universitätsdozenten Johann Abraham Birnbaum, eigentlich eher ein Experte für Recht, Philosophie und Rhetorik, zum Anwalt seiner Sache, pumpt offenbar auch noch Geld in die Abwehrschlacht: Mindestens eine von Birnbauers Verteidigungsschriften gibt Bach auf eigene Kosten in Druck.

Die neue Natürlichkeit, lässt er seinen Sekundanten plädieren – gut und schön. Das Problem mit der Natur sei aber, dass sie noch nicht fertig sei. Vieles habe sie nur „höchst ungestalt geliefert“, und die „ermangelnde Schönheit“ könne ihr erst die Kunst verleihen.

Deren Aufgabe sei nicht weniger als die „Ausbesserung der Natur“: eine Optimierung der Welt, wie sie ja auch den Forschern und Erfindern dieser Jahrhundertwende vorschwebt.

Zwei Jahre lang fliegen die Polemiken hin und her – doch gegen den Zeitgeschmack kommt selbst ein Rhetoriker wie Birnbaum nicht an. 1739 platziert auch noch der Hamburger Musikpapst Johann Mattheson in seinem „Vollkom-

menen Kapellmeister“ einen Seitenhieb gegen Bachs „lehrreiche Sachen“. Und sogar Carl Philipp Emanuel, der eigene Sohn, ist bereits auf den eingängigen Stil seiner Alterskohorte eingeschwenkt.

BACH ZIEHT SICH ins Schweigen zurück. Sieben Jahre lang, von 1740 bis 1747, führt er kaum neue Kompositionen auf. Macht Dienst nach Vorschrift, erfüllt leidenschaftslos seinen Vertrag, überprüft nebenbei Kirchenorgeln, holt sich schnellen Applaus bei Konzerten.

Doch die Stille trügt: In seiner Komponier-Stube plant er bereits eine große Tauchfahrt zum Meeresgrund der Musik. Als Vehikel dient ihm die Fuge – jene jahrhundertealte Form, die ein Thema zeitversetzt und in unterschiedlichen Tonhöhen durch miteinander verschränkte Stimmen führt. Die streng geregelte Kompositionstechnik des Kontrapunkts, die Verknüpfung mehrerer selbstständiger Melodielinien, reizt er hier bis zum Äußersten aus.

Bachs „Kunst der Fuge“ ist ein Exempel musikalischer Mechanik, das zugleich auf subtile Art die Seele der Hörer ergreift. Eine praktische Leistungsschau kompositorischen Handwerks, die zugleich theoretische Maßstäbe setzt: Erst drei Jahre nach Bachs Tod wird zum ersten Mal eine wissenschaftliche Abhandlung zum Thema Fugenkomposition erscheinen – und sich fast ausschließlich an diesem Werk orientieren.

1747, als der jetzt über 60 Jahre alte Bach auf Einladung des Preußenkönigs, des fast 30 Jahre jüngeren Friedrich II., nach Potsdam reist, empfängt er dort die entscheidende Zutat für sein letztes großes Experiment. Und es muss dem gekränkten Komponisten eine Genugtuung sein, dass fast die gesamte deutsche Presse darüber berichtet.

Am späten Nachmittag des 7. Mai hält Bachs Kutsche vor dem Potsdamer Schloss. Bach und sein Sohn Wilhelm Friedemann, inzwischen Organist an der Liebfrauenkirche zu Halle, betreten,

LITERATURTIPPS

staubig von der Reise, das Vestibül. Üblicherweise ist es die Zeit, da Majestät auf der Flöte zu dilettieren pflegt, begleitet von seinen talentiertesten Untertanen – doch an diesem Tag sagt der König sein Nachmittagskonzert ab: „Meine Herren, der alte Bach ist gekommen“, verkündet er seinen Mitspielern. Der Maestro wird durch die Räume geführt, von Flügel zu Flügel, muss überall eine Improvisation zum Besten geben.

Ehrfürchtig beschreiben die „Berlinischen Nachrichten“, wie der Musikdilettant Friedrich dann am Klavier „in eigner höchster Person dem Kapellmeister Bach ein Thema vorzuspielen“ geruht, „welches er in einer Fuge ausführen solle“ – eine Aufgabe, die der zum „allernädigsten Wohlgefallen“ des Königs erfüllt. Das Thema aber sei dem Gast „so ausbündig schön“ erschienen, dass er es weiter durchkomponieren und schließlich in Kupfer stechen lassen wolle.

Es ist ein schwieriges, fast bizarres musikalisches Thema, voller Halbtonschritte und rhythmischer Sprünge. Bach spielt es in 13 Variationen durch, verarbeitet es in Kanons sowie in Fugen, denen er den altertümlichen Titel „Ricercar“ gibt – nach dem italienischen Wort für „forschen“.

Bach nennt das Werk „Musikalisches Opfer“, lässt es tatsächlich stolz auf eigene Kosten stechen und drucken, schickt dem König Friedrich das erste Exemplar. Es ist, als wolle der Komponist noch ein-

CHRISTOPH WOLFF
»Johann Sebastian Bach«
Kundige Biografie aus der Hand des ehemaligen Leiters des Leipziger Bach-Archivs (Fischer).

MARTIN GECK
»Johann Sebastian Bach«
Lesbare, übersichtliche Darstellung von Leben und Werk (Rowohlt).

mal trotzig beweisen, wozu „Gelehrtheit“ in der Musik imstande ist.

Die Musikwelt aber lässt sich durch diesen Kraftakt von ihrer Vergnügungslust nicht abhalten. Und auch Bachs Gesundheit kann mit dem Fortgang der Zeit nicht mehr Schritt halten: Mit Mitte 60 lässt sein Augenlicht rasch nach. Er kann jetzt kaum noch komponieren und lesen. 1750 lässt er sich von einem englischen Starstecher operieren – doch selbst dem berühmten „Okulisten“ gelingt es nicht, die wachsende Dunkelheit aufzuhalten.

Mit dem Gesichtssinn schwindet jetzt auch der restliche Leib dahin: Bachs „im übrigen überaus gesunder Körper“, so Carl Philipp Emanuel in seinem Nachruf, wird – wohl auch durch einen zunehmenden Diabetes – „gänzlich über den Haufen geworfen“. Mitte Julizwingt ihn ein Schlaganfall aufs Lager.

Ein heftiges Fieber packt ihn, dem er am 28. Juli 1750 „sanft und seelig“ erliegt.

Und es ist, als verschwände mit seinem Tod auch sein Werk aus dem Bewusstsein der Zeitgenossen. Zwei Jahre später gilt sein „Fugenstil“, wie der Flötenlehrer Friedrichs II. feststellt, unter Musikern nur noch „als eine Pedanterei“.

Bachs Werke werden kaum noch öffentlich aufgeführt, gelten als delikate Hochleistungs-Übungen für Spezialisten.

Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts entdeckt

die Musikwelt den Pionier neu: Im Zuge der Romantik und ihrer Verklärung des Gestern besinnt man sich auch in den Konzertsälen wieder auf vergangene Epochen. 1801 veröffentlichen gleich drei Verlage das „Wohltemperierte Klavier“.

Und 1829 führt der erst 20 Jahre alte Komponist Felix Mendelssohn Bartholdy in Berlin unter großem Jubel die „Matthäusp passion“ auf – und leitet so endgültig die Renaissance des vergessenen Klangforschers ein.



Als Mensch aber bleibt Bach, der Meister der „mathematischen Wissenschaft“ namens Musik, auch nach seiner Wiedergeburt ein Phantom. Es ist, als sei unter seinen Parabeln, Gleichungen und Differentialen auch seine Person zur Abstraktion geworden.

Sein Charakter, sein Seelenleben, seine Wünsche und Ängste bleiben ein Geheimnis, sogar seine Physiognomie ist schwer zu fassen: Es gibt bloß ein einziges einigermaßen anerkanntes Porträt.

Wenige Zeugnisse von Zeitgenossen sind überliefert, kaum persönliche Briefe, keine schriftlichen Gedanken zur Musik. Niemand wird später auch nur halbwegs zuverlässig rekonstruieren können, was für ein Mensch dieser Johann Sebastian war, was er glaubte, was er liebte oder träumte.

Was von ihm bleibt, ist so sachlich wie seine Musik und das Zeitalter der Forschung, in dem sie entstand: ein paar amtliche Eingaben, Verträge, Aktenvermerke, ein paar dürre Daten in Kirchenbüchern.

Der Rest sind Noten. ◇

IN KÜRZE

Johann Sebastian Bach gehört zu den bedeutendsten Komponisten der Musikgeschichte. Während seiner Anstellung als Thomaskantor in Leipzig erforscht er die Tonkunst mit geradezu wissenschaftlichem Eifer, lotet in Instrumentalwerken systematisch den musikalischen Kosmos aus. Und erschafft mit seinen Kantaten, Oratorien und Passionen Meisterwerke der Kirchenmusik, die in ihrem komplexen Zauber jedoch erst ab dem 19. Jahrhundert gewürdigt werden.

1704–1733

Barockarchitektur

Das schwäbische

Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg hat große politische Ambitionen, für die er eine Bühne braucht.



WIE EINE THEATERKULISSE umfasst der alte Wohntrakt mit den beiden Seitenflügeln den Ludwigsburger Schlosshof. Der Platz vor den mit Sta

VERSAILLES

Und so entsteht unweit von Stuttgart eines der größten Barockschlösser Europas: Ludwigsburg



tuen geschmückten Fassaden wird so zu einer Bühne der Macht, auf der sich der ehrgeizige Hausherr glanzvoll in Szene setzen will

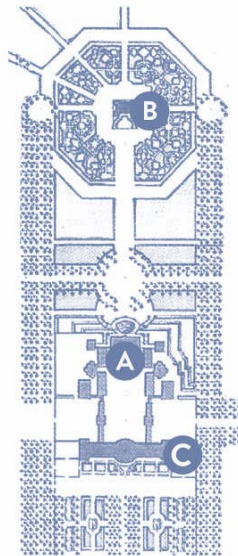
D

Der Fürst hat eine Vision. Württembergs Herzog Eberhard Ludwig will mehr sein als nur Herrscher eines rückständigen Landes, das sich seit Jahrzehnten immer wieder der Attacken seines Nachbarn Frankreich erwehren muss. Der Jäger, Soldat und Frauenheld träumt von ewigem Ruhm; erhofft für sich die Aufnahme in den Kreis der Kurfürsten, die den Kaiser des römisch-deutschen Reichs wählen; vielleicht sogar die Königswürde.

Und dafür braucht er ein neues Schloss: Ein prächtiger Bau soll auf einem Felsplateau entstehen, 15 Kilometer von seiner Residenzstadt Stuttgart entfernt. Errichtet im Stil der barocken Baukunst, die die Symmetrie als Sieg über das Chaos der Welt feiert und durch ihren überbordenden Prunk jedermann die von Gott verliehene Allmacht des Herzogs beweist.

Ab 1704 wird fast 30 Jahre lang an Schloss Ludwigsburg gemauert und gezimmert werden, wird der Bauherr Pläne verwerfen, ändern, ganze Gebäudeteile abreißen und wiedererrichten lassen. Insgesamt drei Architekten ver-

TEXT:
Anja Fries



ZUNÄCHST
entsteht das
dreiflügelige
Schloss (A),
dann das
Lustschloss
Favorite (B)
und schließlich
der neue
Wohntrakt (C)

schleißt der Herzog. Am Ende seines Lebens wird sein Prachtbau 14 Haupt- und zahlreiche Nebengebäude umfassen und mit über 400 Räumen zu den größten Barockschlössern Europas gehören.

Dabei sind die Voraussetzungen denkbar schlecht. Denn um 1700 ist Württemberg immer noch vom Dreißigjährigen Krieg und nachfolgenden Konflikten erschöpft, liegen Wirtschaft und Kultur des Landes darnieder. Auch gibt es unter den 350 000 Untertanen des Herzogs keine Handwerker, die etwas von barocker Dekorationskunst verstehen.

Überdies ist der Bauplatz oberhalb eines Bachs alles andere als ideal: Das Terrain ist hügelig, Sümpfe und Seen machen das Gelände schwer zugänglich, befestigte Straßen und stabile Brücken gibt es nicht. Eines der wenigen Anwesen weit und breit ist der Erlachhof – ein fürstliches Jagdgut, das französische Truppen allerdings 1693 im Zuge des Pfälzischen Erbfolgekrieges niedergebrannt haben.

Als 1697 Frieden herrscht, beschließt der 21-jährige Herzog,



den Erlachhof als Quartier für seine Jagdgesellschaften wiederherrichten zu lassen. Doch schon bald hat der Fürst andere Ideen. Spätestens nach einer Reise durch die Niederlande, England und Frankreich im Jahr 1700 schwebt ihm Größeres vor: eine von Gärten umgebene Schlossanlage – so



TERRASSEN gliedern den Garten im nördlich des Schlosses, das ab 1704 auf einer entlegenen Anhöhe oberhalb eines ungebändigten Baches entsteht

VOLLENDETE SYMMETRIE ist typisch für Barockgärten: Sie soll die Schlossherren als Beherrscher der Natur ausweisen





DIE SPIEGELUNG im Wasserbassin des Südgartens verdoppelt die Fassade des neuen Wohntraktes. Der 1724 begonnene Bau schließt den Innenhof nach Süden hin ab und verwandelt Ludwigsburg in ein Schloss mit vier Flügeln, wie es eines Königs würdig wäre



IN DEN DECKENGEMÄLDEN der Galerien, die alle Teile des Schlosses verbinden, lässt sich der Herzog als antiker Held und tugendhafter Herrscher feiern

wie sich Frankreichs König gerade eine in Versailles baut.

Warnungen der württembergischen Fiskalbehörden, die Pläne würden den Staat finanziell ruinieren, interessieren Eberhard Ludwig nicht. 1704 legt er den Grundstein für den Neubau des Erlachhofs, dem er schon bald den Namen „Ludwigsburg“ verleiht.

Drei Jahre später ersetzt der Fürst seinen Architekten. Der Mann ist den stetig steigenden Ansprüchen des Herzogs nicht gewachsen. Zwei Flügel links und rechts neben dem Wohntrakt des Schlosses hat er gerade fertiggestellt – doch nun lässt sie der Bauherr wieder abreißen und bis 1713 durch Anlagen aus der Hand eines neuen Architekten ersetzen: Johann Friedrich Nette.

Der Brandenburger ist mit der Baukunst neuen Typs bestens vertraut. Er führt den ursprünglichen Plan seines Vorgängers für den Dreiflügelbau weiter, verleiht dem Konzept aber ein viel raffinierteres Aussehen. So verbindet

Nette die einzelnen Gebäudeteile nach und nach durch niedrige Galerien und elegante Pavillons.

Der alles beherrschende fürstliche Wohntrakt im Norden wird von zwei neuen Seitenflügeln flankiert, die den nach Süden offenen Ehrenhof des Schlosses wie die Bühne eines Theaters umfassen. Die zwei Ecken, an denen sich die Fluchten von Wohntrakt und Seitenflügeln treffen, betont Nette nochmals gesondert: im Westen durch einen kostbar mit Intarsien, Chinoiserien und Marmorstuck ausgestatteten Jagd- und im Osten durch einen mit Deckenfresken verzierten Spielpavillon.

Ein lang gestreckter Park umgibt bald das Schloss. Die streng geometrischen Anlagen der Terrassen, Grünflächen, Beete, Hecken, Wasserspiele und Orangerien sollen den Bauherrn als Beherrscher der Natur ausweisen.

Für die Innendekoration des Schlosses wirbt Nette ausländische Spezialisten an: Stuckateure, Bildhauer und Maler aus Norditalien und der Schweiz, Steinmetze aus Böhmen. Sie schaffen gran-



KOSTBARSTE STUCKARBEITEN zieren Pfeiler und Wände in diesem Eckpavillon. Das zentrale Fresko oben in der Kuppel verherrlicht Württemberg



WANDDEKORATION und Möbel lässt Eberhard Ludwig präzise aufeinander abstimmen, nichts darf den Gesamteindruck schmälern. Und so mischt sich der Herzog noch in kleinste Details ein, etwa wo in der Zimmerflucht seiner Schwiegertochter das Bett zu stehen hat

diose Illusionen von mit Ornamenten und Figuren geschmückten Räumen, deren Decken sich in den von antiken Göttern bevölkerten Himmel öffnen.

Ohne Rücksicht zieht Eberhard Ludwig Menschen und Material für das monumentale Unterfangen heran. Als Landesherr darf er Städte und Amtsbezirke dazu verpflichten, ihm kostenlos Arbeitskräfte zu stellen.

Wer sich dem Diktat widersetzt, hat mit Stockschlägen zu rechnen – oder damit, in Ketten an den Karren gelegt zu werden.

Große Mengen an Baumaterial und Nahrungsmitteln müssen nach Ludwigsburg gebracht werden: Allein die Stadt Marbach ist verpflichtet, in zwei aufeinander-

folgenden Jahren die Anlieferung von 86 000 Backsteinen, 14 000 Dachziegeln und 368 Eimern Kalk zu leisten. Dazu Fuhren an Getreide, Stroh, Holz und Wein.

Manche Kommunen kaufen sich von der Fron frei, damit die Arbeiten und das öffentliche Leben in den Distrikten nicht völlig zum Erliegen kommen.

Weil es anfangs nicht genug Unterkünfte noch Schutzhütten gibt, zehren Wetter und Wind die Arbeiter aus. Viele Handwerker müssen jeden Morgen lange marschieren, um rechtzeitig um vier Uhr in der Früh auf der Baustelle zu sein. Ihr Tagwerk endet meist

erst 15 Stunden später, zwei Stunden davon haben sie Pause.

Nur für die Künstler, Baumeister und Besucher des Fürsten bietet Ludwigsburg eine Wohnstatt: den 1707 erbauten Gasthof „Waldhorn“. Unweit davon entstehen bald Handwerkersiedlungen, denn die Baustelle Ludwigsburg wird stetig größer: 1709 beschließt der Herzog, nicht mehr nur ein Schloss mitsamt weitläufigem Park zu erschaffen – sondern gleich eine ganze Stadt, mit der Residenz als Zentrum.

In jenem Jahr ruft er seine Untertanen dazu auf, sich in Ludwigsburg anzusiedeln. Der Herzog lockt mit Privilegien, verspricht die kostenlose Bereitstellung von Baumaterial und Grundstück, dazu eine Steuer- und Abgabenerleichterung auf 15 Jahre, bald auch Religionsfreiheit. Er braucht dringend Wohnungen für seine Handwerker und Künstler.

Eberhard Ludwig hat genaue Vorstellungen davon, wer in der Stadt leben soll. Gewerbetreibende, Kaufleute und Händler sind in seiner idealen Welt willkommen, Ackerbauern und mittellose Untertanen hingegen unerwünscht: Niederlassen darf sich nur, wer über ein Vermögen von mehr als 1000 Gulden verfügt.

Sein Architekt entwirft einen ersten Bebauungsplan für die Stadt, kann ihn jedoch anschließend nicht mehr umsetzen: Völlig entkräftet stirbt Johann Friedrich Nette 1714 auf einer Studienreise nach Frankreich.

Zu seinem Nachfolger wird der Italiener Donato Guiseppe Frisoni ernannt, der bereits seit Jahren als Innenausstatter am Schloss arbeitet. Der Stuckateur wird Ludwigsburg sein einzigartiges barockes Flair verleihen.

DER SONNENKÖNIG ALS VORBILD

Um den Ansprüchen ihrer Herrscher gerecht zu werden, bereisen Europas Architekten um 1700 die glanzvollsten Höfe der Zeit, studieren Pläne, sammeln Inspirationen – vor allem in Frankreich



SCHLOSS NYMPHENBURG überragt ein gewaltiges Bassin. Der Bau der heute in München gelegenen Sommerresidenz wird 1664 begonnen – aus Freude des bayerischen Kurfürsten über die Geburt seines Thronfolgers



DER FÜRSTBISCHOF von Münster erweitert eine Wasserburg zum Schloss Nordkirchen



KURFÜRST Johann Wilhelm II. von der Pfalz baut das Jagdschloss Bensberg hoch über dem Rhein



DER FRAU VON PREUSSENS FRIEDRICH I. wird Schloss Charlottenburg zur luxuriösen Residenz



MARKGRAF Ludwig Wilhelm von Baden-Baden gründet Schloss Rastatt mitsamt Park und Stadt



AUF EINEM HÜGEL nördlich von Ludwigsburg thront seit 1724 das kleine Lustschloss Favorite – mitten im Fasanengehege des jagdbegeisterten Herzogs



WIE IN VERSAILLES bilden niedrige Hecken Ornamente, zwischen denen die adeligen Spaziergänger im Schlosspark von Ludwigsburg wandeln



VIER TÜRMCHEN krönen das Gebäude, dessen Form sich an südländischen Gartencasinos orientiert, Orten heiterer Geselligkeit und Sinnenfreude

So lässt der Herzog gleich 1715 verfügen, dass alle Neuansiedler „ihre Häuser und Gebäude zu besserer Régularité und Zierde“ nach den fürstlichen Bauordnungen und gemachten Grundrissen zu errichten haben.

Eberhard Ludwig fordert „zweckmäßige Schönheit, ebenbürtig, aber doch in angemessener sozialer Zurückhaltung gegenüber dem alles beschattenden Schloss“.

Für die Planung der neuen Stadt folgt Frisoni Nettes erstem Entwurf, der östlich und westlich des Südgartens Wohnquartiere vorsieht.

Die Straßen des für bürgerliche Untertanen gedachten Stadtteils im Westen laufen rechtwinklig zueinander, gesäumt werden sie von einheitlichen Reihen meist zweigeschossiger Häuser.

Nur zum Ausgleich von Geländeunterschieden sind fallweise drei Etagen erlaubt – um mit einer gleichbleibenden Dachlinie dem barocken Ideal der Ebenmäßigkeit Rechnung zu tragen.

Alle unansehnlichen Einrichtungen, etwa Latrinen oder Werkstätten, werden in Innenhöfe verlegt. Außen säumen elegante Arkaden den großzügigen, von der Stadtkirche überragten Marktplatz mit einer Brunnenstatue Eberhard Ludwigs in seiner Mitte.

Der Ostteil der Planstadt ist dem Adel vorbehalten, der dort in gebührendem Abstand zum Schloss seine Paläste errichten darf.

Mit einem kleinen Lustschloss schafft Frisoni 400 Meter nördlich der Residenz zudem ein neues luxuriöses Quartier für die Jagdgesellschaften des Herzogs.

In seinen politischen Ambitionen scheitert Eberhard Ludwig

zwar – er wird weder Kurfürst (weil ein Konkurrent um die Würde obsiegt) noch König (weil sich seine Verhandlungen mit Frankreichs Ludwig XIV. zerschlagen, der den Plan unterstützen sollte).

Umso mehr erwartet der Herzog nun Großes von seinem Schloss. Wenn er schon keine Krone trägt, so soll doch seine Heimstatt eines Monarchen würdig sein. Mehr noch: 1715 verkündet er den Wunsch, Ludwigsburg neben Stuttgart und Tübingen zu seiner dritten Residenzstadt machen zu wollen.

Für Frisoni bedeutet dies erneutes Umdenken: Nun muss er auch noch eine Schlosskapelle mit eigener Herrschergruft sowie Kanzleien und Wohnungen für den Hofstaat errichten.

Und die Herzogsfamilie muss größere repräsentativere Gemächer als bisher erhalten. Es werden Appartements für Eberhard Ludwigs Sohn und die Schwiegertochter benötigt, sowie für seine ungeliebte Gemahlin, die jedoch in Stuttgart residiert. Deren Zimmerflucht soll Eberhard Ludwigs langjährige Mätresse bewohnen (siehe Seite 72).

Doch zunächst sind schon die ersten Schäden am Schloss zu beseitigen: Die flachen Blechdächer halten der Witterung nicht stand, es regnet durch.

Balken verfaulen, müssen ersetzt, die Dächer zum Teil steiler konstruiert und mit Ziegeln gedeckt werden.

Über Jahre ist Frisoni vorwiegend damit beschäftigt, Bestehendes zu renovieren und die von Nette begonne-

LITERATURTIPPS

MICHAEL WENGER

»Ludwigsburg. Die Gesamtanlage«

Informativer Kurzführer (Deutscher Kunstverlag).

»Schloss Ludwigsburg. Geschichte einer barocken Residenz«

Sammelband über Schloss und Stadt (Silberburg).

IN KÜRZE

1704 ordnet Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg die Konstruktion eines neuen Schlosses an. Ein Barockbau schwebt ihm vor, umgeben von weitläufigen Gärten und bald auch von einer idealen Stadt, symmetrisch, ebenmäßig und dem Palast in ihrer Mitte deutlich nachgeordnet – ein steingewordenes Abbild seiner absolutistischen Herrschaft. Doch als der Fürst 1733 stirbt, sind die Innenarbeiten im Schloss noch im Gang.

nen Arbeiten zu vollenden. Immer wieder muss der Herzog seine Gemächer im Schloss verlassen, weil auch dort gebaut wird, ganze Wände entfernt und Kamine eingezogen werden.

1724 entscheidet sich der italienische Architekt schließlich für ein weiteres Neubaugesamtheit: Ein vierter Flügel soll alle Raumprobleme lösen.

Die beiden Seitenflügel werden durch Galerien nach Süden verlängert – und dort durch einen Wohntrakt verbunden, der dem ganzen Bau den Grundriss eines geschlossenen Rechtecks verleiht.

Noch im selben Jahr erklärt der Landesherr Ludwigsburg zu seiner alleinigen Residenz. Der Hofstaat ist bereits umgezogen, 1727 folgen die Regierungsbehörden; hier liegt nun Würtbergs Hauptstadt.

Aber die Vollendung seiner Vision erlebt Eberhard Ludwig nicht mehr: Als er am 31. Oktober 1733 stirbt, sind die Innenarbeiten an seiner Residenz immer noch nicht abgeschlossen. Da er keinen männlichen Erben hinterlässt (sein Sohn ist 1731 gestorben), fällt das Herzogtum an einen katholischen Verwandten. Die politische Bilanz seiner Herrschaft ist kläglich.

Und dennoch wird man sich des Fürsten erinnern – so wie er es sich ersehnt hat. Denn sein Traum ist wahr geworden. Aus dem Nichts hat er eine neue, wohlgeordnete Welt erschaffen, hat der Wildnis ein Schloss mit Park und eine Stadt nach seinem Willen abgerungen, die seinen Namen tragen: Ludwigsburg. ◇

EINE STADT ALS BÜHNE

Nicht Preußen ist die größte Macht der deutschen Lande – sondern das Habsburgerreich mit seiner prachtvollen Kapitale Wien. 1736, als die Kaisertochter Maria Theresia heiratet, erreicht der Prunk in der Donaumetropole einen Höhepunkt. Doch während der Adel feiert, wuchert vor den Mauern der Stadt das Elend – und zeigt sich immer deutlicher, dass die Zeit der barocken Verschwendung auf ihr Ende zusteuert



DIE BAROCKFÜRSTEN müssen ihre Stärke zur Schau stellen, um als wahrhaft mächtig zu gelten – und so zeigt besonders der Kaiser in Wien seine Möglichkeiten durch pompöse Bauten, aufwendige Feste und Paraden von Würdenträgern (Prozession, um 1730)



P

TEXT:

Katharina von Ruschkowski

KUPFERSTICHE:

Salomon Kleiner

Pauken- und Trompetenklänge hallen aus der Wiener Hofburg. Vor ihren Toren dröhnen Salutschüsse. Und auch

von den Basteien rings um die Stadt donnern 60 Kanonen an diesem Abend des 12. Februar 1736 in den Winterhimmel, wieder und wieder. Jeder soll es vernehmen: Soeben hat sich Maria Theresia, Prinzessin des Hauses Habsburg und Tochter des Kaisers, mit Franz Stephan von Lothringen vermählt. „Volo!“, versprochen sie einander in der Augustinerkirche auf Lateinisch: Ich will!

Schon zieht sich die Hochzeitsgesellschaft, umfungen von jubelfroher Musik, durch die labyrinthartigen Gänge der Hofburg in die herrschaftlichen Gemächer zurück. Mehrere Hundert Meter müssen sie bis dorthin zurücklegen. Die kaiserliche Residenz im Südwesten Wiens, direkt an der Stadtmauer gelegen, ist in den vergangenen Jahrhunderten so oft um- und ausgebaut worden, dass sie mittlerweile einen beachtlichen Teil der Metropole bedeckt (den heutigen Bezirk „Innere Stadt“).

Welch eine prächtige, wohlgeordnete Prozession von wohl einigen Hundert Menschen schreitet da nun durch die Korridore! Vorbei an Spalieren von Bogenschützen und Leibgardisten. Vornweg gehen die frisch Vermählten, die alle überstrahlen. Von Kopf bis Fuß sind sie in Weiß gewandet.

Franz Stephans Mantelkleid ist von edel schimmernden Silberfäden durchwirkt, vor der Brust ruht die große, goldstrotzende Kette, die er als Mitglied des Ritterordens vom Goldenen Vlies tragen darf. Auf seinem Kopf: ein Hut mit langer Feder.

Maria Theresia umhüllt ein Kleid mit langer Schleppe, die ihre einstige Amme und getreue Hofdame, die Gräfin Fuchs, hält. Der Brautschmuck funkelt im Schein der ungezählten Kerzen und Laternen, die die Verbindungsgänge der Hofburg erhellen.

Dem Brautpaar folgen wohl der Kaiser und Mitglieder seiner Familie. Die beiden Kaiserinnen, die verwitwete und die amtierende, stecken in steifen Miedern, in die sie Zofen vorsichtig eingeschnürt haben. Ihre Röcke aus zwei Lagen feinsten Tuche sind durch Gestelle aus Metall oder Walfischbein gestützt und so breit, dass die Damen durch viele Türen nur seitlich gehen können. Auf

ihren Köpfen sitzen schlohweiße Perücken, geschmückt mit Schleifen.

Anschließend kommen die hochadeligen Mitglieder der Hofgesellschaft, die kaiserlichen Kammerherren und Kavaliere, aufgereiht nach Rang und Stand. Ein jeder trägt Galakleidung. Die Männer haben enge Kniehosen angezogen und seidene Strümpfe, ihre Mäntel aus festem Goldbrokat sind reich bestickt. Vor ihrer Brust plustern sich Spitzenjabots, kunstvolle Halskragen. Und hinter ihnen gehen die Ritter vom Goldenen Vlies, erkennbar an ihren goldblitzenden Ketten.

Langsam schiebt sich die Prozession in Richtung Retirade, einem streng geschützten Gemach des Herrschers, wohin die kaiserliche Familie sich nun zurückzieht, während sich die übrige Gesellschaft zerstreut. Zu späterer Stunde werden das Brautpaar, der Kaiser und

enge Verwandte in einem üppig geschmückten Saal vor den Augen aller speisen. Am nächsten Morgen werden die jüngst Vermählten in Begleitung der Festgesellschaft zum Gottesdienst gehen; am Abend veranstaltet der Hof eine große Gala, bei der eine eigens für das junge Paar komponierte Oper aufgeführt wird. Tags darauf, zum Abschluss, findet ein Maskenball statt.

Nichts ist dem Zufall überlassen. Jeder Programmpunkt, jedes Kleidungsdetail, gar die Position, an der ein jeder Gast stehen und gehen darf, ist genauestens festgelegt.

Es ist ein Fest, das aus der Zeit fällt: Während man an anderen Höfen wahnwitzig, ausschweifend, maßlos feiert, gleicht die Hochzeit am kaiserlichen Hof beinahe einer liturgischen Handlung, festgelegt, streng – und von aller Welt entrückt: Denn die allermeisten Wiener erleben vom Treiben in der Hofburg kaum etwas mit. Schon am Tag der Vermählung, mittags um zwölf, haben Wachen auf kaiserliche Anordnung die Residenz sorgfältig verriegelt. Vor jedem Eingang zur Hofburg geben seither zusätzliche Soldaten und Angehörige der Stadtgarde darauf acht, dass sich niemand Unbefugtes den Zutritt erschleicht.

Während drinnen also der hohe Adel des Hofes nach festem Plan feiert, geht für die meisten anderen das Leben draußen einfach weiter. Am Abend der sonntäglichen Heirat ruhen sie sich von der Arbeit aus, an den folgenden Festtagen werden Händler in Läden unweit der Hofburg wie immer Schokolade und andere Luxuswaren feilbieten, Brotverkäufer mit ihren Körben durch die Gassen ziehen – und Handwerksgesellen ihr auf den Baustellen verdientes Geld in einem der Wirtshäuser verprassen. Von



MARIA THERESIA, die Kaisertochter, ist Europas begheirteste Partie: Ihr Vater hat sie zur Thronfolgerin bestimmt, sollte er keinen Sohn hinterlassen

dem imposanten Schauspiel in der Hofburg dringt allenfalls das Donnern und Dröhnen der Salutschüsse an sie heran. Wie fernes Grollen.

WIEN IM JAHR 1736: eine Stadt, zwei Welten. Nirgendwo im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation sind sich der Kaiser und seine Untertanen so nah wie hier. Und doch leben sie in unüberbrückbarer Distanz.

Das Herrschaftsgebiet der Habsburger ist gewaltig, schließt Österreich, Böhmen, Mähren sowie Teile der Niederlande ein. Außerhalb des römisch-deutschen Reichesgebietes das Geschlecht unter anderem über Ungarn und Kroatien.

Doch der Einfluss des Adelshauses, das es vor allem durch geschickte Macht- und Heiratspolitik zu Größe gebracht hat, reicht noch weiter. Schon seit der Mitte des 15. Jahrhunderts hat es die römisch-deutsche Kaiserwürde inne. Kaiser Karl VI., Maria Theresias Vater, steht damit dem Rang nach über sämtlichen anderen Fürsten des Heiligen Römischen Reiches, dessen höchster Richter und oberster Lehnsherr er ist. (Allerdings besitzt er tatsächlich kaum die Autorität, mächtigen Herzögen und Grafen seinen Willen aufzuzwingen.)

Wie andere mittelalterliche Regenten sind auch die Habsburger in jenen Jahrhunderten viel herumgereist, um überall in ihren Erblanden regelmäßige Präsenz zu zeigen. Erst Anfang des 16. Jahrhunderts haben sie damit begonnen, ihre Wiener Residenz – bis dahin eine von mehreren – zu einem festen Herrschaftssitz auszubauen.

Die Stadt, an der Ostgrenze des römisch-deutschen Reiches, aber im Zentrum des Habsburger-Gebietes gelegen, ist ein guter Ort zum Leben: Die Gebirgszüge des Wienerwalds beschützen sie vor allzu rauem Wetter,

Kaufleute bringen seit Jahrhunderten Waren und Wohlstand hierher. Denn in Wien kreuzen sich zwei bedeutende Handelswege: An der Stadt vorbei fließt, in mehrere Arme verzweigt, die Donau, die wichtigste Ost-West-Verbindung Europas; und von Süden her passiert eine Straße Wien, die vom Handelszentrum Venedig nach Böhmen führt.

Der Handel hat der Stadt Reichtum beschert. Schon im Mittelalter entstanden sandsteingepflasterte Straßen, Plätze und neben den üblichen Holzbauten immer mehr spitzgiebelige Steinhäuser, bald auch mit Fenstern aus Glas und mit Kellern, derart hoch und geräumig, dass manche scherzen, es gebe eine Ober- und eine Unterstadt.

Seine wahre Größe und Glorie wird Wien aber erst später erlangen. Denn vom 16. Jahrhundert an leben die Bewohner in steter Angst vor den Osmanen.


Schon nach deren erster Belagerung 1529 haben die Habsburger daher eine gewaltige Befestigungsanlage mit einer 25 Meter hohen Mauer errichten lassen, aus der bewachte Basteien hervorspringen. Dieser mächtige, gezackte Gürtel, der von einem Wassergraben und freiem Feld umgeben ist, schützt die kaum drei Quadratkilometer große Stadt und trennt sie von den umliegenden Vororten ab (heute verläuft dort die Ringstraße).

1736 aber, im Jahr der Hochzeit, schnürt der Schutzwall Wien ein.

Denn seit Reichstruppen und verbündete polnische Panzerreiter die Osmanen 1683 in einer Schlacht erneut vertrieben haben, wirkt die Stadt wie aus einem langen Albtraum erwacht. In kürzester Zeit ist Wien zur größten Metropole des römisch-deutschen Reiches herangewachsen. Viele der einstigen Bürgerhäuser sind um eine weitere Etage erhöht worden – oder mussten weichen für

VON DER WIENER HOFBURG aus gebieten die Habsburger über ihre Besitzungen, die von Schlesien bis Norditalien reichen. Für die einfachen Untertanen bleibt der monumentale Bau, der einen großen Teil der Stadt einnimmt, unzugänglich





große, vor Pracht strotzende Residenzen österreichischer Adelige, die die Nähe des Kaisers suchten. 248 Paläste zählt die Stadt um das Jahr 1730. Und noch immer hallen weithin die Hammerschläge der Zimmerleute, ziehen Wagengespanne Ladungen von Holz- und Dachschindeln zu den Baustellen in und vor der Metropole.

Denn für Anwesen mit weitläufigen, streng geometrischen Gärten, wie sie gerade groß in Mode sind, ist in Wien kein Platz. Daher haben Adelige begonnen, auch auf Arealen vor der Stadtmauer zu bauen. Prinz Eugen von Savoyen etwa errichtet das südlich gelegene Belvedere: eine Schlossanlage mit imposanter Fassade und riesenhaftem Park.

Nicht weit davon entsteht auf Geheiß des Kaisers ein neues, mit über 70 Meter Höhe monumentales Gotteshaus: die Karlskirche. Zwei mächtige, von goldenen Adlern gekrönte Säulen flankieren den Eingang sowie die türkisfarbene Kupferkuppel. Drinnen haben namhafte Maler die hohen Gewölbe mit Fresken von Engeln und biblischen Szenen verziert.

Als „Vienna gloriosa“ hat schon um 1700 ein Gelehrter seine vor Pracht gleißende, unaufhörlich wachsende Stadt gefeiert. Rund 150 000 Bewohner zählt sie mittlerweile (alle Vororte eingerechnet), fünfmal mehr als noch 200 Jahre zuvor.

Wie gestrig wirkt dagegen jener Ort, von dem aller Prunk ausgeht und der die Menschen von weiter anzieht: die Hofburg, die kaiserliche Residenz. Im Kern ist sie ein trutziges Viereck. Doch fast jeder habsburgische Herrscher hat der Anlage, deren Grundsteine bereits im 13. Jahrhundert gelegt wurden, mit der Zeit etwas hinzugefügt, einen neuen Flügel, einen neuen Trakt.

Zuletzt, unter der Ägide von Maria Theresias Vater, ist die Hofbibliothek mit ihrem Prunksaal hinzugekommen – sowie die Winterreitschule, in der sich der Jung-Adel hoch zu Ross übt. Das Gebäude steht einem Ballsaal in nichts nach, mit der kunstvollen Kassettendecke und den säulengesäumten Logen rundherum, von denen aus geladene Gäste die Vorführungen der gelehrigen, gelenkigen Lipizzaner-Hengste bestaunen, deren Pirouetten und Piaffen.

Doch trotz aller Modernisierungsmaßnahmen ist die Hofburg auch im Jahr von Maria Theresias Hochzeit noch immer eher eine Festung als eine barocke Residenz: verwinkelt, verworren angelegt, unmodern. Prunkvolle Ehrentreppen oder Gartenanlagen nach französischem Vorbild sucht man dort vergebens. Dem kaiserlichen

Hof ist die Wahrung der Tradition seit jeher wichtiger als die Mode.

DIE NOBLE HOCHZEITSGESELLSCHAFT hat sich an diesem 12. Februar 1736 inzwischen in einem prächtig dekorierten Saal versammelt: In der Mitte des Raumes steht eine Tafel, beschirmt von einem Baldachin und bedeckt von bodenlangen Tuchen, Silbergeschirr und kunstvollen Zuckerbäckereien.

Nur die kaiserliche Familie nimmt an dem festlich gedeckten Tisch Platz. Schon tragen Edelknaben, Mundschenke und Vorschneider opulente Speisen in einer Prozession in den Saal und servieren in untertänigster Haltung. Während des mehrgängigen Mahls reicht der Obersthofmeister, der ranghöchste Hofbeamte, den Herrschaften, dem Zeremoniell gemäß, mit streng vorgeschriebenen Bewegungen Handwasser und Servietten.

Diese „offene Tafel“ ist eine Demonstration von Pracht und Macht, bei der die Hofgesellschaft nur herumstehen und zuschauen darf – doch allein der Herrscherfamilie bei einem solchen Ereignis nahe sein zu dürfen, ist für sie die größte Ehre.

Als das Mahl beendet ist, geleitet die Hochzeitsgesellschaft die frisch Vermählten schließlich noch bis in ihr Gemach, wo auch das Brautbett steht. Dort wird sich das Paar dann „fleischlich vermischen“, wie es die Tradition verlangt.

Nichts geschieht spontan oder gar zufällig. Alles am Hof der Habsburger folgt einem strengen Drehbuch – an diesem wie an jedem gewöhnlichen Tag. Das Hofzeremoniell, das in seinen Grundzügen auf einem mittelalterlichen Regularium der Herzöge von Burgund beruht, durchwaltet den Alltag bis in die Kleinigkeiten. Und überträgt damit Maß und Ordnung Gottes, als deren Bewahrer der Monarch sich versteht, auf das irdische Regiment.

Das Zeremoniell legt etwa fest, wer sich in welcher Haltung dem Kaiser nähern darf – mit ein-, zwei- oder dreifachem Kniefall. Dazu gibt es weitere Regeln, je nachdem ob der Herrscher als Oberhaupt des römisch-deutschen Reiches auftritt oder als Fürst eines der habsburgischen Territorien.

Wie groß jemandes Unterschrift auf einem Dokument zu sein hat, wer in der Hofburg auf welchen Möbeln sitzen, auf wessen Gesundheit er trinken und welche Türschwellen er überschreiten darf: Alles, alles ist für jeden Höfling seinem Rang entsprechend vorgeschrieben.

In den kaiserlichen Privatgemächern empfängt der Herrscher nur höchste Gäste zum Gespräch. Anders als in Versailles, wo sich der französische Sonnenkönig schon

Rund 250 hohe Adels- familien leben in WIEN

VIELE HÄNDLER UND HANDWERKER kommen nur noch zum Arbeiten in die Stadt; zum Leben ist für sie dort kein Platz. In den mehrstöckigen Bürgerhäusern wohnen häufig Bedienstete des Kaiserhofs – die früheren Mieter sind in die Vororte verdrängt worden



morgens vor dem versammelten Hofstaat ankleiden ließ und zu dem fast jeder Untertan kommen durfte, wenn er denn nur ordentliche Kleider trug, leben die habsburgischen Herrscher in Wien äußerst zurückgezogen.

Zusammenkünfte bei Hofe sind durch die Vielzahl der Gebote anstrengende, oft konfliktreiche Angelegenheiten, Rangstreitigkeiten an der Tagesordnung.

Auch um diesen aus dem Weg zu gehen, bleibt beinahe die gesamte lothringische Bräutigamfamilie der Vermählung in Wien fern. Nur Franz Stephans Bruder ist zu den Feierlichkeiten angereist. Doch die Hofordnung untersagt seine Teilnahme am Hochzeitszug, die allein dem hiesigen Adel gestattet ist. Während der Trauung sitzt er wohl auf einer Tribüne, das abendliche Festmahl beobachtet er von einem Balkon aus; fürs Protokoll gilt er damit als abwesend.

Maria Theresia, die begehrteste Erbtöchter Europas, hat mit Franz Stephan von Lothringen einen dynastischen Zwerg zum Mann erhalten. Es ist – selten genug in diesen Zeiten arrangierter Ehen – eine Liebesheirat.

Die beiden kennen sich von Kindesbeinen an: Franz Stephan hat in Wien seine höfische Ausbildung genossen. Von inniger Zuneigung zeugen die Briefe, die Boten kurz vor der Hochzeit, während der vom Protokoll verlangten Trennungszeit, zwischen beiden hin- und hertragen.

„Wie ein armes Hündchen“ sehnte sie sich nach einer Nachricht, schreibt Maria Theresia ihrem Verlobten. Und verabschiedet sich von ihm mit: „Adieu Mäusel – Eure Euch über alles liebende Braut.“ Die beiden werden als Eheleute sogar häufig in einem Bett schlafen, „wie die Bauern“, lästert ein Höfling bald. (Unter Adeligen ist es üblich, dass der Mann die Frau des Nachts nur besucht.)

Mag die kaiserliche Familie auch zurückgezogen leben, ihr Wiener Hof ist kein Ort der Einsamkeit. Nicht nur an Tagen großer Zeremonien gleicht die Hofburg einem riesenhaften Bienenstock. Ein gewaltiges, mit den Jahren stetig gewachsenes Gefolge umschwirrt die Majestäten: mehr als 2000 Männer und Frauen unterschiedlichsten Ranges, die in Haushalt, Ställen, Werkstätten und Kanzlei für die Kaiserfamilie Dienst tun. Bedeutende Ämter wie das des Obersthofmeisters bekleiden erwählte Hochadelige, die wiederum über ein Heer kleinadeliger und einfacher Dienstleute gebieten.

Nun, in den Wintermonaten, eilen die Kammerheizer schon vor Tau und Tag herbei, um ihre Arbeit aufzunehmen. Bald knistern auch die Feuer in der Küche, und Mundköche, Zuckerbäcker, Kesselputzer fangen

mit der Vorbereitung der Mahlzeiten an. Scharen von Dienern, Edelknaben und Kammerfräulein beginnen mit ihrer meist 15 Stunden währenden Schicht. So wie all die Sesselträger, Kutscher, Stall- und Futterknechte, die Edelsteinbohrer, Gold- und Perlensticker, die Kompass-, Barometer- und Uhrmacher.

Um Maria Theresias Wohlbefinden bemühen sich nach der Hochzeit etwa 30 Bedienstete – deren Aufgaben bis ins Feinste ausdifferenziert sind. In ihrem Gefolge gibt es etwa eine Weißwäscherin, die sich um nichts anderes als ihre Leibwäsche kümmert. Denn wie alle hohen Adelligen wechselt sie die gleich mehrmals am Tage, um sauber zu bleiben. Sich mit Wasser zu reinigen, ist verpönt; das Nass dringe durch die poröse Haut in den Körper ein und bringe die Säfte durcheinander, lehren Mediziner. Leibkröserinnen bügeln die Spitzenwäsche der jungen Frau, Kammerzofen helfen ihr in die Kleider.

Die Kaisertochter hat sogar eine Haubenhefterin, die morgens für das Anlegen ihres Haarschmucks zuständig ist. Solche Dienerinnen kommen ihr nah wie kaum jemand sonst – und bleiben ihr doch fern. Nie spricht sie wohl auch nur ein persönliches Wort mit ihnen; noch ihren Kindern wird sie einschärfen, ja keinen vertraulichen Umgang mit dem einfachen Personal zu pflegen. Sie fürchtet dessen Indiskretion: Wiederholt haben Bedienstete Intimitäten aus den kaiserlichen Gemächern ausgeplaudert, von tatsächlichen oder erfundenen Affären erzählt.

Die Tochter einer Zofe wird nach Maria Theresias Tod in einem Buch über die Empfindlichkeiten der eitlen, ungeduldigen Habsburgerin schreiben, die ihre mühevoll gesteckte Frisur zerrupfte, wenn sie ihr nicht gefiel.

Die meisten Gäste, oft Adelige aus dem habsburgischen Imperium und dem römisch-deutschen Reich, aber auch Gesandtschaften auswärtiger Potentaten, die dem Kaiser ihre Aufwartung machen, sind tief beeindruckt von der schieren Größe des Gefolges. Noch mehr aber staunen sie über die Anzahl bedeutender Adelliger am Wiener Hof.

Etliche Noble aus dem Habsburgerreich haben mittlerweile eines der Bürgerhäuser im Schatten der kaiserlichen Residenz erworben und prachtvoll ausgebaut, sich sogar eine Grabstätte in den umliegenden Kirchen gesichert – um im Leben wie im Tod die Nähe des Kaisers zu suchen. Vor allem aber, um dabei zu sein, wenn er einen der hochrangigen Posten im Hof- oder Staatsdienst, den Ministerien oder Kanzleien verteilt.

Es gibt dabei keine klaren Anforderungen, keine Karriereleitern; der Monarch vergibt Ämter allein nach Gunst, Stand und Gutdünken. Und so strömen sie alle herbei und buhlen um Anerkennung.

Mag Versailles auch deutlich prachtvoller sein – gesellschaftlich bedeutender ist in diesen Jahren der Wiener Hof. Auf engstem Raum leben hier rund 250 hochgeborene Familien, darunter alteingesessene Geschlechter wie von Harrach, Daun-Kinsky oder Trautson, die zu den mächtigen und einflussreichen am Kaiserhof zählen. Adelige wie Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg, der später zu einem wichtigen Berater Maria Theresias werden wird, nutzen in Wien die Nähe zum Herrscher, um zu Einfluss und Ruhm zu gelangen.

DOCH DIE unter anderem durch Staatsgüter, Zölle und Mauten finanzierte Hofhaltung der Habsburger ist kostspielig, die kaiserliche Kasse daher fast immer leer. Immer wieder mischen sich daher auch Hochstapler unter die Höflinge – Alchemisten, die versichern, etwa Sand in Gold verwandeln und so neue Geldquellen für Seine Majestät aufzutun zu können.

Jetzt, im Jahr der Hochzeit, steht es derart schlecht um die Finanzen, dass die Beamten dem Herrscher vorgeschlagen haben, die Vermählungsmit den Faschingsfeierlichkeiten zusammenzulegen, die ebenfalls in diese Wochen fallen.

Aber der Kaiser lehnte entschieden ab: Man könne es sich nicht leisten, an Pracht zu sparen.

Denn tatsächlich dienen Prunk, Protokoll und Personal ja keinem Selbstzweck. Nur sichtbare Macht ist rechtmäßige Macht – dies ist das alles bestimmende Gesetz dieser Zeit.

Am HOF parliert man auf Franzö- sisch

Und so protzt nicht nur der Kaiser allein. Die hochrangigen Hofbeamten ahmen den verschwenderischen Lebensstil des Herrschers nach. In ihren Palästen dies- und jenseits der Stadtmauer gebieten sie oft selbst über einen eigenen Hofstaat mit Sekretären und Stubenmädchen, Gärtnern und Futterknechten.

Abends, im Kerzenschein, wechseln bei Kartenpartien unter den hohen Herrschaften mitunter kleine Vermögen ihre Besitzer – wie zum gegenseitigen Beweis, dass sie über die Mittel verfügen, im Spiel der Mächtigen mitzumischen.

Für viele Gastwirte, einfache Gewerbetreibende und Handwerker ohne Bürgerstatus, die über Jahrhunderte Wien bewohnt haben, ist dort nun kaum mehr Platz: Sie wurden hinausgedrängt in die umliegenden Vorstädte.

Denn die Adligen haben immer mehr Gebäude aufgekauft und so die Preise hochgetrieben, außerdem müssen Hausbesitzer Wohnungen bevorzugt an Bedienstete der Kaiserfamilie vermieten.

Vor allem jene, die über ein beträchtliches Einkommen verfügen – Hoflieferanten, Großkaufleute, Bankiers, Wissenschaftler, Produzenten edler Lebensmittel, Zuckerbäcker –, sind in Wien geblieben. Das Leben vieler einfacher Untertanen aber, der Kürschner, Handschuhmacher oder Tagelöhner, spielt sich nun in den Vororten ab. Manche liegen nur wenige Hundert Meter von der Hofburg entfernt. Und doch: Welch eine andere Welt! Ärmlich, chaotisch, unzählbar.

DIE DONAU macht Wien zu einem bedeutenden Handelsknotenpunkt und trägt zum rasanten Wachstum der habsburgischen Kapitale bei. Mit etwa 150 000 Bewohnern ist sie um 1730 die mit Abstand größte Metropole der deutschen Lande. Ein Nebenarm des Flusses trennt den Stadtkern vom Vorort Leopoldstadt (unten)



IN GOTTESHÄUSERN (hier die Peterskirche) predigen Geistliche Nächstenliebe – in Wirklichkeit aber sind Arme und Kranke meist auf sich gestellt

Dicht an dicht drängen sich dort oft beidseits enger Gassen mehrstöckige Häuser; viele davon sind erst in den vergangenen Jahren eilig hochgezogen worden, um die wachsende Menschenschar irgendwie unterzubringen.

Mancherorts sind bald selbst die Kellergeschosse bewohnt, in die kaum je Licht und Frischluft gelangen. Bricht in einer der Behausungen, wo über Feuer gekocht wird, ein Brand aus, steht rasch ein gesamter Straßenzug in Flammen. Seit Wien Jahrzehnte zuvor die erste Berufsfeuerwehr Europas gegründet hat, ist die Stadt zwar von Großfeuern verschont geblieben, in den Vorstädten jedoch verlieren Arbeiter und Handwerker durch solche Katastrophen immer wieder ihre Wohnungen – oder sogar ihr Leben.

Kommen die Tagelöhner am Abend von der Arbeit zu ihren Unterkünften zurück, steigen sie bisweilen über die Bettler hinweg, die in den Gassen hausen. In dem Vorort Josefstadt bietet ein Großarmenhaus immerhin etwa jedem zehnten der wohl 10000 Wohnungslosen in Wien und Umgebung Obdach.

Und all der Dreck und Abfall in den Straßen! Erst zum Ende des 17. Jahrhunderts hat der Kaiser eine Verordnung erlassen, um die fatalen hygienischen Verhältnisse in den Vorstädten und auch der Metropole selbst zu verbessern. Denn sie waren eine der Hauptursachen dafür, dass sich gefährliche Krankheiten wie die Pest immer wieder in der Metropole verbreitet und Tausende Opfer gefordert hatten.

Die Einwohner sind seither angehalten, Blut und Eingeweide, Eierschalen und anderen Unrat nicht mehr auf die Straßen zu kippen sowie tote Hunde, Katzen und Hühner aus der Stadt hinauszutragen.

Aber viele halten sich offenbar nicht daran.

Im Hochzeitsjahr 1736 scheint die Pest zwar besiegt, ebenso andere Epidemien wie die Pocken, die zuvor jährlich viele Tausend Opfer kosteten. Doch noch immer fürchten die Menschen die mörderischen Krankheiten, vor denen niemand gefeit ist.

Auch vor dem Kaiserhof machen sie nicht halt. Drei der 16 Kinder Maria Theresias werden an den Pocken sterben, sie selbst infiziert sich 1767 – und überlebt, nachdem sie bereits die Sterbesakramente empfangen hat, nur knapp, mit entsetzlichen Narben im Gesicht, die eitrige Pusteln hinterlassen haben (die Herrscherin wird später zu einer Wegbereiterin der Pocken-Impfung).

Anders als die Angehörigen des Kaiserhofes erhalten die Erkrankten in den Vorstädten kaum medizinische Hilfe. Vielen fehlt das Geld für die Behandlung. Ein zeit-



genössischer Schriftsteller sieht im wuchernden Wien auch daher einen „Schlund, der alle verschlingt“.

Vor allem die Überlebenschancen kleiner Kinder sind noch schlechter als in anderen europäischen Städten. Mehr als 50 Prozent der Neugeborenen erleben den ersten Geburtstag nicht, weil in den Geburts- und Krankenhäusern katastrophale hygienische Verhältnisse herrschen, Säuglinge von ihren Eltern schlecht versorgt oder unterernährt werden – oder weil sie ungewollt sind.

Schätzungen gehen davon aus, dass jedes zehnte Baby in den Vorstädten unehelich zur Welt kommt – im katholischen Wien eine ungeheure Schande. Und so legt manche ledige Mutter ihr Kleines einfach vor einer Kirche, vor Wohngebäuden oder einem Findelhaus ab. Andere Frauen gebären unter erbärmlichen Bedingungen in Spitälern, von wo aus die Kinder in Pflegefamilien vermittelt werden.

Doch trotz der Enge, trotz aller gesundheitlichen Gefahren strömen unentwegt Menschen aus anderen Teilen des Habsburgerreiches nach Wien. Sie suchen dort Abenteuer und Auskommen, das ihnen das oft eintönige Dasein auf dem Land nicht bieten kann, vielleicht aber die Hauptstadt mit der Residenz des Kaisers.

Denn so verschlossen die Hofburg auch sein mag, so leben von ihr doch weitaus mehr als jene 2000 Menschen, die direkt dort Dienst tun.

DIE GIER DES ADELS nach Pomp und Pracht gibt vielen in der Stadt Arbeit – auch weil jeder, der nach oben will, den höfischen Lebensstil zu kopieren versucht. Die Nachfrage nach luxuriösen Kleidern ist auch unter den Bürgern erheblich (ein lediger Mann des Mittelstandes gibt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts knapp 40 Prozent des Haushaltsbudgets für seine Garderobe aus, schätzt ein Zeitgenosse). Daher florieren Gewerbe wie die Seidenindustrie und Baumwollweberei.

Im Jahr der Hochzeit zählt man in Wien nicht weniger als 1646 Schneider und 1874 Schuster.

Viele Adelige machen erhebliche Schulden, um sich die Galakleider leisten zu können. Die Damen tragen während ihrer höfischen Auftritte stets ein kleines Säckchen bei sich, in dem sie die losen Goldfäden ihrer Gewänder sammeln, um sie später wieder zu Geld für neuen Luxus zu machen.

Auch viele Dienstboten, Winzer und Bauern bestreiten ihren Lebensunterhalt mehr oder minder durch den

Hof – und bisweilen sogar die Bedürftigen. Denn die Hochwohlgeborenen geben sich gern betont mildtätig.

Auch die Kaiserfamilie beschenkt immer wieder eigens ausgewählte Waisenkinder. Am Gründonnerstag lädt sie gar je zwölf alte Männer und Frauen ein, um ihnen – in der Nachfolge Jesu Christi – symbolisch die Füße zu waschen und sie zu bedienen.

Sonst aber haben Untertanen niederen Standes kaum Gelegenheit, den Herrschern nahezukommen. Wünsche und Anliegen an den Thron haben sie gewöhnlich schriftlich vorzutragen – was viele Menschen mangels Bildung gar nicht tun können.

Gelingt es ihnen doch, ist keinesfalls klar, ob die Bittschriften den Regenten erreichen oder gar bearbeitet und die notierten Wünsche erfüllt werden.

Maria Theresia hält das niedere Volk ohnehin lieber auf Distanz. In ihren Augen sind die meisten Untertanen faul. 30 „Bettlerfänger“ sind in Wien unterwegs, um all jene Menschen aufzusammeln, die andere um Geld bitten, ohne wirklich arbeitsunfähig zu sein. In einem Zuchthaus im Vorort Leopoldstadt sollen die angeblichen Schmarotzer dann zu Fleiß erzogen werden.

Auch ein derart drakonisches Vorgehen aber schreckt offenbar kaum jemanden davon ab, nach Wien zu kommen, um dort zu leben. Neben der Aussicht auf Arbeit lockt die Menschen vor allem ein reich gedeckter Tisch. Denn so elend die hygienischen Verhältnisse in etlichen Vorstädten auch sein mögen, so sind die Menschen, selbst viele ärmere, erstaunlich gut zumindest mit Grundnahrungsmitteln versorgt. Das Angebot an Waren jeder Art ist wohl auch wegen der günstigen Lage Wiens üppig – und die Preise sind entsprechend niedrig.

Die meisten Lebensmittel stammen aus den verschiedenen Teilen des habsburgischen Herrschaftsgebiets, das groß, fruchtbar und vielfältig ist.

Und so kommen aus anderen Regionen Österreichs Wein, Kälber, Salz, Obst und Geflügel in die Residenzstadt, aus Ungarn Fleisch von Ochsen, Schweinen und Schafen sowie Wildbret in rauen Mengen. Böhmen und Mähren liefern Fasane, Fische, Eier und Getreide. All diese Waren werden auf den verschiedenen Wiener Märkten vertrieben, die sich über die Stadt verteilen.

Die Bauern aus dem Umland bieten dreimal wöchentlich auf dem Hohen Markt – einem lang gestreckten Platz, gut 500 Meter nordöstlich der Hofburg – ihre Erzeugnisse an. Gleich nach Sonnenaufgang rumpeln



FRANZ STEPHAN, Maria Theresias Mann, stammt aus eher unbedeutendem Hause – eine seltene Liebesheirat in Zeiten arrangierter Beziehungen

jeden Dienstag, Freitag und Samstag Karren über die Pflastersteine und bringen Kohl, Kohlrabi, rote Rüben, Sellerie, Rettich herbei.

Jetzt, im Winter, sind an frischem Grün allerdings allein Brunnenkresse und Winterrapunzel zu haben. Besonders vielfältig ist die Auswahl an Fisch, denn Seekarpfen und Stör, Saibling, Steinbeißer, Lachsforellen und Hering dürfen die katholischen Wiener auch an den zahlreichen Fastentagen im Jahr verspeisen.

Eine Fahne über dem Platz zeigt den Verkaufsbeginn an; anschließend laufen die Kunden, streng nach Stand und Rang geordnet, durch die endlosen Reihen der Verkaufsstände. Das Erstkaufsrecht haben traditionell die Bürgerinnen, erkennbar an ihrer feineren Kleidung, nach ihnen sind die Geistlichen an der Reihe, dann das Hofgesinde – anders als die Bürgerfrauen tragen die Dienerinnen kürzere Röcke aus derben Stoffen.

Kommt es zum Streit, weil sich einer vordrängelt oder Händler und Interessent sich nicht einig werden über den Preis, sind derbe Flüche im Wiener Dialekt zu hören – der Sprache der einfachen Leute. Bei Hofe parliert man meistens auf Französisch, Italienisch, Latein.

Vom Bürgermeister beauftragte Marktrichter streifen durch die Straßen. Sie kontrollieren, dass niemand abseits der vorgegebenen Plätze Geschäfte macht, andere Beamte prüfen die Qualität der Waren. Übrig gebliebenen Karpfen oder Heringen haben die Händler nach Marktende die Schwänze abzuschlagen, damit sie die Tiere später nicht doch als Frischware anbieten.

Erst wenn die Fahne wieder eingezogen ist, bedienen sich alle anderen Wiener an dem, was noch in den Auslagen prangt. Frauen von Handwerkern ohne Bürgerrecht kaufen Gemüse ein, Gastwirte lassen sich Geflügel abwiegen (70 Kilo Fleisch und Fisch nimmt ein Wiener im

Durchschnitt pro Jahr zu sich, weitaus mehr als Bewohner anderer Metropolen wie Berlin oder London).

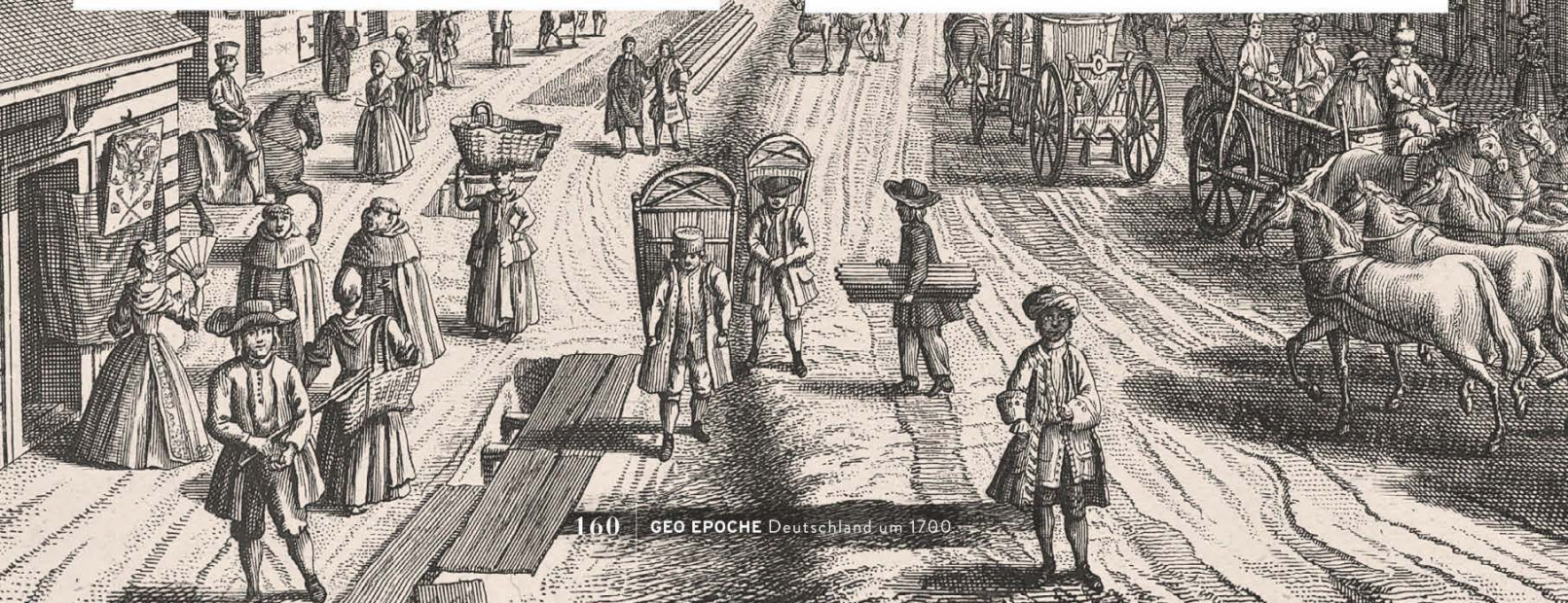
Später bieten die Wirte das Gekaufte in ihren Lokalen vor allem in den Vorstädten in mehrgängigen Menüs an. Vier Schüsseln, gefüllt mit Speisen wie Suppe, Gemüse und geschmortem Fleisch, sind bereits für sechs Kreuzer zu haben – und damit selbst für einen einfachen Gesellen, der im Sommer auf den Wiener Baustellen rund 25 Kreuzer am Tag verdient, zuweilen erschwinglich.

Weil die Wiener Bäcker die Metropole kaum mehr versorgen können, dürfen seit dem 17. Jahrhundert auch Betriebe im Umland ihre Waren dorthin liefern. Damals schleusten Auswärtige zudem Semmeln und Kipfel aus weißem Mehl, die dem Adel vorbehalten waren, heimlich nach Wien. Die einheimischen Konkurrenten protestierten – und einigten sich mit dem Stadtrat darauf, das begehrte Gebäck selbst zu produzieren. So müssen sich die Bürger nicht mehr mit dunklem Brot zufriedengeben.

Die Bäcker lassen ihre Semmeln, Hörnchen und Brezeln außer auf den Märkten auch von mobilen Brothändlern vertreiben, die in vielen Gassen zu finden sind, unweit von Bratlbatern und Würstelbuden.

JEDEM, DER IN die Stadt kommt, fällt das reiche Speisenangebot und die Schlemmlust der Wiener auf. Den hohen Herrschaften missfällt sie jedoch, und daher schickt der Hof schon im 17. Jahrhundert „Häferlgucker“ los, die Küchen und Keller niederer Schichten kontrollieren und besonders delikate Speisen wie edles Konfekt verbieten. Schließlich stellt es die gottgewollte Ordnung auf den Kopf, wenn die Handwerker so essen wie der Adel.

Während die vornehme Gesellschaft drüben in der Hofburg nach festem Drehbuch feiert, geht es in den Straßen der Vorstädte abends oft laut und wild zu. In den Wirtshäusern, von denen es allein in der Leopoldstadt mehr als 40 gibt, heizt häufig der Wein die Gemüter an.



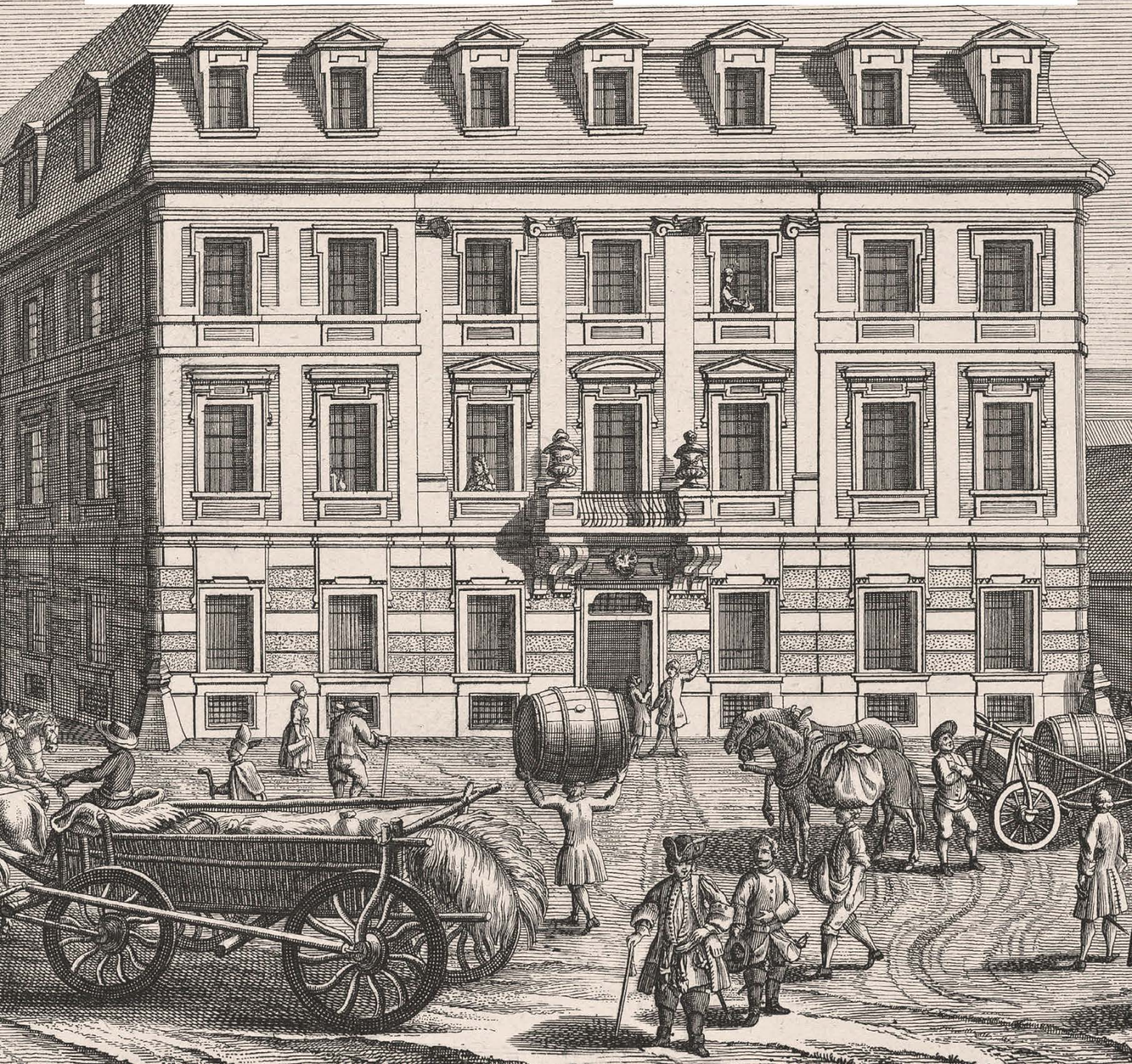
DIE EINNAHMEN etwa durch Zölle und Mauten (hier Warentransporte in der Leopoldstadt)
können die Kosten der Hofhaltung nicht aufwiegen – die Staatskasse ist fast immer leer


In den Kaffeehäusern hingegen herrscht eher nüchterne Geselligkeit. Hier treffen sich die gebildeten Bürger der Stadt und trinken Kaffee, dieses neue Modegetränk, das aus dem Reich der Erzfeinde stammt, der Osmanen.

Vielleicht unterhalten sie sich schon über die aufklärerischen Ideen von Gleichheit und Brüderlichkeit, die zu dieser Zeit in Europa aufkeimen. Und sie lesen Zeitschriften wie das „Wienerische Diarium“, die über das Treiben am Hof informieren.

Fliegende Händler gehen durch die Gassen und versuchen, „Zeitungslieder“ meist anonymer Geistlicher, Denker und Studenten zu verkaufen: Texte zu bereits bekannten Melodien, die fast jedes aktuelle Ereignis in der Stadt verarbeiten – gewiss auch die Vermählung der Kaisertochter.

Oft drängen sich die Menschen bis spät in der Nacht in den Straßen und Gassen. Wer nicht mehr laufen kann oder will, lässt sich von Sesselträgern transportieren oder





von den pferdegezogenen Fiakern, die in der hell erleuchteten Stadt feste Standplätze haben. Seit 1688 schon stehen dort Straßenlaternen mit Talglichtern, um Räubern und anderen Verbrechern die Deckung zu nehmen.

Etliche zieht es aus der Stadt hinaus zum Spittelberg, einer finsternen, verruchten Gegend mit zahlreichen Gaststuben, in denen Kupplerinnen und leichte Mädchen ihre illegalen Dienste anbieten.

Wien gilt – wie so manche europäische Metropole – als Hochburg des Ehebruchs. Doch die katholische Moral macht es nötig, zumindest den Anschein von Keuschheit vor und Treue nach der Vermählung zu wahren, in den Vorstädten wie bei Hofe. Zwar haben auch hier Fürsten häufig Geliebte, jedoch gilt es als Tabu, Affären offen auszuleben. Bei festlichen Anlässen treten die Adeligen daher mit ihren Ehefrauen auf.

Auch Maria Theresias Mann Franz Stephan wird sich nach der Hochzeit manchen Seitensprung erlauben. Seine Gemahlin kränkt dies ungemein.

Sie bändigt ihre Eifersucht, wird ihren Ärger aber Jahre später mit unnachgiebiger Härte an ihren Untertanen auslassen – und einen Feldzug gegen die weitverbreitete Unkeuschheit starten.

Mehr als 300 höfische Spitzel werden auschwärmen, um auf den Straßen nach dem Rechten zu sehen. Besonders hart trifft es Prostituierte: Gehilfen der Sittenwächter schneiden ihnen die Haare ab, übergießen die Glatzen mit Pech und sperren die Frauen dann in ein Zuchthaus.

Bei mehrmaligem Vergehen deportiert man sie per „Wasserschub“ über die Donau bis an die Grenzen des Habsburgerreiches.

Maria Theresia lässt sie für all das büßen, was ihr Mann und seine Geliebten ihr bei Hofe antun. Indes verkürt sie Franz Stephan in Briefen an Verwandte und Vertraute als „besten Ehemann der Welt“ und „anbetungswürdigen Gemahl“. Nichts soll das Bild des innigen Paares schmälern, das sie seit ihrer prunkvollen Vermählung in der Wiener Hofburg abgeben.

Als der zweite Tag der Feierlichkeiten anbricht, haben die Damen in der Nacht womöglich nicht geschlafen: Das Aus- und Ankleiden ist wegen ihrer großen Roben so aufwendig, dass sie es morgens kaum pünktlich zur Festmesse schaffen würden. Am Abend dieses 13. Februar 1736 erwartet die Hofgesellschaft ein Höhepunkt des Programms.

Im Hoftheater wird die Oper „Achille in Sciro“ zum ersten Mal aufgeführt. Verfasst hat sie der Hofdichter

Pietro Metastasio, vertont der Komponist Antonio Caldara (italienische Opernkünstler gelten als die besten Europas und sind daher bei den Fürsten begehrt).

Der Vorhang hebt sich, und es folgt ein stundenlanges Spektakel um den mythischen Helden Achill, dessen Geliebte Deidamia und den Trojanischen Krieg. In kostbare Kostüme gewandete Sänger künden in Arien von Eifersucht, Verrat und Leidenschaft.

Die Aufführung dient nicht allein der Zerstreuung des Publikums – sondern vor allem der Machtdemonstration. Vor den Augen des versammelten Hochadels feiert der Hof seine Pracht und Größe.

Schon Maria Theresias Ahnen haben darum begonnen, die talentiertesten Künstler nach Wien zu holen, warben sie gar anderen Höfen ab. Die Unterhaltung der Opernbühne mit all ihren Werkstätten und Musikern ist einer der größten Posten im Hofetat. Noch wagt niemand, daran zu rütteln – weil nichts der habsburgischen Selbstverherrlichung dienlicher ist.

So steigen denn auch im Schlussbild der Hochzeitsoper der personifizierte Ruhm, die Liebe und die Zeit vom Himmel herab, singen das hohe Lied auf das glückliche Paar auf der Bühne – und huldigen damit zugleich Maria Theresia und Franz Joseph.

Und dann, beim Maskenball am folgenden Abend, scheinen die sonst so streng getrennten Welten Wiens plötzlich zu verschmelzen.

Einfache Untertanen feiern im kaiserlichen Ballsaal, wie sich anhand ähnlicher Hofveranstaltungen vermuten lässt: Ein Wirt und eine Wirtin empfangen die Gäste, Köche, Dienstboten, Bauern wandeln durch die prunkvolle Halle.

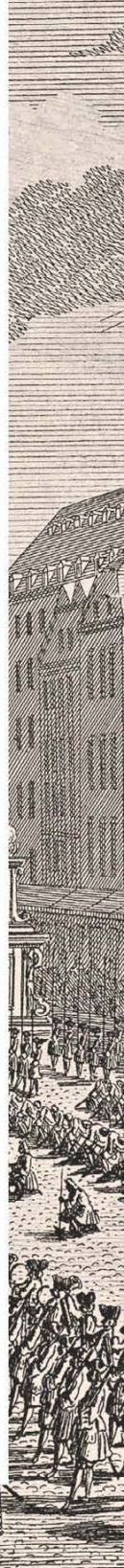
Doch tatsächlich sind all dies Edelleute – und sie mimen nur das niedere Volk. Der Kaiser und seine Frau geben das Wirtspaar. Solch ausgelassene Kostümfeste sind wohl die einzigen offiziellen Anlässe, bei denen die Hofgesellschaft dem Korsett des Zeremoniells für ein paar Stunden zu entfliehen vermag.

Die Adeligen können sich diese Vergnügen gönnen, weil sie sich ihres eigenen Status absolut sicher sind.

Mit dem Mummenschanz endet in den späten Stunden des 14. Februar 1736 das Hochzeitsfest – und in Wien nimmt der Alltag weiter seinen Lauf. Am nächsten Tag werden sich die Märkte der Stadt wieder mit Händlern füllen, die Straßen der Vorstädte wieder mit Brotverkäufern und Bratlblatern, die Wirtshäuser mit Spielern, die Nähstuben mit Schneidern, die bereits an den prächtigen Roben für das nächste Fest arbeiten.

Und auch bei Hofe geht das durch das Protokoll genormte Leben weiter, in unmittelbarer Nähe und doch

Die junge Fürstin muss KÄMP- FEN



in größtmöglicher Distanz zum einfachen Volk. Maria Theresia wird in den darauffolgenden vier Jahren drei Töchter bekommen.

Sie führt ein bis ins Kleinste geregeltes Dasein am Wiener Kaiserhof. Bald besetzt sie dort eine Schlüsselposition, gewährt Adeligen Audienzen, vermittelt Kontakte, überbringt dem Kaiser Botschaften und Bitten.

Während sich Ammen und Kinderfrauen um den Nachwuchs kümmern, geht sie außerdem Reiten, unternimmt Ausfahrten und singt Arien.

Doch dann ändert sich ihr Leben abrupt, als am 20. Oktober 1740 nach kurzer Krankheit ihr Vater stirbt, der römisch-deutsche Kaiser Karl VI. Der Herrscher hinterlässt keine männlichen Nachkommen – wohl aber ein mit Sorgfalt vorbereitetes Gesetz.

Darin hat er festgelegt, dass die Habsburger Erblande „unteilbar und untrennbar“ sind. Und dass auch eine Frau dieses Reich regieren darf, falls er ohne Sohn und ohne Enkel stirbt.

Mit gerade einmal 23 Jahren soll Maria Theresia die Habsburger führen, eine europäische Großmacht regieren.

Überdies ist ungewiss, wie die anderen Fürsten des Kontinents auf die „Weiberherrschaft“ reagieren werden. Eine Frau auf dem Thron: Das ist in den Augen etlicher Zeitgenossen ein Verstoß gegen die Ordnung Gottes und der Natur.

Und das Kaiseramt – die Herrschaft über das Heilige Römische Reich deutscher Nation –, das mit dem Tode des Vaters ja nun ebenfalls vakant ist, vermag sie ohnehin nicht zu erben (da das Reichsoberhaupt von den Kurfürsten gewählt wird und das Amt Männern vorbehalten ist).

Maria Theresia aber – ihren Lebtage standhaft bis zur Starrsinnigkeit – zögert nicht, ihr Erbe anzunehmen. Größer noch als ihr Ehrgeiz ist ihre tief religiöse Überzeugung, dass Gott sie dazu bestimmt habe, das habsburgische Reich zu führen und zu verteidigen.

Noch am Todestag des Kaisers tritt sie daher, leichenblass und in Trauerkleider gehüllt, vor den versammelten Hofstaat und lässt sich huldigen.

Doch außerhalb des Wiener Hofes formiert sich Widerstand gegen die junge Frau. Einige Fürsten versuchen, Maria Theresia das Erbe streitig zu machen. Der frisch gekrönte, machthungrige Preußenkönig Fried-

LITERATURTIPPS

BARBARA STOLLBERG-
RILINGER

»Maria Theresia: Die
Kaiserin in ihrer Zeit«

Brillant geschriebenes
Standardwerk (C. H. Beck).

PETER CSENDES U. A. (HG.)

»Wien, Geschichte
einer Stadt (16. bis
18. Jahrhundert)«

Detaillierte Stadt-
geschichte (Böhlau).

rich II. sieht eine günstige Gelegenheit, sich die wohlhabende, strategisch wichtige Habsburger-Provinz Schlesien einzuverleiben.

Schon Mitte Dezember 1740, kaum zwei Monate nach dem Tod des Kaisers, marschiert er dort ein. Friedrich glaubt, leichtes Spiel zu haben: Seine Armee ist modern, gut gerüstet und exzellent gedrillt. Außerdem stehen seinen 20 000 angreifenden Soldaten in Schlesien nur 6000 österreichische Kämpfer entgegen.

Die junge Regentin aber lässt sich davon nicht beeindrucken. Im folgenden Frühjahr schickt sie eine ebenfalls rund 20 000 Mann starke Streitmacht nach Schlesien – und stellt sich dem Duell. So prallen die beiden mächtigsten deutschen Herrscherfamilien aufeinander.

Der Krieg zwischen Habsburgern und Hohenzollern eskaliert zu einem Kampf um die Vorherrschaft im römisch-deutschen Imperium. Maria Theresia und Friedrich wetteifern nicht mit Prunk und Verschwendung, sondern allein mit Gewehren, Bajonetten, Kanonen. Jahrzehntelang wird das Duell der Großmächte die Geschichte des Heiligen Römischen Reiches bestimmen – und es an den Rand des Abgrunds treiben.

Der Konflikt wird die Habsburger zum Sparen zwingen, ihren Glanz zeitweise verblassen lassen. Maria Theresia muss vorübergehend sogar ihren Schmuck beileihen. Vor allem aber verändert den Hof in Wien schließlich der neue Geist, der in den folgenden Jahrzehnten die deutschen Lande durchdringt. Mit den Ideen der Aufklärung wandelt sich auch das Selbstbild vieler Fürsten, verliert der glänzende Schein, die Fassade der Repräsentation an Bedeutung.

Maria Theresia wird die Zahl der Opern reduzieren, die bis dahin Höhepunkt höfischer Hochzeiten wieder ihren waren. Sie entlässt Musiker; die Hofkapelle spielt fortan vor allem in Gottesdiensten. Und die abgeschottete Welt der Aristokraten Wiens öffnet sich mehr dem Volk.

Jagdreviere und Parks, Bibliotheken und Kunstsammlungen, die lange den hohen Herrschaften vorbehalten waren, darf nun auch das gemeine Publikum besuchen.

Ein Ballhaus, in dem sich allein Edelleute zu einer frühen Form des Tennis trafen, wird zum öffentlichen Theater umgebaut. Der Adel und die Niedriggeborenen kommen sich an diesen Orten plötzlich sehr nah. Eine neue Ära ist angebrochen. ◇

IN KÜRZE

Wien ist um 1730 die bedeutendste deutschsprachige Metropole, doch der herrschaftliche Prunk zehrt die habsburgische Staatskasse aus. Als die junge Regentin Maria Theresia 1740 vom Preußenkönig Friedrich II. angegriffen wird, zwingen sie die nun anbrechenden Kriegszeiten, an der luxuriösen Hofhaltung zu sparen. So trägt der Waffengang zum Ende des Barock in den deutschen Landen bei – mehr noch aber die Aufklärung, die ein neues, bescheidenes Herrscherbild mit sich bringt.



20 JAHRE



2000 GESCHICHTEN





100 HEFTE



Am 11. Dezember 2019 feiert die Redaktion von
GEOEPOCHE ihren 20. Geburtstag. Mit vielen Angeboten
– und einer ganz besonderen Jubiläumsausgabe

GEOEPOCHE

550 v. Chr. – 1600 n. Chr.

Das ALTE PERSIEN

Um 550 v. Chr. entsteht mit Persien eines der gewaltigsten Imperien der Geschichte, das sich schon bald über drei Kontinente erstreckt. Jahrhundertlang ringen mächtige Dynastien mit Griechen und Römern. Als sie sich schließlich muslimischen Eroberern geschlagen geben müssen, entwickelt sich daraus ein neues Perserreich – prächtiger denn je

1598 wird Isfahan zur Hauptstadt des nun von Muslimen beherrschten Persiens – mit Moscheen, deren blaue Kacheln den Himmel auf die Erde zu holen scheinen



Binnen nur rund 20 Jahren erobert ab etwa 550 v. Chr. das Oberhaupt eines bis dahin eher unbedeutenden orientalischen Herrschergeschlechts eines der gewaltigsten Imperien der Geschichte: Persien.

Das Weltreich, das jener König Kyros mit seinen Feldzügen begründet, erstreckt sich schon bald auf drei Kontinenten über eine Fläche von mehreren Millionen Quadratkilometern, von Südosteuropa bis nach Indien, vom Schwarzen Meer bis nach Ägypten.

Zwar geht das Reich des Kyros 200 Jahre nach dem Tod des Königs zugrunde, doch über Jahrhunderte werden in Persien immer wieder neue, nicht weniger gewaltige Imperien entstehen. Von prächtigen Residenzstädten aus gebieten die Monarchen über einen schillernden Vielvölkerstaat, den sie klug verwalten und mit geschickt kalkulierter Toleranz in religiösen und kulturellen Fragen innerlich zusammenhalten.

Der Prunk ihrer Paläste ist schon den Zeitgenossen unvergleichlich. In riesigen Sälen mit baumhohen Säulen empfangen die Großkönige Untertanen zu Audienzen und hohe Gäste zu opulenten Banketten.

Gut ausgebaute Fernstraßen verbinden selbst entfernteste Regionen des Imperiums, Kuriere legen Tausende von Kilometern in Rekordzeit zurück, persische Kaufleute schlagen lukrative Handelsbrücken von Europa bis nach China.

Nach außen demonstrieren die Perser Stärke, schicken schon im 5. Jahrhundert v. Chr. eine nie da gewesene Invasionsarmee nach Griechenland, erringen später verheerende Siege gegen die Legionäre Roms. Und müssen zwischenzeitlich dennoch unter König Dareios III., der sich wie seine Vorgänger selbstbewusst „König der Könige“ nennt, gegen den jungen Makedonen Alexander eine totale Niederlage hinnehmen.

Doch Persien erhebt auch da irgendwann von Neuem und bringt noch viele mächtige Dynastien hervor.

Und selbst als um 650 n. Chr. muslimische Eroberer das Reich übernehmen, ist dies nicht das Ende: Eine persisch-islamische Mischkultur entsteht, die unter anderem die orientalisch-hellene Herrlichkeit von Isfahan hervorbringt, einem wahren Weltwunder von einer Metropole.

GEOEPOCHE stellt das alte Persien vor – jene Zivilisation, in der sich wie nirgendwo sonst Macht und Pracht und Vielfalt miteinander verbanden.

Die nächste Ausgabe
von **GEOEPOCHE** erscheint am
9. Oktober 2019

Deutschland ist um 1700 noch kein Nationalstaat, sondern ein politischer Flickenteppich. 15 Millionen Menschen verteilen sich auf unzählige Grafschaften, Herzogtümer und andere Herrschaften. Sie sind arme Bauern oder reiche Kaufleute, einflussreiche Mätressen, erfinderische Gelehrte, verkannte Genies. Mit dem Anspruch absoluter Macht gebieten Fürsten wie August der Starke über ihre Territorien: Sie wetteifern in Kriegen, mit Prunk und Verschwendung, errichten gewaltige Schlösser, feiern wochenlange Feste. Den Preis der Gier nach Pracht und Ruhm zahlen die Untertanen – mit Steuern, oft sogar mit ihrem Leben. Und so liegen in den deutschen Landen des Barock Glanz und Elend oft nah beieinander.

